

Der Orient in akademischer Optik

Beiträge zur Genese
einer Wissenschaftsdisziplin

ORIENTWISSENSCHAFTLICHE HEFTE

Herausgegeben vom
Orientwissenschaftlichen Zentrum
der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Heft 20/2006

DER ORIENT IN AKADEMISCHER OPTIK

Beiträge zur Genese
einer Wissenschaftsdisziplin

Herausgeber

LUDMILA HANISCH

Orientwissenschaftliches Zentrum
der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Mühlweg 15, 06114 Halle (Saale)
Tel.: 0345-55-24081, Fax: 55-27299
hanne.schoenig@owz.uni-halle.de
www.owz.uni-halle.de

Die OWH erscheinen unregelmäßig.

Umschlag unter Verwendung des Wappens der Stadt Halle
mit freundlicher Genehmigung der Stadtverwaltung

© OWZ Halle (Saale) 2006

Die Reihe und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und
strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Druck:

Druckhaus Schütze GmbH, Fiete-Schulze-Str. 6, 06116 Halle (Saale)

Printed in Germany

ISSN 1617-2469

Inhalt

Einleitung		1
Annäherungen		7
Gabriele Ziethen	Christian Martin Joachim von Fraehn (Rostock 1782–St. Petersburg 1851) – Leben und Werk nach neuen Archivfunden	9
Bahodir Sidikov	Deutsche Mittelasienstudien (1852–1914) im Lichte der Orientalismus-Diskussion	19
Differenzierungen		29
Suzanne L. Marchand	Philhellenismus und ‚Furor orientalis‘	31
Johannes Renger	Die Altorientalistik als philologische und historische Disziplin an den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts	43
Stefan R. Hauser	Die Integration der Orientarchäologie in die Universitäten	63
Christina Leibfried	Die Etablierung der Sinologie an der Univer- sität Leipzig bis 1914	89
Sabine Mangold	Die deutsche Universität Straßburg und die Orientalistik (1871–1918)	123
Alain Messaoudi	Das Studium des Arabischen an den fran- zösischen Universitäten zwischen 1800 und 1950 vor dem Hintergrund der kolonialen Expansion	133
Erlebnisse & Visionen		143
Jan Schmidt	Exil im Orient – Die Briefe von Fritz Rudolf Kraus aus Istanbul, 1937–1949	145
Norbert Diekmann	Ein Werkstattbericht: Die Sammlung der Briefe Georg Jacobs (1862–1937)	155
Ludmila Hanisch	Briefe Hans Heinrich Schaeders (1896–1957)	167
Index		179
Autoren		183

Einleitung

Das Panel „Die Integration der Orientforschung in die neuzeitlichen Universitäten während des 19. Jahrhunderts und deren Ausdifferenzierung im Verlauf des 20. Jahrhunderts“ fand im Rahmen des XXIX. Deutschen Orientalistentags im September 2004 in Halle/Saale statt. Der Veranstaltung lag die Idee zugrunde, die Konturen und Inhalte von Fächern, die sich auf den Orient konzentrieren, im Verlauf Ihrer Verankerung in das moderne akademische Lehrangebot nachzuzeichnen. Die Beschäftigung mit dem Orient ist zwar einige Jahrhunderte älter als die neuzeitlichen Universitäten, aber die nun hervorgehobene Bedeutung der philosophischen im Vergleich zur theologischen Fakultät brachte zweifellos Modifikationen in der Beschäftigung mit dem Orient mit sich.

Da die neuzeitliche Universität mit den Ideen Humboldts und der Gründung der Berliner Universität, die auf diesen Vorstellungen basiert, gleichgesetzt wird, bot sich der Beginn des 19. Jahrhunderts als Ausgangspunkt der Betrachtungen an.

Der diachronische Blickwinkel wurde dank der Beiträge über die und aus den Nachbarländern um die Möglichkeit bereichert, Vergleiche anzustellen und Ungleichzeitigkeiten zu konstatieren. Ungeachtet aller griffigen Dichotomien und bipolaren Konstruktionen wie Europa und der Orient, West und Ost und weiterer haben die verschiedenen Länder Europas keineswegs deckungsgleiche Bilder vom Orient.¹

Beispielsweise weist bereits der deutsche Bildungsbegriff, dem die Idee zugrunde liegt, dass Bildung die ganze Person bereichern kann, in den europäischen Nachbarländern kein adäquates Pendant auf. In jedem Fall können wir festhalten, dass sowohl die Realgeschichte als auch die Genese und Konturen der akademischen Ausbildung der betrachtenden Länder Vorstellungen über den Orient beeinflussen.

Aus Gründen, die mit der Genese des Fachs sowie kolonialen Ambitionen und Erfahrungen verknüpft sind, konzentriert sich die Forschung der europäischen Orientalisten zudem auf unterschiedliche Regionen und Gegenstände. Genannt sei nur die weitgehende Abstinenz deutschsprachiger Philologen gegenüber den malaiischen Sprachen oder die geringen Kenntnisse, die orientalistische Forschung in Spanien über die Türkei akkumuliert.²

¹ Die Feststellung ist mittlerweile beinahe ein Gemeinplatz, der jedoch noch nicht ausreichend expliziert ist. Carl Heinrich Becker hat 1904 in seinem Artikel Panislamismus das weite Auseinandergang der Meinungen über das Phänomen mit den Hauptinteressengebieten der Spezialisten erklärt. Becker, „Panislamismus“, 231.

² Beispielsweise gab es in Deutschland während des 20. Jahrhunderts mehr Ethnologen als Philologen, die über Indonesien arbeiteten. Unterschiedliche Forschungsschwerpunkte in den einzel-

Mit den unterschiedlichen Fragestellungen und Perspektiven gehen notwendig abweichende Erwartungen hinsichtlich zukünftiger Entwicklungen im Orient, im Hinblick auf internationale Beziehungen und in Bezug auf die Stellung religiöser Minderheiten in den eigenen Gesellschaften einher.

Im Verlauf des Panel konnte die Differenz oder die Ungleichzeitigkeit der wissenschaftlichen Interessen mit Russland und mit Frankreich beleuchtet werden. Derartige Vergleiche bieten die Chance, Prämissen von Deutungsmustern zu erkennen und anhand manifester Differenzen über zukünftige Kooperationen zwischen den betrachtenden Ländern fundierter zu diskutieren. Dank der Beiträge aus Nachbarländern, aber auch aufgrund der Interventionen, die es während der letzten Jahrzehnte aus den betrachteten Ländern gab, bekommt der Forscher gleichsam von außen einen Spiegel seiner Forschungstätigkeit vorgehalten und kann Anregungen aufnehmen.

Annäherungen

Gabriele Ziethen berichtet über einen Gelehrten vom Anfang des 19. Jahrhunderts, der in seinen Studienjahren mit großem Eifer an verschiedenen Universitäten geisteswissenschaftliche Kenntnisse erwarb. Christian Fraehn legte sein Studium breit an, konzentrierte sich jedoch dann auf Orientalia, die zu seinen Lebzeiten zumindest in Deutschland als wenig wissenschaftlich angesehen wurden. Mit seinen Spezialkenntnissen fand er im Nachbarland Russland, das im Asiatischen Museum in St. Petersburg eine reiche Sammlung von Münzen aus dem Orient beherbergte, einen Wirkungskreis. Er konnte dort die Früchte seines Lerneifers ernten, sein numismatisches Wissen vermehren, die Münzen katalogisieren und seine Kenntnisse weitervermitteln.

Im Vorfeld der universitären Beschäftigung mit Mittelasien bewegt sich der Beitrag von Bahodir Sidikov. So genannte ‚Dilettanten‘, also Spezialisten, die sich außerhalb der Universität Wissen aneigneten, sammelten auf Reisen dank unmittelbarer Anschauung Kenntnisse von bis dato wenig erforschten Regionen. Teilweise standen sie als Militärs im Dienste des Zaren und partizipierten nach 1850 an den russischen Eroberungen in Asien. In Deutschland war das Interesse an Zentralasien gegenüber den Jahren der Wirksamkeit Fraehns sowohl in geographischer, philologischer und historischer Hinsicht gewachsen, weshalb ihre Texte dem deutschsprachigen Publikum vorgelegt wurden.

nen Ländern heben die Artikel hervor, die Azim Nanji in seinem Band *Mapping Islamic Studies* zusammengestellt hat.

Differenzierungen

Neben der Beschäftigung mit der klassischen Antike und partiell in Konkurrenz zu dieser konzentrierte sich eine Gruppe deutscher Philologen und Theologen auf die Betrachtung Mesopotamiens, welches den Schauplatz der vorbiblischen Geschichte bildete. Dieser von Suzanne L. Marchand herausgestellte ‚furor orientalis‘ befruchtete nicht allein die orientalistischen Studien, sondern beeinflusste bereits einige Jahrzehnte vor dem Bibel-Babel-Streit zugleich die Inhalte theologischer Diskussionen.

Johannes Renger zeigt, wie gering der Widerhall war, den Georg Friedrich Grotefends Entzifferung von Keilschriften zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland fand. Wenn es Friedrich Delitzsch etwa achtzig Jahre später gelang, der Assyriologie zu einer fast ‚explosionsartigen‘ Ausbreitung zu verhelfen, ist das zu großen Teilen dem französischen und später vor allem dem englischen Vorbild zu danken. Berlin sah nun in dem Erwerb und der Ausstellung von Funden aus Mesopotamien eine Möglichkeit, mit dem wissenschaftlichen Prestige von Paris und London mitzuhalten.

Neben der epigraphischen und philologischen Arbeit galt es Ende des 19. Jahrhunderts auch, das Freilegen der materiellen Reste des Alten Orients zu fördern. Außer dem Kaiser finanzierten private Mäzene die Ausgrabungen unter der Ägide der Deutschen Orientgesellschaft. Am Beispiel von Ernst Herzfeld schildert Stefan R. Hauser die Hindernisse, die selbst erfolgreiche Archäologen zu überwinden hatten, wenn sie ihre Disziplin, die vorderasiatische Archäologie, an der Universität verankern wollten.

Da das geographisch weit entfernte Ostasien nicht als Teil unserer Vorgeschichte angesehen wurde, bezog das ephemere Angebot ostasiatischer Studien zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgrund individueller Vorlieben der Wissenschaftler bisweilen entweder Sanskrit, Chinesisch oder andere ostasiatische Sprachen mit ein. Die sinologische Lehre und Forschung konturierte und profilierte sich nicht zuletzt dank des französischen Vorbilds, wie Christina Leibfried in ihrer Untersuchung über die Universität Leipzig zeigt.

Als dauerhaftes Vorbild fungierte das Nachbarland Frankreich nach der Darstellung von Sabine Mangold jedoch nicht. Im Gefolge des deutsch-französischen Kriegs unternahm das preußische Kultusministerium den Versuch, die deutsche Orientforschung französischen Wissenschaftlern als Vorbild zu präsentieren. Wenn dem Unternehmen ein geringer Einfluss und eine geringe Reichweite beschieden war, lag das zu großen Teilen an der ephemeren Existenz der Reichsuniversität Straßburg und an der gespannten Atmosphäre zwischen den beiden Ländern. Die Resultate der ausgezeichneten philologischen Arbeit strahlten hingegen

in das Reichsgebiet aus und förderten die Entwicklung der orientalistischen Studien in Deutschland.

Die Darstellung von Alain Messaoudi über die Entwicklung des Arabisch-Unterrichts jenseits des Rheins vergegenwärtigt, dass neben den Alttestamentlern, die in Deutschland eine große Rolle spielten, auch Erkenntnisinteressen katholischer Theologen das Interesse an der arabischen Sprache in den Jahren vor der Aufklärung förderten. Bis heute gibt es in Frankreich an einzelnen höheren Schulen dieses Unterrichtsangebot. Die zahlreichen Impulse, die die Arabistik seit beinahe zweihundert Jahren dank der französischen Kolonialgeschichte erhielt, bereicherten die Disziplin. In Frankreich bezieht die Philologie sozialwissenschaftliche Fragestellungen mit ein oder strebt eine enge Kooperation mit diesen an.

Erlebnisse und Visionen

Die letzten drei Beiträge basieren auf gleichartigem Quellenmaterial, beziehungsweise sie versuchen, auf dessen Wert für die Zeitgeschichte und für die Fachgeschichte aufmerksam zu machen. Zweifellos muss ‚viel Schotter bewegt werden, um zu Goldkörnern zu gelangen‘, andererseits lassen sich spontane Einschätzungen und angestrebte Pläne nicht auf andere Weise dokumentieren.

Alltagseindrücke und Impressionen seiner Exilsituation in der Türkei schildert der Altorientalist Fritz Rudolf Kraus in Briefen an seine Familie, die während des ‚Dritten Reichs‘ weiterhin in Spremberg/Lausitz lebte. Jan Schmidt, der diese Briefe vorstellt, illustriert den Blick des Spezialisten auf das Land am Bosphorus, sein Bild vom Orient und die Einblicke, die Kraus in seine Lehrtätigkeit und die Arbeit im Museum gewährt. Dank der eingehenden Schilderungen der prekären Lage aus der Feder seines Bruders Werner Kraus und dessen Erfahrungen unter dem Faschismus sowie in den Nachkriegsjahren beim Neubeginn im Osten Deutschlands stellt die Korrespondenz ein facettenreiches zeitgeschichtliches Dokument dar.

Die Specimen der Briefe aus der Feder des Turkologen Georg Jacob, der bekannt wurde durch sein Interesse am mittelalterlichen Handel, an Beduinen und an darstellender Kunst, enthalten die Vorstellungen Jacobs über die Inhalte islamwissenschaftlicher Arbeit. Norbert Diekmann stellt sie aus seiner Sammlung von einigen hundert transkribierten Schriftstücken zur Verfügung. Jacob suchte vor allem mit der Ausbreitung der materiellen Kultur die Gemeinsamkeit der menschlichen Geschichte zu dokumentieren. Wie man an seinen Bemerkungen über Hans Heinrich Schaeder sehen kann, zeigte er für die Verbreitung religiöser Ideen lebhaftes Interesse, auch wenn er selbst auf diesem Gebiet nicht forschte.

Zum Schluss wird an Hans Heinrich Schaefer erinnert, dessen Andenken in der Fachwelt offensichtlich von Ambivalenzen geprägt ist. In der Erinnerung seiner Schülerinnen und Schüler hat der Spezialist für die persische Sprache und den Iran einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.³ Sein Ansatz, die philologische Sprachbetrachtung zu überwinden, bestand in der Suche nach dem Weg und dem Austausch religiöser Vorstellungen. Für ihn bedeutet islamwissenschaftliche Forschung Ideengeschichte, während ihm die materielle Kultur nicht ins Blickfeld gerät. Bei der Rekonstruktion dieses Zweigs der vorderasiatischen Studien steht die Auseinandersetzung mit seinem Beitrag noch aus. Ebenso wie bei Georg Jacob wurden bisher kein Nachlass und keine unveröffentlichten Aufzeichnungen nachgewiesen. Seine weit ausgreifenden Vorstellungen deutet er in den hier vorliegenden Zeilen an.

Ebenso wie aus den Briefen nur Kostproben ausgewählt werden konnten, verhandelten die Beiträge des Panel nur vereinzelte Aspekte der Geschichte der Orientforschung. Wenn sie dazu anregen, über Lücken und fehlende Perspektiven nachzudenken oder gar weitere Zugänge anzuregen, hat sich die Versammlung und die Sammlung der Beiträge reichlich gelohnt.

Die Anregung zu dem Panel kam von Professor Jürgen Paul während Professor Stefan Leder die Publikationsmöglichkeit zur Verfügung gestellt hat. Bei ihnen möchte ich mich herzlichst bedanken ebenso wie bei Dr. Hanne Schöning für ihren nie nachlassenden Eifer bei der Herausgabe des Bandes.

April 2006

Ludmila Hanisch

³ Das entnehme ich einer brieflichen Mitteilung seines Schülers Franz Rosenthal vom 28.5.1999, der sich dankbar an seinen Lehrer erinnerte. Siehe dazu auch: die Erinnerungen von Annemarie Schimmel, *Morgenland und Abendland*. Wenn man die Materialien von Schaefer und die Äußerungen über ihn zusammenstellt, wird deutlich, dass sowohl seine Zeitgenossen als auch seine Nachfolger diametral entgegen gesetzte Impressionen von ihm hatten. Den ausführlichsten und sensibelsten Nekrolog schrieb Omeljan Pritsak, „Hans Heinrich Schaefer“, in der *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*. O. Pritsak (*1919), der in Kiew studiert hatte, kam als Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland. Dank seiner Fachkenntnisse wurde er von Richard Hartmann aus dem Lager herausgeholt und für wissenschaftliche Arbeiten rekrutiert. Nach Kriegsende folgte er Schaefer nach Göttingen, wo er promovierte. Siehe Behn, *A Concise Biographical Companion*, 161.

Bibliographie

Becker, Carl Heinrich: „Panislamismus“, in: id., *Islamstudien*, Bd. II. Leipzig 1932, 231–251.

Behn, Wolfgang: *A Concise Biographical Companion to Index Islamicus*, Vol. 3. Leiden 2004.

Nanji, Azim (ed.): *Mapping Islamic Studies: Genealogy, Continuity and Change*. Berlin/ New York 1997.

Pritsak, Omeljan: „Hans Heinrich Schaeder“, in: *ZDMG* 108 (1958), 21–40.

Schimmel, Annemarie: *Morgenland und Abendland – Mein west-östliches Leben*. München 2002.

ANNÄHERUNGEN

Christian Martin Joachim von Frähn (Rostock 1782–St. Petersburg 1851) – Leben und Werk nach neuen Archivalien

Gabriele Ziethen

Marito et conviatori in urbe sc. Petropoli

„Discendae studio pugnavi“ – „Mit Lerneifer habe ich gekämpft...“ – Worte nicht aus der Rückschau auf ein erfülltes Leben, sondern aus dem in lateinischer Sprache verfassten Promotionsgesuch, das der 23jährige Christian Martin Frähn an die Universität Rostock richtete. Die Früchte seines Lerneifers sollte er in überreichem Maße ernten können.

Über den Begründer der islamischen Numismatik am Asiatischen Museum in Sankt Petersburg, das ein Bestandteil der von Peter dem Großen gegründeten Kunstammer wurde, die bedeutenden Stationen einer bewundernswerten akademischen Karriere und eines mit Fleiß und Mut gestalteten Lebensweges berichtete dessen Nachfolger Johann Albert Bernhard von Dorn¹ in den Jahren 1855 bzw. 1877. Von Dorn konzentrierte sich allerdings auf die Bewertung der gereiften wissenschaftlichen Leistung Frähns, zumal er mit Frähn durch Verchwägerung aufs engste familiär verbunden war.² Beide Wissenschaftler konnten im Ausland offensichtlich ein besseres Wirkungsfeld finden als in ihrer Heimat, wo die Beschäftigung mit Orientalia zu jener Zeit schwer in eine Berufstätigkeit einmünden konnte. Während Frähn seine Laufbahn im Zarenreich unmittelbar nach der Ausbildung in Deutschland begann, besuchte Dorn England und hörte bei Sylvestre de Sacy in Paris.³

¹ Bernhard Dorn wurde am 11.5.1805 in Scheuerfeld b. Coburg geboren und starb am 31.5.1881 in St. Petersburg. Er war von 1842 bis 1881 Direktor des Asiatischen Museums.

² Dem Text dieses Vortrags liegt die Publikation des Lebenslaufes Frähns zugrunde, die auf eine langjährige freundschaftliche Anregung von Prof. Dr. Efim A. Rezvan, Peter the Great Museum of Anthropology and Ethnography (Kunstkamera)/ Russian Academy of Sciences, Sankt Petersburg, zurückgeht. Darüber hinaus danke ich E. A. Rezvan für die Zusendung mehrerer Publikationen, die wesentlich zur Erhellung des Themas beitrugen. Ziethen, „Fraehn“. In diesem Aufsatz sind alle hier erwähnten biographischen Daten Frähns sowie die seiner akademischen Lehrer im Einzelnen nachgewiesen. – Herrn PD Dr. Stefan Heidemann, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Sprachen und Kulturen des Vorderen Orients, Lehrstuhl für Semitische Philologie und Islamwissenschaft – Orientalisches Münzkabinett, danke ich für den freundlichen Hinweis, dass sich auch in Jena weitere Archivalien befinden. Siehe auch: Fück, „Dorn“.

³ Fück, „Die arabischen Studien“, 241.

Angeregt durch eine landeskundlich-archäologische Studie, welche die Autorin dieses Beitrags mit Frähns 1834 in Sankt Petersburg publizierten Darlegungen arabischer Quellen zur frühmittelalterlichen Geschichte der Stadt Mainz⁴ bekannt machte, lag die Suche nach Archivalien aus dem frühen Leben Frähns nahe, zumal solche frühen, biographisch-prosopographisch auswertbaren Quellen über den Gelehrten bisher nicht publiziert wurden.⁵

Zu Frähns familiären Ursprüngen zurückgehend, konnten im Archiv der Hansestadt Rostock Familiendokumente,⁶ im Universitätsarchiv Rostock⁷ der am 12. Januar 1805 in Aula Bona/Kanton Waadt, Schweiz, unterzeichnete Lebenslauf aufgefunden werden. Hinzu kamen noch ebenfalls im Stadtarchiv Rostock aufbewahrte Dokumente aus dem Archiv des Orientalisten Franz Babinger.⁸ Darunter befand sich auch eine kurz vor dem Tod Frähns entstandene Photographie, die möglicherweise die Vorlage des in St. Petersburg aufbewahrten Stahlstiches ist.

Die frühen Familiendokumente und der in lateinischer Sprache verfasste Lebenslauf von 1805 stehen somit im Mittelpunkt meiner Darstellung.

Karriere, Wohlstand und Ansehen waren Frähn nicht in die Wiege gelegt worden. Er wuchs in einfachen Verhältnissen auf. Der Vater Daniel Christian Frähn, von lutherischer Konfession, ist am 15. August 1761 als Bürger von Rostock mit dem Beruf Schneider belegt. Das Traubuch der Kirche St. Jacobi weist zwei Heiraten des Vaters auf. In erster Ehe war der Vater mit der Witwe eines Schneiders, Anna Catharina Dorothea Pos(s)elen, verheiratet. Sie und ein im Januar 1767 geborener Sohn verstarben bald nach dessen Geburt. Im Anschluss an eine kurze Trauerzeit von einem halben Jahr und wahrscheinlich durch die Nöte der Haushaltsführung in einem Handwerksbetrieb veranlasst, heiratete Frähns Vater am 22. Juli 1767 Margaretha Maria Lincken/Linck. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor. Frähn erwähnt in seinem Lebenslauf einen Bruder, dessen Name aber nicht genannt ist.

⁴ Fraehn, *Beleuchtung*, 1834, 87–99; Ziethen, „Abendland“, 385–430, bes. 399f.

⁵ Dorn, *Das Asiatische Museum*; id., *Fraehnii opusculorum postumorum*; Klenz, „Frähn“; Fück, „Frähn“; [Anonymus], „Frähn“.

⁶ Archivalie Nr. 1.1.22 no. 128.

⁷ Promotionsakte des Christian Martin Fraehn, phil. Fak. 6/1804.

⁸ Franz Babinger stand in Korrespondenz mit dem Stadtarchivar von Rostock, Dr. E. Dragendorff. Die Korrespondenz vom 17.11.1917 per feldpostbrieflicher Zustellung ist von Dr. Babinger mit seiner Rangangabe als Leutnant gekennzeichnet. Seine weitere Korrespondenz (unter Angabe seiner Würzburger Privatanschrift) stammt vom 6. Dezember 1917. Beantwortungsvermerke sind ebenfalls erhalten und zeugen von der sorgfältigen Ablage im Rostocker Archiv. Babinger weist in seiner Korrespondenz auf die Notwendigkeit einer Biographie zum Leben Frähns hin. Daraus ergibt sich m. E. auch die Überlassung der Photographie an das Archiv in Rostock.

Christian Martin Frähn selbst, getauft in der Rostocker Kirche St. Jacobi am 6. Juni 1782, wurde sehr spät in der zweiten Ehe seines Vaters geboren, ein offenbar deswegen besonders geliebtes Kind, wie aus den zarten Andeutungen im Lebenslauf zu schließen ist.

Breiten Raum nimmt im Lebenslauf die Zusammenfassung des familiären Lebens im Schneiderhaushalt der Eltern ein. Trotz sehr knapp bemessener materieller und finanzieller Mittel – in der damaligen Zeit keine Seltenheit – legten die Eltern großen Wert auf Wissensvermittlung und Schöngestigkeit. Neben dem Schreiben von Gedichten und dem Singen religiöser Lieder wurden Bücher angeschafft. Der junge Christian Martin bekam von seinem Vater schon vor Eintritt in die Elementarschule ein Lese- und Lernpensum verordnet, wobei der offenbar ältere Bruder bei diesen Übungen die Aufsicht zu führen hatte; doch fehlte allem die Methode. Ein Einblick in das Schneiderhandwerk erfolgte zwar auch, für Christian Martin war aber ein Lebensweg außerhalb des Handwerkes vorgesehen. Diesem Plan blieben die Eltern unter großen persönlichen Entbehrungen treu, indem sie auch für die Finanzierung eines Studiums sorgten.

1795 trat Frähn für vier Jahre und sechs Monate in die Rostocker Stadtschule ein, wo ihn der Rektor und Schulbuchautor Georg Ludwig Otto Plagemann in Latein unterrichtete. Frähns Examen war so gut, dass er 1800 das Studium an der Rostocker Akademie, also der Universität, aufnehmen konnte. Hier begegnete er seinem Lehrer Oluf Gerhard Tychsen. Tychsen war ebenfalls Sohn eines Schneiders, schämte sich aber im Gegensatz zu seinem Schüler Frähn lebenslang seiner Herkunft, die er in zunehmendem Alter durch eine kapriziöse Selbstinszenierung zu verdecken suchte.⁹ Mit seinem ersten akademischen Lehrer stand Frähn bis zu dessen Tod 1815 in engem Kontakt.

Der Lebenslauf von 1805 zeigt, dass Frähn ein begeisterter und eifriger Student war, der studentischen Vergnügungen abhold war und der schon früh Zugang zu den privaten Gesprächszirkeln seiner Professoren hatte. Auch sah Frähn ein Ziel seiner Studien darin, später seine Eltern unterstützen zu können, was er in seinem Lebenslauf besonders hervorhob. Unter seinen akademischen Lehrern in Rostock waren neben Baring der Altphilologe, Theologe und Sallustforscher Johann Christian Wilhelm Dahl, der Astronom Johann Peter Hecker, welchem die Universität den ersten Blitzableiter verdankte, ferner Langius/Lang, wahrscheinlich der weit gereiste Pädagoge Karl Heinrich Gottfried Witte und vor allem Werner Karl Ludwig Ziegler. Ziegler wurde Frähns Mentor, hatte selbst in Göttingen studiert und bei Heyne gehört. Darin liegt wohl auch begründet, dass Frähn ebenfalls nach Göttingen zu Heyne ging. Frähns erster Studienabschnitt war der klassischen Altphilologie und Theologie gewidmet, wobei die hebräische und

⁹ Die Selbstinszenierung bestand darin, dass Tychsen seinem Vater den Rang eines dänischen Hauptmanns zuschrieb, obwohl er lediglich den Rang eines Sergeanten erreichte. Klentz, „Tychsen“.

andere orientalische Sprachen zunehmend in den Mittelpunkt seiner Studien rückten. Doch wurden auch lateinische und griechische Studien mit großem Fleiß und vor allem kontinuierlich betrieben.

In dem damaligen Zentrum europäischer Gelehrsamkeit wirkte Johann Gottfried Eichhorn, der ein Spezialist der Orientalistik und auch Goethe wohlbekannt war. Zudem war Eichhorn ein Schüler des weltoffenen August Ludwig von Schlözer,¹⁰ der enge Kontakte nach Sankt Petersburg pflegte und im *Göttingischen Gelehrten Anzeiger* die akademische Welt mit der Besprechung russischer Fachliteratur bekannt machte. Einer der Herausgeber des *Anzeigers* war Frähns Lehrer Christian Gottlob Heynius/Heyne. Vielleicht wurde er in diesem Umfeld auch auf die russische Forschung aufmerksam, die später sein Leben bestimmen sollte. Nach persönlichen Schicksalsschlägen gehörte Heyne zu den maßgeblichen Gestaltern der Göttinger Universität und wurde – trotz seines chaotischen aber offenbar spannenden Lehrbetriebes in der klassischen Philologie – von seinen Studenten geliebt. Bemerkenswert erscheint im Lebenslauf, dass Frähn jedoch in Göttingen keine persönlich glückliche Zeit verbrachte, die Gründe seines Wechsels nach Tübingen auch nicht genauer darlegte, was ganz im Gegensatz zu seiner sonst so akribischen Beschreibung steht. In Göttingen verfasste Frähn, der ein Stipendium erhalten hatte, eine erste wissenschaftliche Studie, *Aegyptus auctore Ibn-el-Varde*, die 1804 – also vor 200 Jahren – gedruckt in Halle erschien und ihm in absentia den Grad eines Magisters der Universität Rostock einbrachte.¹¹

An der Universität Tübingen verbrachte Frähn eine glückliche Zeit, fand dort auch persönlich sehr sympathische Professoren, derer er auch später gerne gedachte. Er nahm an den häufig privatissime gehaltenen Lesungen des aufgrund seiner wissenschaftlichen Verdienste geadelten Christoph Friedrich von Pfleiderer teil. Von Pfleiderer erwarb sich große Verdienste in der Mathematik und durch seine Beschäftigung mit dem System des Euklid.

Durch den Orientalisten Christian Friedrich von Schnurrer, der Kanzler der Tübinger Universität und für seine elegante lateinische und deutsche Stilistik bekannt war, wurde Frähn systematisch an die Philologie der arabischen Sprache herangeführt, zumal von Schnurrer der Herausgeber eines Kataloges der seit dem 16. Jh. erschienenen arabischen Publikationen war.

Das Pflichtgefühl gegenüber seinen Eltern und der Wunsch, nun bald für den eigenen Lebensunterhalt sorgen zu können, veranlassten Frähn um 1803, einen Abschluss seiner Studien mit der Promotion anzustreben. Nachdem die Idee, zusammen mit einem Freund nach Paris zu gehen, wo vielleicht die napoleonische Neugestaltung der Wissenschaften und Künste zunächst locken mochte,

¹⁰ Vgl. Kern, *Doctorin Schlözer*. Ziethen, „Fraehn“, 68, Anm. 29 zu Schlözers Arbeiten.

¹¹ Klenz, „Frähn“.

möglicherweise durch falsche Versprechungen des Freundes wieder verworfen wurde, entschied sich Frähn für eine Tätigkeit in der Schweiz.¹² Der Lebenslauf gibt hierzu etwas detailliertere Auskunft als die gedruckt vorliegenden biographischen Zusammenfassungen. Frähn wurde Lateinlehrer in Burgdorf am pädagogischen Institut von Johann Heinrich Pestalozzi, das in hohem Ansehen in Preußen, England, Spanien und dem Zarenhof stand. Mit großer Bewunderung und tiefer Dankbarkeit erwähnt Frähn Pestalozzi, der den jungen Mitarbeiter auch an seinem Privatleben teilnehmen ließ und ihn oft zu Gesprächen einlud. Nach kurzer Zeit wurde Frähn als Privatlehrer des Sohnes von DeMestral empfohlen, eines Aristokraten, der Gesandter in dänischen Diensten zu Dresden war, ferner diplomatische Aufgaben in Warschau, Moskau, Haag und Wien wahrnahm. Trotz erfolgreicher pädagogischer Arbeit empfand Frähn eine gewisse Ferne zur Wissenschaft und trat in Kontakt mit dem Chefbibliothekar, Philosophen, Theologen und akademischen Manager der Akademie/Universität in Bern, Johann Sebastian Ith, der seinerseits in Göttingen, Leipzig und Berlin studiert hatte.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Schweiz hatte Frähn offenbar Heimweh nach seiner Heimatstadt Rostock, wohin er auch in Erwartung einer bezahlten Tätigkeit zurückkehrte. Doch standen die Zeichen der Zeit nach den napoleonischen Kriegen nicht günstig für ihn, da in Mecklenburg-Vorpommern die preußischen Reformen auf den Widerstand der Landjunker stießen und die Region von den Aktivitäten der französischen Plünderungen nicht unbeschadet blieb (Kunstraub des Dominique-Vivant Denon 1806–1807).¹³ Als dessen Folge verhinderten wirtschaftliche Nöte in Region und Stadt die Besoldung des jungen Gelehrten. In dieser Situation war es Tychsen, der eine umfangreiche internationale Korrespondenz pflegte und seinem ehemaligen Schüler die Annahme einer Professur der arabischen, persischen und türkischen Sprache in Kazan anriet.

Im Stadtarchiv von Rostock ist das Ausreisedokument Frähns vom 5.9.1807 erhalten, beglaubigt vom Protonotarius Stever. Es handelt sich um eine Reiseerlaubnis zum Verlassen der Stadt, eine Empfehlung zur Unterstützung der Anliegen und war zugleich auch ein Gesundheitszeugnis, das die gesunde Luft in Rostock erwähnt, was mit der damaligen Befürchtung vor dem Verschleppen von (Lungen-)krankheiten zu erklären ist. Frähns Reiseziel war interessanterweise Heinsheim im Großherzogtum „Badeschen“, womit offenbar Heinsheim bei Bad Rappenau in Baden gemeint ist. Was konnte Frähn zu diesem Umweg in das seit 1806 infolge der napoleonischen Kriege politisch moderne Großherzogtum Baden bewogen haben? Denkbar sind eine nicht bekannte Verbindung zu einem seiner aus Süddeutschland stammenden Professoren oder vielleicht die Bemühung um eine zusätzliche Empfehlung oder um überhaupt aktuelle Informationen über

¹² Zu den möglichen Beweggründen vgl. Néret, *Description de l’Egypte*; Paas und Mertens (Hrsg.), *Beutekunst*, 138–141.

¹³ Vgl. Anm. 12.

Russland zu erhalten. Ebenso wie die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin seit der Zeit Peters des Großen¹⁴ pflegte das Haus Baden zum damaligen Zeitpunkt durch Heirat und Verschwägerung enge Verbindungen mit dem Zarenhof, auch hielten sich zahlreiche Russen in der Residenz Karlsruhe auf.¹⁵

Die Gründe, nicht nach Frankreich zu gehen, sondern Russland vorzuziehen, können vielfältig gewesen sein. Nach 1800 mochten es vielleicht politische Gründe gewesen sein, die aus der Ablehnung Napoleons und den Folgen der französischen Revolution resultierten, zumal in der Heimat Frähns auch gegen die preußischen Reformen Vorbehalte existierten. Auch die Gelehrten unter den Balten-Deutschen zog es eher nach Sankt Petersburg.¹⁶ Ferner boten auch die russischen Archive – ganz abgesehen von der deutschfreundlichen Haltung an der Akademie in Sankt Petersburg – durch ihr reiches Material großen Anreiz zu einem Zeitpunkt, als in Frankreich die Neuordnung der Archive infolge der napoleonischen Beutezüge sich noch bis nach dem Wiener Kongress hinzog.¹⁷

Obwohl 1810 die Möglichkeit bestand, die Nachfolge seines Lehrers Ziegler auf dem theologischen Lehrstuhl in Rostock anzutreten, blieb Frähn in Kazan, heiratete 1811 und hatte zwei Söhne: Robert und Rudolf. Nach dem Tode Tychsens, der kurz zuvor noch Ehrenmitglied des historisch-philologischen Instituts an der Kazaner Universität wurde, erging wiederum ein Ruf aus Rostock an Frähn, diesmal für die Nachfolge seines Lehrers Tychsens. Ausgestattet mit einem Reisegeld von 180 Friedrichsdor trat Frähn 1817 die Rückreise an – mit einem großzügig bemessenen Umweg über Sankt Petersburg. Dort ließ er sich zur Erstellung eines Verzeichnisses der orientalischen Münzen an der Akademie der Wissenschaften bewegen. Mit Billigung der Rostocker Universität verlängerte sich der Aufenthalt in Sankt Petersburg mehr und mehr. Schließlich entschied er sich 1818 zum Bleiben. Die Universität Rostock zeigte sich großzügig und ehrte ihn 1819 mit einer Ehrenpromotion der Theologie.¹⁸

Frähn wurde in Sankt Petersburg zum ordentlichen Mitglied und Oberbibliothekar der Akademie der Wissenschaften, zum Direktor des Asiatischen Museums sowie zum Ehrendirektor der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek im Range eines

¹⁴ Nedwiga (Hrsg.), *Sankt Petersburg*, 56f.

¹⁵ Rösgen (Hrsg.), *Spuren*, 168–177.

¹⁶ Vergleiche den Dichter und Diplomaten August von Kotzebue und seine daraus resultierende Kontroverse mit Johann von Goethe und dem Weimarer Kreis.

¹⁷ Vgl. Anm. 12.

¹⁸ Bereits Peter der Große hatte 1716/17 Rostock besucht, so dass es gut einhundert Jahre später vielleicht als hohe Ehre empfunden wurde, dass mit Frähn ein Rostocker Bürger in St. Petersburg zu Ansehen kam. Zu den kurzen Aufenthalten Peters des Großen in Rostock 1716/17 siehe: Buberl und Dückerhoff (Hrsg.), *Palast des Wissens*, 39–52, bes. 50. Zur Bedeutung der Theologie für die islamische Numismatik s. jetzt Heidemann, „Entwicklung“, 148f., 163 (zu den Arbeiten Frähns).

Collegienrathes ernannt. In dieser Funktion wirkte er maßgeblich an der Gestaltung des akademischen Lebens mit, lehrte aber nicht an der Universität, sondern begründete die Systematik der islamischen Numismatik und publizierte zahlreiche orientalische Manuskripte. Neben der Verleihung zahlreicher Orden war die Erhebung in den russischen Adelstand 1829 die höchste Auszeichnung für diese vielfältige und äußerst verdienstvolle Arbeit.

Frähn blieb seiner Heimatstadt Rostock jedoch verbunden. Für 1835 ist ein Kur-aufenthalt im Doberaner Seebad bekannt, der auch in der Presse¹⁹ Erwähnung fand. Der Schneidersohn und Wissenschaftler war zu einer Person des öffentlichen Interesses geworden und trotzdem bescheiden und gottesfürchtig geblieben – ein „vir modestissimus“, wie von Dorn bemerkte – ein Vorbild.²⁰

Frähns Forschungsinhalte ergänzten die bereits durch deutsche Wissenschaftler in Sankt Petersburg begründeten oder vertretenen Fachgebiete aufs beste; hierbei spielten die deutschstämmigen Präsidenten der Akademie der Wissenschaften seit Laurentius Blumentrost (1692–1755) eine maßgebliche Rolle sowie dessen seit 1725 bekannte akademische Übereinkünfte mit dem Zarenhof.²¹ Georg Krafft begründete die russische astronomische Gelehrtenschule, der Historiker Gerhard Friedrich Müller stand 60 Jahre in Diensten der Akademie der Wissenschaften, ebenso der Kulturhistoriker Jakob Stählin, der Naturwissenschaftler Johann Gottlieb Georgi und der Forschungsreisende Peter Simon Pallas, der an der Kunstkammer wirkte. Ferner sind zu nennen die Forschungsreisenden Johann Reinhold Forster²² und sein später in Mainz forschender Sohn Georg Forster im Jahre 1765,²³ der Slavist Alexander Wostokow und der Biologe und Ethnograph Karl Ernst von Baer. Zur Zeit von Dorns arbeiteten ebenfalls in Sankt Petersburg der Mongolei- und Tibetforscher J. I. Schmidt, die Sanskritforscher P. Ch. Lenz und O. N. Böhtlingk. Zu erwähnen sind ferner W. R. Rosen, W. W. Radloff, K. G. Salemann, W. W. Barthold und N. W. Kühner.²⁴

¹⁹ *Freimüthiges Abendblatt* 1835, Nr. 872.

²⁰ S. Anm. 5.

²¹ Der Akademiepräsident Johann Albrecht Baron Korff (1697–1766) hatte u. a. Michail Lomonossow 1736 zum Studium nach Deutschland geschickt. Hintzsche und Nickol, *Expedition*, 46–49.

²² Vgl. Anm. 23. – Molodin [et al.], Иоганн Рейнгольд Форстер, 38ff.

²³ Reichardt und Roche, *Weltbürger*, 17f., 90.

²⁴ Akimushkine [et al.]: „La célébration du Qalam“, 33–77, bes. 69ff.; s. a. Nedwiga (Anm. 14) 25–28. – Vgl. Internet: St. Petersburg Branch of the Institute of Oriental Studies: <http://www.orientalstudies.ru> – Im 20. Jh. war Natalja Davidovna Flittner (1879–1957) die erste Orientalistin (Eremitage), die auf dem Gebiet der vorderorientalischen und ägyptischen Geschichte arbeitete. Dazu Osnutskaia, „Флиттнер-первая“, 156–166.

Frähn stellte rechtzeitig die Weichen für seine Nachfolge und trug zur langen Tradition angesehenen deutscher Gelehrtentätigkeit in Sankt Petersburg bei. Sein Sohn Robert wurde Konservator am Asiatischen Museum in Sankt Petersburg, dessen Bestände später der Kunstkammer zugeordnet wurden. Auch sein Haus hatte er erfolgreich bestellt. Wahrscheinlich war es von beiden Söhnen Robert, der die Tochter des Orientalisten von Dorn heiratete, der durch Vermittlung Frähns eine Professur an der Universität Charkow (1826) innehatte und nach Frähns Pensionierung von 1842–1881 dessen Nachfolge als Direktor des Asiatischen Museums in Sankt Petersburg antrat. Der Sohn Rudolf trat in diplomatische Dienste und wurde 1860–1872 Konsul in Ancona. Ein Enkel, Robert (1859–1916), war Jurist/Richter an den „Apellhöfen“ in Wilna, Minsk und Moskau.

Als Christian Martin von Frähn am 28. August 1851 starb, hatte er „mit immer frischer Tätigkeit und unermüdlichem Fleisse“ (von Dorn) unzählige Texte ediert und in täglicher und nächtlicher Arbeit ca. 3 Millionen Münzen klassifiziert. Es erfüllte sich, was er vielleicht in seinem Lebenslauf 1805 ahnte: ich brannte im Verlangen um die Wissenschaft: *desiderio flagrabam*.

Bibliographie

Akimushkine, Oleg F., Khalidov, Anas B. und Rezvan, Efim A.: „La célébration du Qalam“, in: *De Bagdad à Ispahan. Manuscrits islamiques de l’Institut d’Etudes orientales, Filiale de Saint-Petersbourg, Académie des Sciences de Russie*. Lugano/Paris 1994, 33–77.

[Anonymus]: „Frähn“, in: *Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE)*, 3, hrsg. von W. Killy, München [et al.] 1996, 381.

Buberl, Brigitte und Dückerhoff, Michael (Hrsg.): *Palast des Wissens. Die Kunst- und Wunderkammer Zar Peters des Großen 1*. München/Dortmund 2003.

Dorn, Bernhard: *Das Asiatische Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg*. St. Petersburg 1846.

– Id.: *Fraehnii opusculorum postumorum Pars I: imagine beati ornata: Nova supplementa ad Recensionem numorum Muhamedanorum acad. imp. sc. Petrop. additamentis editoris aucta; subjunctis ejusdem de Fraehnii vita, operibus impressis et bibliotheca relationibus*. St. Petersburg 1855; Pars II: *Adnotationes in varia opera numismatica*. St. Petersburg 1877.

Fraehn, Christian Martin Joachim von: „Beleuchtung der merkwürdigen Notiz eines Arabers aus dem XI. Jahrhundert über die Stadt Mainz“. *Mémoires de l’Académie de Saint-Petersbourg. Sixième série: Sciences politiques, histoire et philologie*, tome II, 1834, 87–99.

Fück, Johann W.: „Die arabischen Studien in Europa vom 12. bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts“, in: Richard Hartmann und Helmuth Scheel (Hrsg.): *Beiträge zur Arabistik, Semitistik und Islamwissenschaft*. Leipzig 1944, 85–253.

– Id.: „Dorn“, in: *NDB* 4, Berlin 1959, 78f.

– Id.: „Frähn“, in: *Neue Deutsche Biographie (NDB)* 5, Berlin 1961, 309f.

Heidemann, Stefan: „Die Entwicklung der Methode in der Islamischen Numismatik im 18. Jahrhundert – War Johann Jacob Reiske ihr Begründer?“, in: Hans-Georg Ebert und Thoralf Hanskin (Hrsg.): *Johann Jacob Reiske – Leben und Wirkung. Ein Leipziger Byzantinist und Begründer der Orientalistik im 18. Jahrhundert*. Leipzig 2005, 147–202.

Hintzsche, Wieland und Nickol, Thomas: *Die grosse nordische Expedition. Georg Wilhelm Steller (1709–1746) – ein Lutheraner erforscht Sibirien und Alaska*. Eine Ausstellung der Franckeschen Stiftungen zu Halle, 12.5.1996–31.1.1997 (Gotha 1996).

Kern, Bärbel und Horst: *Madame Doctorin Schlözer – ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung*. München ²1990.

Klenz, Heinrich: „Frähn“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie (ADB)* 48, Leipzig 1904, 674–676.

– Id.: „Tychsen“, in: *ADB* 39, Leipzig 1895, 38–51.

Molodin, V. I. [et al.]: Иоганн Рейнгольд Форстер, in: Tatjana Alekseevna Schrader (Hrsg.): *Deutsche in Sankt Petersburg / НЕМЦЫ в Санкт-Петербурге 2 (XVIII–XX века)*. Санкт-Петербург 2002, 38–45.

Nedwiga, Jelisaweta (Hrsg.): *Sankt Petersburg. Am Kreuzweg der Kulturen. Die deutsche Route*. Ein Wegweiser mit Karten. Sankt Petersburg 2003.

Néret, Gilles (Hrsg.): *Description de l’Égypte. Publiée par les ordres de Napoléon Bonaparte*. Paris 1802, Nachdruck: Köln 1994.

Osnitskaja, I. A.: „Флиттнер-первая в России женщина-востоковед, педагог и ученый“, in: Tatjana Alekseevna Schrader (Hrsg.): *Deutsche in Sankt Petersburg/ НЕМЦЫ в Санкт-Петербурге 2 (XVIII–XX века)*. Санкт-Петербург 2002, 156–166.

Paas, Sigrun und Mertens, Sabine (Hrsg.): *Beutekunst unter Napoleon. Die französische Schenkung an Mainz 1803*, Ausstellungskatalog. Mainz 2003, 138–141.

Reichardt, Rolf und Roche, Geneviève (Hrsg.): *Weltbürger – Europäer – Deutscher – Franke – Georg Forster zum 200. Todestag*, Ausstellungskatalog. Mainz 1994.

Rösgen, Petra (Red.): *Spuren. Deutsche und Russen in der Geschichte*. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 3.12.2003–12.4.2004. Bonn/Essen 2003.

Ziethen, Gabriele: „Im fernsten Abendland. Die Stadt Mainz auf mittelalterlichen Weltkarten“, in: *Mainzer Zeitschrift* 87/88 (1992/93 [1995]), 385–430, bes. 399f.

– Id.: „Christian Martin Joachim von Fraehn: His life as documented by the records in German archives“, in: *Manuscripta Orientalia. International Journal for Oriental Manuscript Research* 10/2 (2004), St. Petersburg, 57–70.

– Id.: „From Germany to Kasan and to the Asiatic Museum/Sankt Petersburg: Christian Martin Joachim von Fraehn (1782–1851) – a life for science“, in: *VI. Congress of Russian Association of Anthropologists and Ethnologists / VI Конгресс Этнографов и Антропологов России, тезисы докладов, Санкт-Петербург / Saint-Petersburg, 28 июня/June 28 – July 2/июля, 2005* (Санкт-Петербург/Saint Petersburg 2005) 431. Hierbei handelt es sich um eine Kurzfassung des Artikels.

Internet: St. Petersburg Branch of the Institute of Oriental Studies: [http:// www.orientalstudies.ru](http://www.orientalstudies.ru) (Stand 2005).

Deutsche Mittelasienstudien (1852–1914) im Lichte der Orientalismus-Diskussion

Bahodir Sidikov

I

Vorliegender Artikel handelt von der Erforschung Mittelasiens, einem Teil der deutschen Orientstudien, der während des 19. Jahrhunderts in den deutschen Universitäten allenfalls marginal berücksichtigt wurde. Die kontinuierliche Verankerung der Mittelasienstudien im akademischen Lehrangebot setzte erst während des 20. Jahrhunderts ein. Ihre Ausdifferenzierung, die im Westen Deutschlands andere Wege ging als im Osten, erfolgte erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, weshalb sie in diesem Rahmen nicht mehr thematisiert wird. Dieser Beitrag widmet sich den Anfängen dieser Studien in Deutschland und handelt von Reisenden, Militärs und Spezialisten, die partiell außerhalb der ‚Alma Mater‘ wirkten und teilweise in der Geographie, in der Botanik und anderen Disziplinen beheimatet waren. Ich stelle die Ergebnisse meiner Studie vor, die nicht den umfangreichen wissenschaftlichen Ertrag zentral behandelt, sondern eine ideologiekritische Auswertung der deutschen Mittelasienstudien im 19. Jahrhundert zum Gegenstand hat.¹

In seinem berühmten Buch *Orientalism* (1978) begrenzt Edward Said seine Orientalismus-Betrachtung auf die Länder, die führende Kolonialmächte in der arabisch-islamischen Welt waren, also England und Frankreich sowie später die USA. Deutschland und andere europäische Länder wie Russland blieben ausgenommen. Außerdem untersuchte Said einen engen Personenkreis, zu dem verschiedene Literaten gehören. Von den Orientalisten, die sich professionell mit dem Orient außerhalb des Spannungsfeldes „Wissen-Ist-Macht“ beschäftigten, berücksichtigte der Autor nur vereinzelt Fachvertreter.² Diese Beschränkung und die darauf folgende Diskussion um sein Buch suggerierten, dass in der von Said betrachteten Zeit die deutsche Orientalistik mit den gerühmten Qualitäten der wissenschaftlichen Ehrlichkeit und unvoreingenommenen Genauigkeit ein qualitativ anderes ideologisches Gedankengut vertreten hätte als die englische

¹ Sidikov, *Deutsche Bilder*.

² Die deutschsprachige Literatur wird in der Studie nicht verhandelt. Vgl. die wohlwollende Kritik aus der Feder von Bryan Turner: „There are [...] some important lacunae in his treatment of English-speaking Orientalists and at least one major gap in his study concerning Italian Orientalists.“ (Review, 112).

und die französische Orientwissenschaft. Für diese Haltung ist folgende Aussage des deutschen Orientalisten Baber Johansen charakteristisch: „From the 1830th to the 1880th, German Oriental Studies was so much dominated by the philological approach that scholars even lost sight of the aesthetic values of Arabic poetry [...]“.³

II

Meine Studie resultiert aus der Beobachtung, dass wenig untersucht wurde, ob dem wirklich so gewesen ist. Für die Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg wurde von mir die Gültigkeit von Saids Thesen anhand von Quellentexten aus anderen als den in *Orientalism* betrachteten Ländern geprüft, nämlich deutsche Studien über Mittelasien. Said selbst berücksichtigt weder Mittelasien als kolonisiertes Gebiet noch Deutschland als Interessenten. In Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland liegt ein sehr umfangreiches Schrifttum zu verschiedenen Völkern des Orients vor. Einen Teil des deutschsprachigen Schrifttums in diesen drei Ländern habe ich untersucht, nämlich jene Schriften aus verschiedenen Fächern, die sich ganz oder wenigstens teilweise Mittelasien zuwenden. Der Aufbau folgte den Fragestellungen, die damals im Umgang mit einer fremden Region gestellt wurden: Wo liegt die Region? Was weiß man über die Vergangenheit der Region? Welche Völker bewohnen die Region? Welche Sprachen werden dort gesprochen? Zu welchem Glauben bekennen sich die Einwohner? Welchen Nutzen könnte Europa von der „Erschließung“ der Region haben? Daher bezog meine Studie verschiedene Disziplinen wie Geographie, Geschichtswissenschaft, Ethnographie, Philologie und Literaturwissenschaft, Islamkunde, Wirtschafts- und Gesellschaftslehre ein.

Da nicht nur Wissenschaftler im engeren Sinn zu den Kenntnissen über Mittelasien beigetragen haben, sondern auch Reisende, Militärs, Beamte und Geschäftsleute nachweislich in der Fachliteratur rezipiert wurden, habe ich sowohl wissenschaftliche als auch populärwissenschaftliche Arbeiten mit berücksichtigt. Nicht selten findet man bei den letzteren genauere Kenntnisse der Region als bei den Orientalisten. Es gab auch den Fall, dass ein- und dieselbe Person wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Aufsätze über Mittelasien schrieb. Mit dem Beginn der russischen Eroberung Mittelasien gewann das Gebiet in den wissenschaftlichen Kreisen und in der Öffentlichkeit in Deutschland und Österreich-Ungarn Kontur und konstituierte sich als selbständiger Gegenstand der wissenschaftlichen Beschäftigung, ohne allerdings die Entstehung eines entsprechenden institutionellen Rahmens (z. B. eines Seminars oder auch nur eines Lehrstuhls an

³ Vgl. Johansen, „Politics“, 78.

einer deutschen Universität) und eines diesbezüglichen Faches wie etwa Mittelasiestudien hervorgerufen zu haben. Es liegt nahe, die untere Zeitgrenze für meine Studie mit dem Beginn der russischen Expansion in Mittelasien in der zweiten Hälfte der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts beginnen zu lassen. Die zeitliche Abgrenzung nach oben wird durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges markiert, der u. a. die deutsche wissenschaftliche Beschäftigung mit Mittelasien verringert und einen unmittelbaren Kontakt zu Mittelasien unterbricht, was allerdings deutsche Studien über die fragliche Region nicht zum Erliegen bringt, sondern die Prämissen ihrer Produktion grundlegend ändert.

III

Die deutsche Beschäftigung mit der mittelasiatischen Region ging in der betrachteten Periode über die Grenzen Deutschlands hinaus und bezog Wissenschaftler, Reisende und Autoren auch aus Österreich-Ungarn und Russland ein. Im Falle Russlands spielte für manche Autoren ihre Herkunft eine wichtige Rolle. Neben denjenigen, die aus dem deutschen Kaiserreich stammten, beteiligten sich auch die so genannten Deutschbalten aus den Ostseeprovinzen des Zarenreichs an der Diskussion. Es lag auf der Hand, deutschsprachige Autoren aus Österreich-Ungarn und der Schweiz mit zu berücksichtigen. In meiner Studie wurde auf die Unterscheidung zwischen deutsch und deutschsprachig verzichtet und dies nicht nur des Wohlklangs wegen, sondern auch aus dem Grunde, dass die inhaltliche Trennlinie unscharf ist. Die Einbeziehung der russischen Orientalisten und Autoren deutscher Herkunft gewährte teilweise auch Einblick in die russische Orientalistik unter dem Aspekt der Orientalismus-Diskussion. In diesem Sinn stellt die Arbeit eine Reaktion auf den Vorwurf von Bernhard Lewis an Said, er berücksichtige weder die deutsche noch die russische Orientalistik, dar. Ich untersuchte die Verortung der entsprechenden Denkformen in den deutschen Schriften über Mittelasien im Diskurs des Orientalismus. Das bezog sich sowohl auf die Herkunft als auch auf das Fortwirken der entsprechenden Gedanken in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit im deutschen Sprachraum und darüber hinaus. Die Studie bezog ganz bewusst nicht nur Werke aus den oben genannten Disziplinen, sondern darüber hinaus auch populärwissenschaftliche Veröffentlichungen auf Deutsch mit ein. Das war gerechtfertigt, weil die verschiedenen Ebenen der Annäherung an den Untersuchungsgegenstand nicht scharf zu trennen waren und sich erst aus der Gesamtheit ein Bild des deutschsprachigen Diskurses über Mittelasien ergab.

Aufgrund der zahlreich vorliegenden Schriften war es unvermeidlich, eine Auswahl zu treffen. Intendiert war, sowohl den deutschen Blick auf eine fremde Region in ihren Schwerpunkten und ihrem Grundton zu erfassen als auch durch den Blick in die Fachgeschichte die Wege aufzuzeigen, auf denen die deutsche Be-

schäftigung mit Mittelasien in jener Zeit zustande kam. Ein weiterer Fokus des Interesses lag auf der Weiterentwicklung bis zum Ersten Weltkrieg. Es konnte daher nur ein Teil aller auf Mittelasien bezogenen wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Texte auf Deutsch betrachtet werden, ca. 100 Quellentexte von 65 Autoren. Zeitungs- und Zeitschriftenartikel zur damaligen Tagespolitik wurden in meiner Studie nicht behandelt, da die Einbeziehung der publizistischen Annäherung den Rahmen der Untersuchung gesprengt hätte.

Außerdem galt für eine engere Auswahl von Texten ein Kriterium, das Said zu „seinen“ Texten aufstellte. Hierzu merkt er an, dass die Einheit eines großen Ensembles von Texten, die er analysierte, zum Teil auf der Tatsache beruht, dass sie sich häufig aufeinander beziehen: der Orientalismus manifestiert sich als System, in dem Autoren ihre Werke gegenseitig zitieren.⁴ Für die in meiner Studie untersuchten Texte galt das von Said Gesagte. Man bezog sich nicht nur aufeinander, sondern man kannte sich oft persönlich und/oder stand in einem intensiven wissenschaftlichen Austausch miteinander.

Die Autoren und ihre Texte über die behandelte Region bilden ein System. Im Mittelpunkt dieses Systems steht eine sehr kontroverse Figur, deren Aufsätze am häufigsten gelesen, zitiert, rezipiert und kritisiert wurden: der deutsch-ungarische Orientalist und Reisende Hermann Vámbéry.⁵ Mit zwei Reiseberichten über Mittelasien, die zuerst in Deutschland publiziert wurden, beeinflusste er maßgeblich den deutschen Blick auf die fragliche Region.⁶ Dank einer Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten zu regionalen Sprachen und Literaturen leistete Vámbéry auf dem Gebiet der deutschen Mittelasienforschung oft Pionierarbeit. Keiner, der über Mittelasien schreiben wollte, konnte an dieser Autorität vorbei, auch wenn der Schreibende gegenteilige Ansichten vertrat. Die Rolle, welche Vámbéry für die Wahrnehmung Mittelasiens in Deutschland spielte, ist mit der des englischen Orientalisten Edward William Lane in der englisch-französischen Orientforschung durchaus vergleichbar:

„Edward William Lane’s Manners and Customs of the Modern Egyptians was read and cited by such diverse figures as Nerval, Flaubert, and Richard Burton. He was an authority whose use was an imperative for anyone writing or thinking about the Orient, not just about Egypt: when Nerval⁷ borrows passages verbatim

⁴ Said, *Orientalism*, 24.

⁵ Hermann Vámbéry, weltberühmter deutsch-ungarischer Mittelasienreisender und Turkologe jüdischer Herkunft. Seine wissenschaftliche Tätigkeit und Verdienste auf dem Gebiet der mittelasiatischen Studien werden nicht zuletzt wegen der Geringschätzung und Verachtung seitens seines ehemaligen Schülers Goldziher kaum entsprechend gewürdigt, vgl. Goldziher, *Tagebuch*, 25–26, 29–30, 169, 226–227.

⁶ Vámbéry, *Reise*; id., *Skizzen*.

⁷ Gérard de Nerval, französischer Dichter, Übersetzer deutscher Klassiker.

from Modern Egyptians it is to use Lane's authority to assist him in describing village scene in Syria, not Egypt."⁸

Sowohl in der englisch-französischen Orientforschung als auch in der deutschen Orientalistik, die sich mit Mittelasien beschäftigte, gab es jeweils eine viel gelesene und zitierte Autorität. Die Ausrichtung auf einen Gewährsmann war eine der vielen Erscheinungen, die zu einer falschen Identifizierung der eigentlichen Orientalistik mit dem Orientalismus bei Said beitrug.

Meine Untersuchung kam zu dem Ergebnis, dass die deutsche Orientalistik, zumindest für ihren mittelasiatischen Teil, kein qualitativ anderes ideologisches Gedankengut aufwies als die englisch-französische Orientwissenschaft. Die Annahme, dass dank der berühmten Qualitäten wissenschaftlicher Ehrlichkeit und unvoreingenommener Genauigkeit kolonial durchtränkte Zuschreibungen vermieden wurden, entspricht nicht der Realität. Andererseits konnte ich feststellen, dass oft unwissenschaftliche Prämissen, die im Orientalismus-Diskurs wurzelten, zu haltbaren, oft erstaunlich wissenschaftlichen Erkenntnissen führten. Daraus resultierte als methodische Schwierigkeit, dass für die betrachtete Zeit keine scharfe Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher Erforschung und unwissenschaftlicher Zuschreibung gezogen werden konnte. Die deutschen (deutschsprachigen) Orientalisten vereinigten und vertraten oft beides in einer Person, wie ich am Beispiel Vámbéry's zeigen konnte.

IV

Zunächst wird unter dem Titel „Beinahe eine Terra Incognita“ ein Blick auf die geographischen Kenntnisse über die Region geworfen. Dieser einleitende Teil beschäftigt sich nicht nur mit den deutschen geographischen Arbeiten über Mittelasien, sondern untersucht auch geographische Vorstellungen über die Region. Geographische Abhandlungen in den deutschen Mittelasiestudien machten einen bedeutenden Teil der Gesamtproduktion aus. Die (Fremd-)Bezeichnungen der Region und die „imaginäre Geographie“ Mittelasiens wurden eingehend erörtert. Schon in den Bezeichnungen der Region wurden Argumentationsfiguren nachgewiesen, die einem kolonialen geprägten und teilweise rassistisch eingefärbtem Gedankengut entspringen. Die Benennungen und das Kartieren, das Einsortieren des Fremden in die Raster des Bekannten bzw. der europäischen Vernunft gehören nach Said zu einer der wesentlichen Erscheinungsformen, in denen sich Orientalismus äußert. Rein geographische Bezeichnungen wie „Turanisches Becken“ konnten sich daher nicht durchsetzen.

⁸ Said, *Orientalism*, 23.

V

Historische Aufsätze im deutschen Sprachraum behandelten die mittelasiatische Geschichte explizit oder implizit als eine, die fern von der ‚Bühne der Weltgeschichte‘ stattfand. Dem deutschen Blick geriet Mittelasien nicht häufig in das Zentrum des Weltgeschehens. Es wurde demonstriert, dass historische Publikationen sich auf einige wenige Perioden der mittelasiatischen Geschichte fokussierten. Maßgeblich für die Auswahl dieser Perioden waren jeweils die europäischen Kontakte mit der Region, die im Zentrum der Betrachtung der Autoren stehen. Die untersuchten Autoren widmeten sich daher den Eroberungszügen Alexanders des Großen, Timurs und dann der russischen Eroberung, während die dazwischen liegenden Jahrhunderte entweder gar nicht oder nur in kurzen Sätzen erwähnt wurden. Den Hintergrund dieser Sichtweise bildet ein Eurozentrismus, den man als eine Variante des Orientalismus bezeichnen kann und der sich bis in die jüngste Vergangenheit in der Auseinandersetzung mit der Geschichte Mittelasiens nachweisen lässt.

VI

In einem dritten Schritt wandte sich die Studie den deutschen ethnographischen Abhandlungen über die Region aus der fraglichen Zeit zu. Dieser Teil bot naturgemäß eine große Anzahl von Belegen für Denk- und Sichtweisen, die sich den damals für wissenschaftlich gehaltenen Disziplinen wie der Rassenbiologie verdanken. Aus diesem Grund häufen sich in den ethnographischen Texten negative Adjektive wie grausam, heuchlerisch oder feig. Die seinerzeit gängige Einteilung in „arische“ und „nicht-arische“ Ethnien machte auch vor den mittelasiatischen Völkern nicht halt. Insbesondere die Stereotypen über turko-mongolische Völker stechen ins Auge. Die diesbezüglichen Urteile wiederholen sich fast auf jeder Seite der vielen Abhandlungen. Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen der deutschen Autoren über die in Mittelasien lebenden Juden und die Art, wie über sie in den Publikationen berichtet wurde. Es überrascht, dass die antisemitischen Vorurteile und Klischees, welche nicht wenige Autoren mitbrachten und unbefangen äußerten, im mittelasiatischen Kontext nicht auf die Bucharer Juden sondern auf die dortigen Tadschiken bzw. die in Buchara tätigen Hindus („Indier“) übertragen wurden.⁹ Eine Begründung dafür konnte auf der Basis der Literatur bisher nicht gefunden werden.

⁹ Sidikov, „Deutsche Blicke“.

VII

Philologische und literaturwissenschaftliche Publikationen auf Deutsch, die sich mit den Sprachen und Literaturen Mittelasiens befassten, sowie die Wahrnehmung dieser Sprachen und Literaturen durch deutsche Wissenschaftler bilden den Inhalt des vierten Teils. Es fällt auf, dass sich Spezialisten mit zwei anscheinend schwer mit einander zu vereinbarenden Sprachstämmen in der Region befassten. Über die Turk-Sprachen haben höchstens eine Handvoll Autoren in Mittelasien geforscht und publiziert. Unter ihnen stechen W. Radloff,¹⁰ H. Vámbéry und M. Hartmann¹¹ hervor. Da man den Ursprung der indogermanischen Sprachfamilie in der Region vermutete, gab es aus der Iranistik noch einige sprachgeschichtliche Beiträge. Insgesamt verfügten die meisten anderen Reisenden über keine oder nur geringe Kenntnisse der Sprachen der Region. Da in Deutschland kein direktes wirtschaftliches Interesse an Mittelasien existierte, wurde ein intensiveres Studium der regionalen Sprachen nicht eigens angestrebt und gefördert. Die drei genannten Autoren weisen unterschiedliche Bildungswege auf und verfolgten voneinander differierende Forschungsfragen. Gemeinsam ist ihnen allerdings die Suche nach dem „reinen“ Türkisch, das sie in einer vom Arabischen und Persischen, somit vom Islam nicht „verschmutzten“ Form zu finden oder zu rekonstruieren hofften. Wenn auch eine islamfeindliche Haltung bei den drei Autoren unterschiedlich stark ausgeprägt ist, findet sich sie aber bei allen von ihnen. Abgesehen von der islamfeindlichen Grundeinstellung findet sich darüber hinaus meines Erachtens in den deutschen Schriften zu den Turk-Sprachen und Literaturen Mittelasiens nur wenig, was in die Fragestellung Saids hinein passen könnte. Und so endet der Teil mit einer für den Durchschnitt des Faches ungewöhnlich positiven Einschätzung der Leistungen vor allem Vámbérys, aber auch Radloffs. Hartmann wird – wie auch schon von seinen Zeitgenossen – kritischer gesehen. Eine Verbindung von Sprach- und Literaturstudien zu Verwendungszusammenhängen im kolonialen Kontext gab es nicht, sie konnte jedenfalls auf Grundlage des ausgebreiteten Materials nicht hergestellt werden. Anhand eines Vergleichs mit Publi-

¹⁰ Wilhelm Radloff, deutsch-russischer Turkologe. Seit 1859 Lehrer an der Bergschule in Barnaul und 1871 Inspektor der muslimischen Schulen des Kreises Kazan. Radloff sammelte Materialien über türkische Sprachen und Dialekte in Zentralasien und veröffentlichte die Orchoninschriften. Seit 1884 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. 1896 wurde Radloff korrespondierendes Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften.

¹¹ Martin Hartmann, deutscher Orientalist (Arabist und Turkologe). Hartmann studierte Orientalistik in Leipzig, wurde 1875 zum Dr. phil. promoviert und war 1876–87 am Deutschen Generalkonsulat in Beirut tätig. 1887 wurde er Professor des Arabischen am Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin, wo er bis zu seinem Tod lehrte. Hartmann setzte sich für die Anerkennung der Islamkunde als eigenständige wissenschaftliche Disziplin ein und war Mitbegründer der „Deutschen Gesellschaft für Islamkunde“ (1912) sowie der Zeitschrift „Welt des Islams“. Ausführlicher zu Person und Werk s. Hanisch, *Briefwechsel*, XVI–XXVII.

kationen zur Sprachenpolitik im Russischen Reich lässt sich feststellen, dass in diesem Bereich eine Differenz zwischen der deutschsprachigen und der russischen Orientalistik besteht.¹² Der Hauptunterschied ist darin zu sehen, dass die eng an kolonialen Verwertungsinteressen orientierten Forschungen zu den mittelasiatischen Sprachen ausschließlich in russischer Sprache veröffentlicht worden sind.

VIII

Die Religionskritik wurde mit dem Zitat „Der in Blutvergießen schwelgende Islam“ charakterisiert. Religionswissenschaftliche Untersuchungen des mittelasiatischen Islams konnten sich in einer Periode, in der das Deutsche Reich die Grenzen zwischen Staat und Kirche abzustecken versuchte, mit dem Phänomen nicht adäquat befassen. Dieses Kapitel versammelt eine große Menge von Belegen zu den Themenkomplexen Heuchelei, Fanatismus, reaktionäres Beharren usw., in denen die schon angesprochene islamkritische bis islamfeindliche Einstellung wichtiger Autoren dargestellt wurde; Vámbéry stand hier wieder im Vordergrund. Die untersuchten Autoren waren sich darin einig, dass der Islam und seine Träger ein wichtiges, wenn nicht das wichtigste Hindernis für den Fortschritt in der Region darstellt. Diese Sichtweise unterschied sich nicht von der Optik, die der englisch-französischen und russischen Orientalistik in dieser Zeit eigen war. Der Befund bezog sich auch auf die Darstellungen über den Islam bei den Völkern mit ganz oder teilweise nomadischer Lebensweise oder Tradition.

IX

Zuletzt setzt sich die Untersuchung mit dem indirekt kolonialen Interesse Deutschlands an der russischen Eroberung der mittelasiatischen Region auseinander. Am Ende wurde gezeigt, dass die deutschsprachigen Autoren fast rückhaltlos die russische „mission civilisatrice“ in Mittelasien unterstützen oder sich selbst als Protagonisten einer Kulturmission begreifen. Das trifft auch dann zu, wenn sie gegenüber dem kulturellen Niveau Russlands in anderen Kontexten Bedenken hatten. Hermann Vámbéry, dessen Sympathien für den Imperialismus Großbritanniens bekannt sind, bildet keine Ausnahme davon. Gleichzeitig wird eine Atmosphäre allgemeiner Russophilie im damaligen Deutschen Reich sichtbar, innerhalb derer sich das politische Engagement der untersuchten Autoren entfalten konnte.

¹² Siehe z. B. Baldauf, *Schriftreform*, Rzehak, *Vom Persischen*.

Ausgewählte Bibliographie

Baldauf, Ingeborg: *Schriftreform und Schriftwechsel bei den muslimischen Rußland- und Sowjettürken (1859–1937): Ein Symptom ideengeschichtlicher und kulturpolitischer Entwicklungen*. Budapest 1993.

Goldziher, Ignaz: *Tagebuch*. Leiden 1978.

Hanisch, Ludmila (Hrsg.): „*Machen Sie doch unseren Islam nicht gar zu schlecht*“. *Der Briefwechsel der Islamwissenschaftler Ignaz Goldziher und Martin Hartmann 1894–1914*. Wiesbaden 2000.

Johansen, Baber: „Politics and Scholarship: The Development of Islamic Studies in the Federal Republik of Germany“, in: Tareq Y. Ismael (Hrsg.): *Middle East Studies: International Perspectives on the State of the Art*. New York 1990, 71–130.

Rzehak, Lutz: *Vom Persischen zum Tadschikischen. Sprachliches Handeln und Sprachplanung in Transoxanien zwischen Tradition, Moderne und Sowjetmacht (1900–1956)*. Wiesbaden 2001.

Said, Edward: *Orientalism: Western Conceptions of the Orient*. London 1995 (1. ed. 1978).

Sidikov, Bahodir: „Deutsche Blicke auf ein wenig bekanntes Judentum. Berichte aus Mittelasien am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert“, in: *Neue Zürcher Zeitung* 249 (2002), 87.

– Id.: „*Eine unermessliche Region*“. *Deutsche Bilder und Zerrbilder von Mittelasien 1852–1914*. Berlin 2003.

Turner, Bryan: „Review of Edward Said, Orientalism“, in: *Iranian Studies* XIV (1981), 107–112.

Vámbéry, Hermann: *Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste and der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahr 1863*. Leipzig 1865.

– Id.: *Skizzen aus Mittelasien. Ergänzungen zu meiner Reise in Mittelasien*, Leipzig 1868.

DIFFERENZIERUNGEN

Philhellenismus und ‚Furor orientalis‘

Suzanne L. Marchand

Wie Sie wissen, nehme ich hier als eine Art auswärtiger Beobachter teil. Ich beschäftige mich mit deutscher Geschichte, nicht mit Orientalistik, was mir schmerzlich bewusst wird, wenn ich mich hier an Sie wende mit dem Versuch, die Geschichte Ihrer Disziplin zu begreifen. Es kommen mir dabei sowohl meine Grenzen in den Kopf als auch meine Dankesschuld gegenüber Orientforschern, die so viel Arbeit auf dem Gebiet geleistet haben.

Einige davon sind heute hier zugegen, und ich würde gerne Sabine Mangold, Johannes Renger und vor allem Ludmila Hanisch danken, deren Hingabe an das Forschungsgebiet und vorbildliche Wissenschaftlichkeit für mich inspirierend waren.

Ich will hier in diesem Beitrag etwas versuchen, was vielleicht nur ein Vertreter der deutschen Geschichte und kein Spezialist für den Orient machen würde, nämlich einige Aspekte der Geschichte der Orientforschung eingehender zu beleuchten, indem ich das Fach in einen interdisziplinären Zusammenhang stelle. Vielleicht finden die Fachgelehrten, die die Geschichte ihrer Vorväter schreiben, dies nicht besonders spannend oder relevant, aber für den Historiker ist das ein wichtiges Verfahren, um den Stellenwert der Orientalistik innerhalb der deutschen Kulturgeschichte einzuschätzen. In meinen Augen ist dieser viel bedeutender als die Rolle des Fachs im kolonialen Kontext.

In einer weiteren Hinsicht könnte meine Arbeit von derjenigen der Spezialisten abweichen, nämlich indem ich die Probleme und die unvorhergesehenen Ereignisse, die die Entstehung unseres ‚modernen‘ Bildes vom Alten Orient begleiteten, hervorhebe. Nach meinem Verständnis entsteht auf diese Weise auch ein umfassenderes Bild davon, was es bedeutet, ein deutscher Orientalist zu sein.

Leider lassen allzu viele Fachgeschichten Konflikte und Fehlinterpretationen sowie Perioden, in denen Wissensgebiete brach lagen oder nur von Individuen bearbeitet wurden, die man heute als Dilettanten oder Außenseiter ansieht, aus.

Es ist notwendig, für das Ende des 19. Jahrhunderts eben diese Geschichte der Heißsporne, die partiell richtig lagen, aber extreme Schlussfolgerungen zogen oder fragwürdige Methoden anwendeten – und der älteren Gelehrten, die zu Recht übermäßig abenteuerliche wissenschaftliche Fährten verurteilten, aber dadurch auch neue Wege vereitelten – zu rekonstruieren.

Aus diesem Grund habe ich mich entschieden, heute das Verhältnis zwischen den klassischen und den orientalischen Wissenschaften zu durchleuchten. Insbeson-

dere untersuche ich ein Phänomen, das ich als ‚furor orientalis‘ bezeichnen werde, als Versuch einer Revolte, die von einigen Nachwuchskräften der Periode um die Jahrhundertwende gegen ihre philhellenistischen Väter und gegen den Positivismus der Jahrhundertmitte eingeleitet wurde.

Diese Begeisterung kehrte in mancher Hinsicht zum romantischen Orientbild von Friedrich Schlegel und Friedrich Creuzer zurück, wies allerdings einen entscheidenden Unterschied auf: Sie konnte sich nun auf eine viel größere Sammlung von Originaltexten aus dem Orient stützen, ihre Verfechter konnten zum ersten Mal in Betracht ziehen, eine Geschichte des Vorderen Orients zu schreiben, ohne die Hilfe der griechischen und lateinischen Quellen und des Alten Testaments in Anspruch nehmen zu müssen.

Es war zwar ein verhältnismäßig geringes Spektrum von Personen mitbeteiligt, dennoch erwiesen sich einige dieser ‚furiösen Orientalisten‘ als recht einflussreich. Ich würde Hugo Winckler, Josef Strzygowski, Leopold von Schröder, Heinrich Zimmern, Adolf Deissmann, Alfred Jeremias, Hermann Gunkel und Ernst Herzfeld dazu zählen. Als durch die von ihnen angestoßenen Debatten beeinflusst, führe ich Max Weber, Aby Warburg, Carl Gustav Jung, Martin Buber, Gershom Scholem, Ernst Troeltsch, Albert Schweitzer und Oswald Spengler an. Da es heute nicht möglich ist, das Phänomen in seiner ganzen Breite zu diskutieren, begnüge ich mich damit, einen ausgewählten Aspekt dieses Furor und seine Manifestation, den Pan-Babylonismus, zu beschreiben.

Ich werde die These vertreten, dass dieser ‚furor orientalis‘ ganz entscheidend dazu beitrug, die klassische Ästhetik und Geschichte in der intellektuellen und offiziellen Kultur des wilhelminischen Kaiserreichs an den Rand zu drängen. Gleichzeitig möchte ich jedoch die Aufmerksamkeit auf ihre Verquickung mit einer Reihe von engagierten Debatten über den Beitrag der Juden zur europäischen Kultur lenken.

Das Ende des Jahrhunderts revitalisierte in einem neuen Gewand die viel ältere Idee einer natürlichen Theologie oder einer Uroffenbarung, die allen Völkern zuteil wurde, insbesondere den Hochkulturen des heidnischen Vorderen Orient. Seit den Tagen von Giordano Bruno gab es immer die Gefahr, dass die Theorie einer universellen Uroffenbarung bewusst oder unbewusst die besondere Heiligkeit der Juden in Abrede stellte – etwas, das Herder sogleich erkannte, als er Anquetils *Zend Avesta* las. Kurzum, es ist meine Ansicht, dass um 1900 die große Menge nichtjüdischer orientalischer Literatur, die nun zugänglich war, die Grundlage für eine höchst folgenreiche Wiederbelebung dieser natürlichen Theologie legte, eine, die Judaismus und das Alte Testament in einer bis dato nicht gekannten Weise aus dem Zentrum des Interesses herausdrängte. In dem Maße wie ethnographisches Material und archäologische Funde ins Land flossen, fand diese Verschiebung im gesamten Westen statt. Ich nehme jedoch an, dass in Deutschland ein blühender Historismus und die Suche nach den frühesten Ur-

sprängen den Weg bereitete für ein um sich greifendes ‚der Gewinner nimmt alles‘, das sich insbesondere auf die jüdische Geschichte verheerend auswirkte.

Orientalismus in einer philhellenistischen Ära

Um die Ungehörigkeit unserer furiosen Orientalisten zu begreifen, müssen wir kurz in das frühe 19. Jahrhundert zurückblicken, in die Periode, in welcher der klassische Humanismus im Vergleich zu seinem orientalistisch-biblischen Bruder so eindeutig die Oberhand gewann. Wie Sie wissen, blieben zunächst sowohl die klassischen als auch die orientalistischen Philologien Hilfswissenschaften, die der höher angesehenen Theologie untergeordnet waren und die häufig von derselben Person vertreten wurden. Jedoch traten die klassischen Sprachen durch Wilhelm von Humboldt gefördert und in den Gymnasien verankert, innerhalb weniger Jahre in den Vordergrund.

Diesen Aspekt heben die historischen Darstellungen der Orientforschung selten hervor, aber wenn man die autobiographischen Bemerkungen der Zeitgenossen liest, wird sehr deutlich, dass es in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Art Eigenbezeichnung darstellte, wenn man sich als Orientalist verstand. Es bedeutete einerseits eine Abgrenzung gegen die klassischen Philologien, in denen alle Philologen in irgendeinem Maße ausgebildet waren, und andererseits, wenn auch in einem geringeren Maße, gegenüber der Theologie. Viele Orientalisten blieben weiterhin Theologen oder Hauslehrer ungeachtet ihrer Spezialisierung auf andere Texte. Lange Strecken des 19. Jahrhunderts hindurch war es eine einsame Existenz, ein Orientalist zu sein, und zudem wenig einträglich. Das Studium des Sanskrit, das 1808 von Friedrich Schlegel so wortreich empfohlen wurde, benötigte 25 Jahre, um sich zu etablieren, und zudem wurde es bis 1860, wie Paul Deussen feststellte, als „Luxusstudium“ und „eine völlig brotlose Kunst“ betrachtet – schließlich war es unmöglich, eine Stellung als Pastor oder Gymnasiallehrer zu finden, wenn man nur Spezialist für Sanskrit war.¹

Ich könnte viele Beispiele enttäuschter Orientalisten aufzählen – von Joseph Hammer Purgstall’s vergeblicher Suche nach jemandem in Österreich, der sich außer ihm für den Orient interessierte, von Heinrich Prokesch Ostens erfolglosen Versuchen, Preußen von der Errichtung eines Konsulats in Damaskus zu überzeugen, von Peter von Bohlen’s Rückzug von der Universität Königsberg und von der Beschäftigung mit orientalischen im Unterschied zu klassischen Kunstgegenständen in den Königlichen Museen.

¹ Deussen, *Mein Leben*, 87 bzw. 88.

Ein Punkt sollte jedoch deutlich werden: weit davon entfernt, eine Periode orientalischer Renaissance zu sein, war die Periode zwischen 1830 und 1880 ein Epoche, in der Orientalisten – außer im Hinblick auf die Bibelkritiker – wenig kulturellen Einfluss hatten und weitgehend bei positivistischen Aufgaben verharrten. Das bedeutet nicht, dass diese Jahre in wissenschaftlicher Hinsicht unproduktiv waren. Tatsächlich erlangten deutsche Orientalisten in den achtziger Jahren den Rang unangefochtener Schrittmacher. Dank jahrzehntelanger philologischer Spezialtätigkeit und aggressiven Manuskriptsammelns war eine Reihe neuer Quellen zugänglich und konnte im Original gelesen werden; die Unabhängigkeit von klassischer oder biblischer Literatur wurde erlangt. Es war die Zeit, als die Orientforschung ein vollwertiger Bestandteil der Geisteswissenschaften wurde und mehr darstellte als ein Gegenbild, auf dessen Folie ‚das Menschliche‘ definiert werden konnte. Das wurde schon 1830 durch Peter von Bohlen für Indien versucht und durch Christian Bunsen im Jahre 1844 für Ägypten. Aber diese Versuche kamen zu früh, sie kamen, bevor der Bildungsbürger den Glauben und das Interesse am Neoklassizismus verloren hatte, bevor der Einfluss der Kirchenmänner über die Berufungen in den theologischen Fakultäten vollständig beseitigt war und bevor die Presse eine säkularisierte Orientbetrachtung entdeckt hatte.

In all diesen drei Kategorien platzierte das Ende des Jahrhunderts seine Vorläufer, und der Orient, wenigstens der Alte Orient, war der Nutznießer. Und vielleicht war jene Kultur des Vorderen Orients die größte Nutznießerin, die den Gelehrten der ersten orientalischen Renaissance nicht zugänglich war, die jedoch für diejenigen der zweiten immens populär wurde: Assyrien.

Pan-Babylonismus oder: die Assyriologe kommt in die Jahre

Es ist wahrscheinlich sogar vor diesem Publikum lohnend zu betonen, dass die Entzifferung von Keilschrift weder im Jahr 1857 begann noch in diesem beendet wurde, wie es gemeinhin heißt. Insbesondere deutsche Gelehrte benötigten sehr lange, um speziell die Entzifferung assyrisch-babylonischer Keilschriften anzuerkennen. Natürlich wurde erwartet, dass die neue Wissenschaft ein Licht auf die Welt des Alten Testaments werfen würde – jedoch selbst nachdem eine allgemeine Übereinkunft über die Entzifferung zustande kam, blieben viele Theologen und Orientalisten – unter anderem Julius Wellhausen, Eduard Meyer und Ernest Renan – skeptisch gegenüber den assyriologischen Ergebnissen. 1874 habilitierte sich Friedrich Delitzsch in Assyriologie, nachdem er das Fach nur ein Jahr lang bei dem Semitisten Eberhard Schrader studiert hatte; es war relativ leicht, berichtete er, da „Keilschriftstudien noch in den Kinderschuhen steckten.“²

² Delitzsch, Friedrich, zitiert nach: Cooper, „Posing the Sumerian Question“, 50, Fußnote 21.

Was schnell diese Kindheit beendete und das Aufkommen einer Generation von spezialisierten, nicht-positivistischen Assyriologen begünstigte, war Georg Smiths Entdeckung der ‚flood tablets‘ in den frühen siebziger Jahren. Es war ein sensationelles Ereignis in Großbritannien; Smiths Funde öffneten den Weg für die Assyriologie, um sich als die Wissenschaft zu profilieren, die am besten den historischen Wert des Alten Testaments wie auch den realen Verlauf der Ausbreitung der vorderasiatischen Zivilisation bestimmen konnte.

Der sechszwanzig Jahre alte Friedrich Delitzsch überredete seinen Bruder Hermann, Smiths *The Chaldean Account of Genesis* (1876) zu übersetzen: Hermann Delitzsch erledigte das schnell genug, um den Band im selben Jahr publizieren zu können. Als er erschien, enthielt er neben einem Vorwort und Korrekturen durch Friedrich Delitzsch auch ein wichtiges Nachwort. In diesem lehnte letzterer kategorisch die Möglichkeit ab, dass die assyrische Flut und diejenige des Alten Testaments schlichtweg parallele Erzählungen sein könnten – sie entstanden aus einer einzigen Quelle. Das traf aus seiner Sicht auch auf die Geschichte des Turms zu Babel zu, und er erwartete, dass bald eine babylonische Erzählung des Einsturzes gefunden würde. Ein Vierteljahrhundert vor der Bibel-Babel-Debatte existierten bereits alle Elemente dieser berüchtigten Vortragsreihe.

Es ist erstaunlich, dass der junge Ignaz Goldziher – er war zu jener Zeit noch nicht ausschließlich Islamwissenschaftler – sofort die Implikationen der Arbeit von Smith sah. In den letzten Seiten der Studie *Der Mythos bei den Hebräern* aus dem Jahr 1876, räumte Goldziher ein, dass die Hebräer vermutlich Ideen und Rituale sowohl bei den Babyloniern als auch bei den alten Persern entliehen hätten. Jedoch bestand Goldziher darauf, dass das Entleihen nicht die Kreativität und Einzigartigkeit der Hebräer beeinträchtigt habe.³ Diese Sichtweise wurde in der Folge durch jüdische und christlich-orthodoxe Theologen inmitten des Bibel-Babel-Streits aufrechterhalten, hingegen bestanden jüngere und weniger orthodoxe Klassische Philologen, Theologen und Orientalisten darauf, dass das auserwählte Volk als eines betrachtet werden sollte, das von den es umgebenden Kulturen beeinflusst sei. Das Material für Studien zur mandäischen Religion, zur hethitischen Kunst, persischen Architektur oder assyrischen Diplomatie wuchs rasch an und half, neue Einblicke in die Vergangenheit des Vorderen Orients zu erlangen. Hermann Gunkels ‚traditionsgeschichtliche‘ Forschungen, zum Beispiel, öffneten den Weg für weitere Werke, die Macht, Einfluss und tiefe Anciennität der vorchristlichen und nichtjüdischen orientalischen Kulturen betonten.

Das gleiche kann über das Werk von Richard Reitzenstein und Albrecht Dieterich in Klassischer Philologie oder von Josef Strzygowski in Kunstgeschichte gesagt werden. Der Vordere Orient erfuhr nicht nur eine erhebliche geographi-

³ Goldziher, *Mythos*, 390. Goldziher ist zu großen Teilen durch die Ansichten Abraham Geigers beeinflusst. Siehe: Heschel, *Abraham Geiger*.

sche Erweiterung, sondern die Ursprünge seiner Ideen wurden tief in die vormossaische Vergangenheit zurückgeführt.

Für diejenigen, die in den achtziger und neunziger Jahren begannen, vorderasiatische Sprachen zu studieren, war das faszinierender Stoff. Zu ihrer großen Enttäuschung reagierte die wissenschaftliche Welt jedoch nicht sofort auf ihre Bemühungen. Es wurde reichlich und schnell publiziert, aber insgesamt blieben die klassischen Philologen uninteressiert, Theologen waren feindlich, und sogar andere Orientalisten betrachteten das neue Spezialgebiet der Disziplin mit Misstrauen, wenn nicht mit Verachtung.

Theodor Nöldeke warnte in seiner Besprechung von Delitzschs *Wo lag das Paradies?* in der *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* aus dem Jahr 1886 seine Leser, sich nicht durch die vordergründige Sicherheit der Assyriologen hinters Licht führen zu lassen. Die linguistischen, geographischen und ethnographischen Behauptungen von Delitzsch seien zweifelhaft, um es vorsichtig auszudrücken.⁴

Unterstützung für die nahöstliche Archäologie war schwach; einige Funde, wie die Tell al-Amarna Briefe, wurden ursprünglich wenig geschätzt. Die Lehrbücher für Gymnasien räumten Assyrien immer noch einen geringen Raum ein und basierten fast exklusiv auf der Bibel und griechischen Quellen, wie Felix Peiser 1898 beklagte.⁵

Im Vergleich zu einigen anderen Disziplinen – einschließlich der rivalisierenden Ägyptologie – entwickelte sich die Assyriologie ungewöhnlich schnell, aber Männern wie Hugo Winckler, Eduard Stucken, Felix Peiser und Peter Jensen kam das nicht so vor. Ihnen schien die akademische Welt wenig entgegenkommend gegenüber ihren Publikationen. Gerade die Kombination von offensichtlichen Triumpfen und institutionellen Enttäuschungen legte die Grundlage für den ‚furore orientalis‘ der Assyriologen.

Einer der ersten und einflussreichsten Assyriologen war Hugo Winckler, der bei Schrader studiert hatte, jedoch feststellte, dass die gelehrten Kollegen seinen Plänen, die Geschichte des östlichen Mittelmeers zu revidieren, feindlich gegenüberstanden.

Er drückte bereits 1889 die Hoffnung aus, dass selbst bei den Allerdümmsten „ein schwaches Licht aufzudämmern beginnt, wo das völkerleben des alterthums seinen schwerpunkt gehabt hat. denen, die sich nicht bekehren wollen,“ verkündete er erbittert, „mag ich keine busspredigten halten. es ist ja unendlich viel bequemer

⁴ Nöldeke, Besprechung von F. Delitzsch, *Wo lag das Paradies?*.

⁵ Peiser, „Verwertung“; id., „Völker“.

vom hohen Katheder herab abzusprechen als etwas Neues, ausserhalb des gewohnten Anschauungskreises liegendes hinzuzulernen.“⁶

Aber Winckler fuhr fort, das Thema in der Manier eines Evangelisten und Volkspredigers zu behandeln. Bereits 1889 beklagte er sowohl den Dilettantismus bei der Erforschung des Alten Orients – möglicherweise zielte er indirekt auf Eduard Meyer ab – und die engstirnige Scholastik. Seine heftigste Antipathie bewahrte er sich allerdings für die Gruppe auf, die als Philhellenen zu erkennen war: „mögen diese Zeilen dazu beitragen, dass auch bei denjenigen, welche zunächst an der Erforschung des Alterthums Theil nehmen sollen, sich die Erkenntnissraum verschafft, dass nur bornirte Spiessbürger auf den alten Orient herabsehen konnten, von dem sie doch alle Errungenschaften der Kultur entnommen hatten, und dass man das Alterthum nicht verstehen kann, wenn man nur einen kleinen Theil desselben kennt; möge man endlich allseitig erkennen, dass eine Schranke zwischen dem klassischen Alterthum und den ‚Barbaren‘ ebenso wenig für die Forschung bestehen darf, als sie für das Geistes- und Kulturleben beider Gebiete je bestanden hat.“⁷

1896 fügte Eduard Stucken, einer von Wincklers Schülern, den assyriologischen Forschungen eine weitere Dimension hinzu: die Astrologie. Stucken, ein Neffe von Adolf Bastian, schuf den ersten Band seiner *Astralmythen*, ein Buch, das von philologischen Details überfließt. Dennoch war die Hauptidee deutlich genug: der Ursprung aller Kunst und aller Mythen, insbesondere der Geschichten des Alten Testaments, argumentierte Stucken, lag bei der assyrischen Betrachtung der Sterne. Wenn der Autor auch die Gefahr erkannte, „in jedem Weib Helenen“ zu sehen, hatte er die Notwendigkeit gespürt, sagte er, „Hypothesen bis in die letzte Konsequenz hinein zu verfolgen“, mit anderen Worten: allen westlichen Ideen bis zu ihren orientalischen Ursprüngen zu folgen. Seine Mentoren waren jedoch nicht überzeugt und verweigerten ihm den Dokortitel. Dies provozierte Stucken indes, 1898 einen zweiten Band seiner *Astralmythen* zu publizieren, in dem er explizit die Ideen seines Onkels über eine eigenständige Evolution und universelle ‚elementare Formen des Denkens‘ verwarf. Er bestand vielmehr auf der Entfaltung aller Mythen aus einer ur-babylonischen Form.⁹ Obwohl er keinesfalls den gleichen Verkaufserfolg hatte wie J. G. Frazers *Golden Bough*, denke ich, dass Stuckens *Astralmythen* das deutsche Äquivalent dieser Studien waren – und dass es höchst bezeichnend ist, wenn Stucken Frazers Fragen über die Ursprünge der Mythologie nicht dadurch beantwortete, dass er auf universelle anthropologische oder psychologische Züge zurückgriff, sondern indem er philologische Methoden

⁶ Winckler, *Untersuchungen*, V.

⁷ Ibid., VIII f.

⁸ Stucken, *Astralmythen*, Teil 1, 65.

⁹ Ibid., Teil 2, 189 f.

anwandte, um die Ursprünge religiöser Ideen zu finden. Seine Arbeit bildete auch eine Illustration der Tendenz, zu der romantischen Geschichtsschreibung Creuzers zurückzukommen, was einem direkten Schlag ins Gesicht der Alttestamentler und der Verfechter des griechischen Wunders gleichkam.

Anstatt diese Geschichte jetzt fortzusetzen, indem ich den bekannten Bibel-Babel-Streit heraufbeschwöre, möchte ich einige weniger bekannte Mitglieder einer Gruppe beschreiben, die nach 1903 die Pan-Babylonisten genannt wurde. Einer ihrer eifrigsten Vertreter war Peter Jensen, ein anderer Assyriologe, der 1890 eine ziemlich positivistische Untersuchung der Kosmologie der Babylonier veröffentlichte.¹⁰

Schon 1906 wurde er zum vermutlich kritischsten und erbittertsten Pan-Babylonisten, dank, wie es scheint, der lauen Rezeption seiner Schrift über die weltgeschichtliche Bedeutung des Gilgamesch-Epos. Für unsere Zwecke lohnt es sich wahrscheinlich, die Einleitung zu seinem *Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur* ausführlich zu zitieren, da er hier direkt eine Gruppe von ‚großen Weisen‘ aufnimmt, die nichts anderes sein können als die klassischen Philologen seiner Zeit. Er erwähnt den unfreundlichen Empfang, der dem ‚fremden Orientalisten‘ zu teil wird, wenn er das Land der ‚Weisen‘ erreicht: „Viele eurer schönen Ströme“, so sagte der Fremdling zu manchem grossen Weisen jenseits seiner Grenzen, „entspringen in meinem Vaterlande, und ich bin hergereist, um ihren Lauf bis zu ihrer Mündung hin zu verfolgen. Könnt ihr mir raten? Wollt ihr mir helfen?“ Dann lächelten die weisen Männer über ihn, wie über einen Träumer, schüttelten ihre Häupter über ihn, als ob er geradeswegs vom Monde hergekommen wäre, ja entrüsteten sich gar über ihn. Wie sollte denn in aller Welt der Schwärmer aus der Fremde sie, die Weisen, belehren können? Wie sollten ihre göttlichen Ströme im Lande der unsäglich scheusslichen Barbaren ihren Ursprung haben können? Nein, Das konnte, Das durfte nicht sein. Das konnten die Götter nimmer gewollt haben. Und doch hatte niemand von all’ den Weisen die Quellen der Ströme auch nur von ferne gesehen. Gegen solch’ ein Besserwissen vermochten natürlich auch die allerstärksten Gründe Nichts. Und so endete jeder Versuch, die grossen Weisen jenseits der Grenzen zu gewinnen, durchaus erfolglos, ja mancher recht schmerzhaft, und der Mann musste schliesslich auf weitere Versuche verzichten.“¹¹

In den nächsten Jahren wurde assyriologisches Material in Diskussionen sowohl über das Neue als auch das Alte Testament verwendet, die ihren Höhepunkt in einer Debatte über die babylonischen oder persischen mythologischen Elemente der Erzählungen des Evangeliums über das Leben Jesus fanden.¹² Wiederum warf

¹⁰ Jensen, *Kosmologie*.

¹¹ Id., *Gilgamesch-Epos*, Bd. 1, VIII.

¹² Zimmern, *Streit*.

Jensen sich in das Getümmel, indem er 1910 ein Buch veröffentlichte mit dem vielsagenden Titel *Moses, Jesus, Paulus: Drei Varianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch: Eine Anklage und ein Appell*.

Wie dieser ‚Appell‘ demonstriert, übten die Pan-Babylonisten keineswegs Zurückhaltung bei der Verbreitung ihrer Ideen in einem größeren Publikum. Ein guter Freund von Winckler, Felix Peiser, ebenfalls ein Assyriologe und ein Schüler von Schrader, schuf 1898 die *Orientalistische Litteratur-Zeitung*, ein Organ für Rezensionen und Meinungsäußerungen, das bis zu Peisers Rückzug im Jahr 1921 den pan-babylonistischen Streit ausfocht. Die Pan-Babylonisten und insbesondere der Leipziger Pastor und Extraordinarius Alfred Jeremias halfen bei der Schaffung der *Religionsgeschichtlichen Volksbücher*, einer Serie von Heften für ein Laienpublikum, die speziell auf Studenten und Frauen abzielten. Im Jahre 1907 begründete Winckler die Zeitschrift *Im Kampfe um den Alten Orient*.¹³

Die furiosen Orientalisten wurden erheblich unterstützt von der Tatsache, dass eine Gruppe von Verlegern, der Eugen Diederichs Verlag und der B. G. Teubner Verlag, um nur die wichtigsten aufzuführen, nun eifrig versuchten, modernistische Ikonoklasten zu umwerben, insbesondere diejenigen mit experimentellen oder wiederbelebten religiösen Orientierungen, während andere – wie die Verleger der Volksbücher, der Gebauer-Schwetschke-Verlag, später P. Siebeck Verlag – einen potentiellen Gewinn in den Bemühungen zur Popularisierung sahen.¹⁴ Das war die Revolte gegen die liberalen Väter, die sich nicht nur bei den Ideen, sondern auch bei den kulturellen Taktiken zeigte. Man kann meiner Meinung nach argumentieren, dass die gesamte Generation sich als mit einer neuen Suche nach Wahrheit beschäftigt begriff, die Abweichungen von akademischen Erwartungen und bourgeoisen Normen erforderlich machten.

Neue Wahrheiten, scheint es, konnten sogar massive Veränderungen in den Institutionen des Reichs nötig machen. Ferdinand Bork, eine enger Freund Peisers und langjähriger Mitherausgeber der *Orientalistische Litteratur-Zeitung*, griff die weiterhin bestehende Behandlung der nichtklassischen Geschichte als etwas Überflüssiges in den Gymnasien und die Schulung aller Althistoriker als klassische Philologen an.

„Was im Rahmen der humanistischen Gelehrsamkeit als alte Geschichte gelten konnte, das war eben die alte Geschichte. Von diesem Standpunkte aus sind die ägyptische, assyrisch-babylonische, iranische usw. Geschichte Allotria. Diese engherzige Auffassung, die selbst vor 50 Jahren den lebhaftesten Widerspruch erfahren haben würde, ist aber jetzt noch die herrschende. ... Ohne zu übertreiben, kann ich sagen, dass sie alle [Althistoriker, die in klassischen Philologien

¹³ Janssen, *Theologie*, insbesondere 156f.

¹⁴ Zu Eugen Diederichs Interesse an Religion siehe: Stark, *Entrepreneurs*, 61–76. Über die Beteiligung von Gebauer-Schwetschke und des P. Siebeck Verlags siehe: Janssen, *Theologie*, 154–160.

ausgebildet waren] von Gutschmidt bis auf Eduard Meyer sich als mehr oder weniger unfähig erwiesen haben, die einzigartige Rolle der altorientalischen Kulturen zu würdigen. An ihrer Voreingenommenheit für das Griechentum scheitert ihr Verständnis weltgeschichtlicher Zusammenhänge. Handelte es sich um sie allein, so könnte man sie getrost ihrem Schicksale überlassen; aber es gilt mehr. Wir dürfen nicht dulden, dass ein Geschlecht nach dem anderen in überholten Ideen heranwächst. Wir müssen den klassischen Philologen das Gebiet entreissen, das sie mit Unrecht heute noch beherrschen, die Alte Geschichte.“¹⁵ Um diese Situation zu verändern, argumentierte Bork, sollten in der Zukunft die Althistoriker eine orientalische Sprache lernen müssen – sein Favorit war natürlich die Keilschrift.¹⁶

In diesem Licht betrachtet, waren die Vorträge von Delitzsch zu Babel und Bibel einfach ein Teil einer größeren Bewegung, deren Intention zuerst darin bestand, mit dem engen Begriff des Mittelmeers und der vorderasiatischen Geschichte zu brechen und zweitens die größere Kompetenz der Assyriologie zu etablieren, die dann für den Orient oder sogar für die Menschheit sprechen sollte. Die fanatischen Ansichten der Pan-Babylonisten überzeugten die meisten Leser nicht, trotz reichlicher materieller Beweise des Vorrangs von Assyrien, die Winckler 1906 bei seinen Ausgrabungen in Boğazköy (im alten Hattuscha) entdeckte.

Jedoch haben Religionsgeschichtler anerkannt, dass das assyriologische Material entscheidend dazu beitrug, den literarisch-historischen Stil der Bibelexegese von Julius Wellhausen zu überwinden; das Material provozierte außerdem eine lange und wichtige Debatte über die Herkunft der Wissenschaften, zu der unter anderen F. X. Boll und Otto Neugebauer beitragen sollten. Die erste lange Fußnote in Max Webers Werk über das alte Judentum wandte sich an die Pan-Babylonisten, und die Josephs-Romane von Thomas Mann waren spürbar beeinflusst durch die Lektüre des Werks von Alfred Jeremias. Trotz der Klagen Borks in den Jahren nach 1910 war es kaum denkbar, dass eine Geschichte der Alten Welt den Vorderen Orient als ‚nebensächlich‘ behandelte. Der Pan-Babylonismus ist eine Geschichte von Begeisterung und Scheitern; die Bewegungen der furiosen Orientalisten spielten jedoch eine wichtige Rolle bei der Destabilisierung der liberalen historistischen Theologie und dem wilhelminischen Philhellenismus. Aus diesem Grund bildet er ein wichtiges Kapitel der Kulturgeschichte der Orientforschung, so schmerzlich das Erzählen davon auch sein mag.

¹⁵ Bork, „Weltgeschichte“, 3f.

¹⁶ Ibid., 5f.

Bibliographie

Bork, Ferdinand: „Die Weltgeschichte in der Schule“, in: *OLZ* 10, Nr. 1 (15.1.1907), 1–8.

Cooper, Jerrold S.: „Posing the Sumerian Question: Race and Scholarship in the Early History of Assyriology“, in: *Aula Orientalis* 9 (1991), 47–66.

Deussen, Paul: *Mein Leben*. Leipzig 1922.

Goldziher, Ignaz: *Der Mythos bei den Hebräern und seine geschichtliche Entwicklung: Untersuchungen zur Mythologie und Religionswissenschaft*. Leipzig 1876.

Heschel, Susanna: *Abraham Geiger and the Jewish Jesus*. Chicago 1998.

Janssen, Nittert: *Theologie fürs Volk: Eine Untersuchung über den Einfluß der religionsgeschichtlichen Schule auf die Popularisierung der theologischen Forschung vor dem Ersten Weltkrieg unter besonderer Berücksichtigung des kirchlichen Liberalismus in der lutherischen Landeskirche Hannovers*. Göttingen 1993.

Jensen, Peter: *Die Kosmologie der Babylonier: Studien und Materialien*. Strassburg 1890.

– Id.: *Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur*. 2 Bde. Strassburg 1906, 1928.

– Id.: *Moses, Jesus, Paulus: Drei Varianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch: Eine Anklage und ein Appell*. Frankfurt ³1910.

Nöldeke, Theodor: Besprechung von F. Delitzsch, *Wo lag das Paradies?*, in: *ZDMG* 36 (1882), 173–184.

OLZ = *Orientalistische Literaturzeitung*

Peiser, F. E.: „Die Verwertung wissenschaftlicher Ergebnisse“, in: *OLZ* 1, Nr. 3 (15.3.1898), 65–69.

– Id.: „Die Völker des alten Orients im deutschen Geschichtsunterricht“, in: *OLZ* 1, Nr. 5 (15.5.1898), 129–135.

Stark, Gary D.: *Entrepreneurs of Ideology: Neoconservative Publishers in Germany, 1890–1933*. Chapel Hill 1981.

Stucken, Eduard: *Astralmythen : religionsgeschichtliche Untersuchungen*. 5 Teile. Leipzig 1896–1907.

Winckler, Hugo: *Untersuchungen zur altorientalischen Geschichte*. Leipzig 1889.

Zimmern, Heinrich: *Zum Streit um die ‚Christusmythe‘: Das Babylonische Material in seinen Hauptpunkten dargestellt*. Berlin 1910.

Die Altorientalistik als philologische und historische Disziplin an den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts

Johannes Renger

Ende des 18. Jahrhunderts ist Carsten Niebuhr¹ in den Orient gereist. In seinem Reisebericht *Carsten Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien und umliegenden Ländern* von 1774 hat er Kopien der Achaimeniden-Inschriften aus Persepolis und anderen Plätzen der europäischen Welt vorgeführt. Sie gaben Georg Friedrich Grotefend den Anreiz und die Grundlage für seine erfolgreiche Entzifferung der altpersischen Keilschrift im Jahr 1802.² Grotefend stützte sich auf die Trilinguen achaimenidischer Herrscher, die in Altpersisch, Elamisch (den beiden im Achaimenidenreich geläufigen Sprachen) und Assyrisch-Babylonisch verfasst waren.³ Grotefend legte damit den Grundstein für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Alten Orient.

Fast zeitgleich mit Grotefend hat sich Goethe in Weimar Niebuhrs Reisebericht in der Anna-Amalia-Bibliothek ausgeliehen – vom Herbst 1799 bis zum Frühjahr 1800. Das ergibt sich aus den Leihzetteln der Bibliothek. Worum ging es Goethe? Er war mit der Ausgestaltung des Weimarer Schlosses in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts beschäftigt. In einem Saal des Schlosses sollten die Ursprünge und Grundlagen der gegenwärtigen europäischer Kultur bildlich und symbolisch dargestellt werden. Vertreten war nicht nur die klassische Antike sondern neben Ägypten in Gestalt von gusseisernen Nachbildungen von Sphingen – hergestellt in der Gusswerkstatt von Lauchhammer – auch der Vordere Orient in Gestalt von Paneelen mit phantasievoll nachgeformter Keilschrift. Das Vorbild waren Niebuhrs Zeichnungen der Keilinschriften von Persepolis. Allerdings handelte es sich dabei um phantasievolle Adaptionen dessen, was der Dichter bei Niebuhr gesehen hatte. Nicht anders übrigens verfuhr Napoleon mit den ägyptischen Hieroglyphen, als er 1814/1815 die Wände des Speisesaals in seinem Landsitz auf Elba mit Pseudo-Hieroglyphen schmücken ließ: Eindrucksvoll die hieroglyphi-

¹ Zu Niebuhr vgl. neuerdings Grayson, „Carsten Niebuhr at Babylon“; Hansen, „Niebuhr“; id., „Biographie“; id., „Zur Geschichte einer Anekdote“; Wiesehöfer, „Juwel“ (MS); s. a. dort Anm. 1 zu einer im Entstehen begriffenen Dissertation zum Thema von Silke Blunk.

² Grotefends *Praevia de cuneatis*; zur Geschichte der Entzifferung der altpersischen Keilschrift siehe Werner, „Zum zweihundertsten Geburtstag“; s. auch Borger, „Die Entzifferungsgeschichte“, und id., „Dokumente“.

³ Die wichtigste der Inschriften ist die des Darius I. am Felsen von Bisutun, die allerdings erst nach Grotefends Entzifferung, d. h. 1835, von Henry Creswicke Rawlinson entdeckt, kopiert und 1846 veröffentlicht wurde; siehe zusammenfassend Kuhrt, „Bisutun“, und Frahm, „Entzifferung“.

sche Biene, das von ihm entworfene Symbol seiner Herrschaft. Die von Goethe veranlassten Paneele sind übrigens bei neuerlichen Restaurierungsarbeiten im Weimarer Schloss auf dem Dachboden gefunden worden.⁴

Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts hat es verschiedentlich Ansätze zu einer über Europa und die klassische Antike hinausgehenden Betrachtung der Welt-Geschichte gegeben. 1799 erschien in Deutschland Arnold Hermann Ludwig Heerens *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*.⁵ 1817 hat Charles Rollin sein achtbändiges Werk *The Ancient History of the Egyptians, Carthaginians, Assyrians, Babylonians, Medes and Persians, Macedonians and Grecians* vorgelegt. Beide folgten in ihren Darstellungen der welthistorischen Sicht von Ktesias und anderer griechischer Historiker. Beide konnten sich allerdings nicht auf Originalquellen sondern lediglich auf das stützen, was die klassischen Schriftsteller und das Alte Testament überlieferten.⁶

Robert Ker Porter bereiste den Nahen Osten zu Beginn des 19. Jh.s und berichtete darüber in seinem zweibändigen Werk *Travels in Georgia, Persia, Armenia, Ancient Babylonia etc. etc. during the years 1817, 1818, and 1819*. Sein Reisebericht enthielt Abbildungen von einer Reihe von Keilschrifturkunden und Königsinschriften. Aber auch hier spielte das Interesse am Unbekannten die wesentliche Rolle in einem Bericht, der in der Tradition des literarischen Genres Reiseliteratur dieser Zeit steht. Signifikant für diese Betrachtungsweise ist der Serien-Titel „Univers pittoresque“, als dessen 56. Band Ferdinand Hoefers, *Chaldée, Assyrie, Médie, Babylone, Mésopotamie, Phénice, Palmyrène* erschien. Hoefers Buch ist in weiten Teilen eine Reisebeschreibung, vielfach ergänzt durch Exzerpte aus vorhandenen Reiseberichten und dem, was die klassischen Autoren⁷ und das Alte Testament überliefern. Illustriert ist sein Werk durch einige wenige Gravuren mit Details assyrischer Reliefs aus den Grabungen Bottas und Layards in Khorsabad und Ninive sowie anderer damals bekannter mesopotamischer Denkmäler. Ein Zugriff auf die authentische inschriftliche Überlieferung Mesopotamiens war ihm nicht gegeben. Auch John Landseers *Sabaeen Researches* aus dem Jahr 1823 wendet sich an ein Publikum, das vom Exotischen und bis dato Unbekannten aus dem Orient zu faszinieren ist.

⁴ Siehe dazu Bothe, *Dichter*, 84f.

⁵ Arnold H. L. Heeren war seit 1801 Professor der Geschichte in Göttingen. Eine englische Übersetzung erschien in Oxford unter dem Titel: *A Manual of Ancient History – Particularly with regard to the constitutions, the commerce, and the colonies of the states of antiquity*.

⁶ Ausführlich Cancik-Kirschbaum, „Assyrien und die Universalgeschichtsschreibung“.

⁷ Hofer, *Chaldée*, 157f., z. B. stützt sich bei der Beschreibung Mesopotamiens (Assyrien und Babylonien) auf Strabo 15.1; für die assyrischen und babylonischen Herrscher zitiert er die Herrscherliste des Berossos, mit zehn Herrschern vor der Großen Flut beginnend und mit Darius I. endend (S. 400).

Weiterhin von der welthistorischen Sichtweise der antiken Autoren beeinflusst ist, wie der Titel zeigt, George Rawlinsons Werk *The Five Great Monarchies of the Ancient Eastern World; or, the History, Geography, and Antiquities of Chaldaea, Assyria, Babylon, Media, and Persia*.⁸ George Rawlinson, Bruder von Henry Creswicke Rawlinson, einem der frühen Pioniere der Assyriologie, war 1862 erstmals in der Lage, die Ergebnisse der Ausgrabungen von Botta⁹ und Layard¹⁰ sowie die philologischen Resultate von Oppert, Hincks, Talbot und Henry Rawlinson (siehe dazu unten) in seine Darstellung einfließen zu lassen. Er hatte überdies unbeschränkten Zugang zum British Museum und den dort aufbewahrten unpublizierten Materialien. Maspéros *Alte Geschichte der Völker des klassischen Orients* ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie der Zugang zu neuen Quellen das Bild von der Geschichte des Alten Orient zu erweitern in der Lage ist.¹¹

Auch in Deutschland ist der Orient, der Nahe Osten, bei welthistorischen Betrachtungen in den Blick genommen worden. Die Konzeption, den Ursprung der europäischen Kultur auch in den Zivilisationen des Nahen Ostens zu sehen, ist sicher dem Austausch zwischen Goethe und Herder und dessen Sicht von Weltgeschichte zu verdanken. Es ist klar, dass auch letzterer von Ktesias, Herodot und der klassischen Überlieferung beeinflusst war. Aber wie begrenzt die historische Weltsicht in Deutschland weiterhin noch war, mag das Beispiel der Ausgestaltung des Treppenhauses des Neuen Museums auf der Berliner Museumsinsel verdeutlichen: sechs kolossale Wandgemälde von Wilhelm von Kaulbach, 1847–1866 ausgeführt, schmücken die oberen Wände. Sie stellen Hauptmomente der Geschichte der Menschheit dar: 1. Der Turmbau zu Babel (Völkerscheidung), 2. Die Blüte Griechenlands (Homer und die Griechen), 3. Zerstörung Jerusalems durch Titus (Anfänge des Christentums), 4. Die Hunnenschlacht (Völkerwanderung), 5. Die Kreuzfahrer vor Jerusalem (Mittelalter), 6. Die Reformation. Über den großen Gesetzgebern Moses (Hammurabi war noch nicht als solcher entdeckt), Solon, Karl dem Großen und Friedrich dem Großen waren Darstellungen Ägyptens, Griechenlands, Italiens und Deutschlands angebracht.¹²

Später erlangte vor allem Rankes in räumlicher Hinsicht eingeschränktes Geschichtsbild in Deutschland Vorbildcharakter. Umfassender hat Jacob Burckhardt die Dinge gesehen. Ihm ist die weltgeschichtliche Bedeutung Ägyptens geläufig, und in den Phöniziern erkennt er die frühesten Schöpfer von *poleis*. Und so mahnte Burckhardt „ein wenig mehr Respekt vor dem Stamm Cham, welcher

⁸ 1. Aufl. 1862.

⁹ Botta, *Monument*.

¹⁰ Layard, *The Monuments of Nineveh*. Zu Layards Biographie als Diplomat, Ausgräber und Kunstsammler zwischen dem Orient und Venedig siehe Fales und Hickey (Hrsg.): *Austen Henry Layard*; zu seiner Tätigkeit im Irak siehe Pallis, *Antiquity*, 267–355.

¹¹ Maspéro, *Histoire ancienne*.

¹² Zitiert nach Baedeker, *Berlin und Umgebung*, 75.

Ägypten, Alt-Babylon, Phönizien und Karthago geliefert hat, könnte nicht schaden.“¹³ Aber auch der Islam und die Osmanen traten in sein Blickfeld. Japan und China schließt er aus seinen Betrachtungen aus, da sie nicht in die europäische Kultur eingemündet seien.¹⁴

Es ist das Verdienst von Eduard Meyer, zumindest den Alten Orient – d. h. das alte Anatolien, die Levante einschließlich Israels, Ägypten, Mesopotamien und den Iran in seiner *Geschichte des Altertums* berücksichtigt zu haben. Meyers Ansatz von einer Geschichte des Altertums geht aber – zumindest in Deutschland – sehr schnell wieder verloren. Das hat sicher einen gewichtigen Grund darin, dass Eduard Meyer in der Lage war, die Originalquellen zu benutzen. Die zunehmende Fülle an Material aus Mesopotamien und Ägypten seit Beginn der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts überforderte jeden Nichtspezialisten. Aber auch die Altorientalistinnen waren – bis auf wenige Ausnahmen – zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass sie Impulse nach außen zu geben in der Lage und daran interessiert gewesen wären. Monumentale Werke wie etwa die *Propyläen-Weltgeschichte* von 1910¹⁵ und schließlich die *Fischer-Weltgeschichte* (seit 1966) haben dann erneut den Blick über Europa hinaus getan. Diachronische Darstellungen politischer Strukturen etwa durch Michael Mann¹⁶ oder Roman Herzog¹⁷ schließen mit Selbstverständlichkeit den Vorderen Orient ein. In beiden Fällen geht es um Vergleich von Strukturen.

Allerdings hat die Sicht, den Alten Orient als Teil der Alten Geschichte zu begreifen, im Curriculum deutscher Universitäten praktisch keinen Widerhall gefunden – ganz im Gegensatz zu dem, was wir etwa aus Italien, Frankreich, Osteuropa oder den USA kennen. Andererseits verpflichten die gymnasialen Lehrpläne dazu, die Geschichte außerhalb Europas zu behandeln. Das Wissen darum erarbeiten sich die Geschichtslehrer aus der erreichbaren Sekundärliteratur.

Wie hat sich nun vor diesem Hintergrund, in diesem Umfeld in Deutschland im 19. Jahrhundert die akademische Disziplin entwickelt, entwickeln können, die wir heute Altorientalistik nennen?¹⁸ Zunächst hat Grotefends Entzifferung in Deutschland in einer breiten Öffentlichkeit keine nennenswerte Resonanz gefunden. Die weitere fachliche Entwicklung spielte sich hauptsächlich in England, später auch in Frankreich ab. Zunächst hat vor allem Henry Creswicke Rawlin-

¹³ Burckhardt, *Historische Fragmente*, 8.

¹⁴ *Ibid.*, 1f.

¹⁵ *Ullsteins Weltgeschichte* von Pflugk-Hartung (Hrsg.). Der Band reicht geographisch vom Vorderen Orient bis Japan, ohne Altägypten; der Beitrag über das alte Mesopotamien ist von Carl Bezold verfasst.

¹⁶ Mann, *Geschichte der Macht*.

¹⁷ Herzog, *Staaten der Frühzeit*.

¹⁸ S. a. Winckler, *Geschichte der Assyriologie*.

son, für die East India Company im Iraq tätig, die Entzifferung der altpersischen Inschriften der Achaimeniden entscheidend vorangetrieben.

Der entscheidende Durchbruch in der Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschrift erfolgte nach den spektakulären Ausgrabungen von Botta (1842 bis 1846) in Khorsabad und Layard (seit 1845) in Ninive und Nimrud (Kalchu). Bereits 1849 erschien Bottas fünfbandiges Werk (unter dem irreführenden Titel) *Monument de Ninive*, in dem er die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in Khorsabad, dem alten Dur-Scharrukin, vorlegte. Wenig später folgte von Eugène Flandin und Pascal Coste, *Perse ancienne, planches, par Eugène Flandin, et Voyage en perse de MM. Eugène Flandin, peintre, et Pascal Coste, architecte, attachés à l'ambassade de France en Perse, pendant les années 1840 et 1841 ...*, Paris o. J., mit Ergebnissen der Ausgrabungen in Khorsabad. Ebenfalls 1849 erschien Sir Austen Henry Layards *The Monuments of Nineveh, from drawings made on the spot*. Der zweite Band folgte 1851 gleichzeitig mit den *Inscriptions in the cuneiform character from Assyrian monuments*. Layard berichtete 1853 auch für einen weiteren Kreis von Interessierten in seinen *Discoveries in the ruins of Nineveh and Babylon, with travels in Armenia, Kurdistan and the Desert* von den Ergebnissen seiner Grabungen. Layards *Discoveries* wurden alsbald auch ins Deutsche übersetzt. Zwischen 1867 und 1870 erschien Victor Place's dreibändiges Folio-Werk *Ninive et l'Assyrie*, in dem er seine Ausgrabungsergebnisse aus Khorsabad aus den Jahren 1851–1855 vorlegte.¹⁹

Mit der Publikation einer großen Anzahl von neuassyrischen Monumentalinschriften assyrischer Herrscher aus Khorsabad und Ninive waren genügend Texte verfügbar, um die Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschrift entscheidend voranzutreiben. Zahlreiche Entzifferungsversuche einzelner Inschriften, aber ebenso vehemente und offen geäußerte Zweifel daran, veranlassten 1856 die Royal Asiatic Society dazu, die führenden Gelehrten auf diesem Gebiet zu einer Art Wettbewerb einzuladen. Edward Hincks, Sir Henry Creswicke Rawlinson, Fox Talbot und Jules Oppert legte man den gleichen Text – eine Passage aus der Zylinderinschrift Tiglat-Pileasers I.²⁰ – vor und forderte sie auf, ihre Übersetzung der Gesellschaft einzureichen. Das Ergebnis war eine weitgehende Übereinstimmung. Zweifeln war damit der Wind aus den Segeln genommen.

In den folgenden Jahren wirkten vor allem Hincks, Norris, Rawlinson und George Smith in England, Oppert²¹ und Ménant²² in Frankreich zielstrebig an

¹⁹ Place, *Ninive et l'Assyrie*.

²⁰ Einzelheiten bei Pallis, *Antiquity*, 159–161. – Zur Bibliographie des Textes siehe jetzt Grayson, *The Royal Inscriptions*, Bd. 2, 12. Erste Übersetzung des Textes durch Fox Talbot et al. in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 18 (1861), 150–219; die erste publizierte Kopie des Textes findet sich in Rawlinson, *Cuneiform Inscriptions*, Bd. 1, pl. 9–16.

²¹ Oppert, *Expédition scientifique en Mésopotamie*; id., *Éléments de la grammaire Assyrienne*.

der Publikation und Erschließung der nach dem British Museum und dem Louvre gebrachten Tontafeln und Monumentalinschriften.

Von herausragender Bedeutung für die Entwicklung der Assyriologie war die Publikation von Henry Creswicke Rawlinsons monumentalem Corpus *The Cuneiform Inscriptions of Western Asia*, das er zusammen mit Edwin Norris, George Smith und Theophilus Goldridge Pinches seit 1861 herausbrachte. Die Bände enthielten Texte historischen und religiösen Inhalts sowie eine ganze Anzahl von sumerisch-akkadischen Vokabularen und zweisprachige sumerisch-akkadische Texte religiösen Inhalts. Damit standen der jungen, sich entwickelnden Disziplin genügend Quellen für die weitere philologische Erschließung sowohl des Akkadischen (Babylonisch-Assyrisch) als auch bald des Sumerischen zur Verfügung. Dass heute noch viele Texte nach den Rawlinson-Bänden in den beiden Wörterbüchern – Wolfram von Soden, *Akkadisches Handwörterbuch* und *Chicago Assyrian Dictionary* – zitiert werden, spricht für den bleibenden Wert dieses Werkes. Im 19. Jh. aber war Rawlinsons Werk zunächst die fast ausschließliche Basis für die weitere Arbeit an der schriftlichen Überlieferung des alten Mesopotamien.

In Deutschland hatte das neue Wissensfeld zunächst einen schweren Stand. Es gab keine Unterstützung durch die Preußische Regierung, kein erkennbares öffentliches Interesse für das, was sich im Irak tat, und demgemäß fehlte es an Anstößen für Ausgrabungen, die denen englischer und französischer Ausgräber entsprochen hätten. War es dem Standesverhalten deutscher Wissenschaft zu verdanken, dass sich keine Diplomaten als Gentleman-Archäologen wie Botta oder Layard engagierten? Oder war einfach der Vordere Orient im Gegensatz zu Ägypten im Bewusstsein der gebildeten Schichten nicht wirklich präsent? Denn Ägypten und Ägyptisches faszinierte seit Napoleons Ägyptenfeldzug. Die dadurch entfachte Ägyptomania mag letztendlich dazu beigetragen haben, dass König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1842 eine Expedition unter Leitung des damals 32-jährigen Ägyptologen Richard Lepsius nach Ägypten entsandte. Sie kehrte 1845 mit einer reichen inschriftlichen Dokumentation und zahlreichen Denkmälern nach Berlin zurück.²³ Wie bedeutend das Ergebnis der Ägypten-Expedition war, zeigt sich darin, dass der Zurschaustellung der ägyptischen Altertümer eine zentrale Rolle im Gefüge der Königlich Preussischen Museen zufiel: Der Bau und die Gestaltung des so genannten Neuen Museums in den Jahren 1843–1856 durch den Schinkel-Schüler Friedrich August Stüler wurde alsbald auf die Bedürfnisse der zahlreichen monumentalen Fundstücke aus der Ägypten-Expedition hin ausgerichtet. Ein Ägyptisches Museum war bereits 1828 begrün-

²² Ménant, *Inscriptions assyriennes*; id., *Inscriptions de Hammourabi*; 1868 erschien sein *Exposé des éléments de la grammaire Assyrienne*.

²³ Lepsius, *Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien*.

det worden, als man die Sammlung ägyptischer Altertümer von Passalacqua erworben hatte.²⁴

Die deutsche Wissenschaft war zwar durch Grotefend anfänglich an der Entzifferung der Keilschrift beteiligt, hatte aber an der eigentlichen und endgültigen Entzifferung keinen Anteil. Im Gegenteil – unter deutschen Gelehrten – bei denen es sich vornehmlich um Althistoriker und Semitisten handelte – bestand eine weit gehende Skepsis gegenüber dem, was Hincks, Rawlinson, Ménant, Oppert und andere geleistet hatten. Man bezweifelte den semitischen Charakter der Sprache der entzifferten Keilschriftdokumente, man hielt die Entzifferungsversuche für phantasievoll. Als ein wesentliches Argument galten die zahlreichen Korrekturen in der Lesung von Namen und Wörtern, die sich zunächst immer wieder auf Grund der Polyvalenz der syllabischen Keilschriftzeichen ergaben, was man aber nicht wahrzunehmen bereit war. Einen ersten Versuch, die Bedenken zu zerstreuen, unternahm der Alttestamentler und Semitist Justus Olshausen, Professor an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, in zwei Vorträgen vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 5. Dezember 1861 und am 11. Mai 1863.²⁵

Den entscheidenden Anstoß für die Beseitigung der weiterhin bestehenden Zweifel darüber, ob die Entzifferung der Keilschrift als gelungen zu gelten habe, gab Eberhard Schrader.²⁶ Er veröffentlichte, damals Professor für Altes Testament in Zürich, im 23. Band der *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* seinen berühmten Aufsatz „Die Basis der Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschriften, geprüft von Eberhard Schrader.“ Am Ende seiner Abhandlung fasst Schrader zusammen: „Wird auch im Einzelnen noch unendlich viel zu thun, noch unendlich vieles aufzuhellen, zu verbessern sein – wir nehmen keinen Anstand es auszusprechen: Die Basis [so gesperrt im Original] der Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschriften ist eine solide [so gesperrt im Original], und es ist Zeit, dass die deutsche Wissenschaft aus ihrer lediglich zuwartenden Stellung heraustritt, um selbstthätig mitzuarbeiten an dem Werke der immer vollständigeren Entzifferung und immer gründlicheren und umfassenderen Erklärung dieser ehrwürdigen Denkmale einer eigenthümlichen und so mannigfach interessierten Cultur.“²⁷ Aber vor allem ein gewisser Kirchenrat, Dr. Ferdinand Hitzig,²⁸ urteilte, „es sei bis jetzt ausser Eigennamen nur von ganz Wenigem Ton und Sinn enträthselt, und alles Lesen und Verstehen zusammenhängender Origin-

²⁴ Baedeker, *Berlin und Umgebung*, 75.

²⁵ Olshausen, „Prüfung“.

²⁶ Zu Eberhard Schrader siehe den Nachruf von Carl Bezold, einem seiner Schüler, in: *Zeitschrift für Assyriologie*.

²⁷ Schrader, „Die Basis der Entzifferung“, 373.

²⁸ Professor der Theologie in Zürich, später in Heidelberg.

naltex te beruhe auf Täuschung.“²⁹ Und dies trotz der grammatischen Essays von Oppert und Menant.³⁰ Von Interesse dürfte Opperts witzige Replik zu Ferdinand Hitzig sein, welche die chronologischen Kontroversen thematisierte, die sich durch die assyrischen Entdeckungen hinsichtlich der Angaben im Alten Testament ergeben hatten. Oppert schreibt: „So besteht auch die Chronologie darin, biblische und profane Zahlen so lange zierlich abzustutzen oder zu vergrößern, bis das im Voraus aufgestellte System ‚glänzend nachgewiesen‘ ist. ... So ist es auch mit den assyrischen Studien gegangen, insofern sie mit der biblischen Geschichte in Berührung kommen. Man hat Systeme aufgestellt, die alle mit Salomonis templo und Mosis Exodo in Beziehung stehn, und um diesen entfernten Daten in seiner Weise zu genügen, hat man in der spätern Geschichte die Regierungsdauer der Könige zer-, be- und verschnitten. Am schlimmsten ist der sonst wenig bedauernswerthe Manasse weggekommen, der in seinem Gebet vergass zu bitten, ihn gegen die Chronologen zu schützen.“³¹ Soweit Oppert zu Hitzig. In anderem Zusammenhang versucht Hitzig, zahlreiche mesopotamische Namen aus indo-europäischen Sprachen herzuleiten.³²

Später hat es auch zwischen Oppert und Schrader eine Auseinandersetzung über die assyrische Eponymenliste gegeben.³³ Ganz offensichtlich blieben Schraders Argumente zunächst ohne nennenswerte Wirkung. Als ihn, inzwischen Professor für Altes Testament in Gießen, deshalb der Vorstand der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft wenig später beauftragte, „eine erneute und erweiterte Untersuchung der Grundlagen der Entzifferung der dritten Keilschriftgattung“³⁴ vorzunehmen unter gleichzeitiger Berücksichtigung und Entscheidung der wichtigeren in Betracht kommenden Differenzen der Entzifferer, um so eine Einsicht in das Maß der schon jetzt zu erreichenden Gewissheit zu ermöglichen bzw. die schon gewonnene zu verstärken,³⁵ nahm Schrader gerne an. Über seine Motive sagt er, „schon früher haben wir in einer kürzeren Ausführung diese vielleicht brennendste Frage der altorientalischen Wissenschaft einer Prüfung unterstellt in der Erwartung, dass durch dieselbe die Gegner der Entzifferung sich zu einer wissenschaftlichen Formulierung und Begründung ihrer Zweifel möchten veranlasst sehen. Diese Erwartung ist leider unerfüllt geblieben. Von keiner einzigen Seite ist ein derartiger Versuch gemacht worden. Scheint es demnach, als ob das

²⁹ Zitiert nach Schrader, „Die Basis der Entzifferung“, 338.

³⁰ S. oben Anm. 21 und 22.

³¹ „Aus einem Brief Julius Oppert's an Kirchen-R. Dr. Hitzig“, in: *ZDMG* 20 (1866), 176–180, hier 176.

³² *ZDMG* 20 (1866), VIII f.

³³ *ZDMG* 26 (1872), 811–816.

³⁴ D. h. der akkadischen (damals babylonisch-assyrisch genannten) Version der Inschriften der Achaimenidenherrscher. Die beiden anderen Versionen waren die altpersische und die elamische.

³⁵ Schrader, „Keilschriften“, 2.

begonnene Tirailleurgefecht dem Feinde noch zu geringfügig gewesen ist, so gelingt es vielleicht durch Inswerksetzung des Aufmarsches der gesamten zur Verfügung stehenden Truppen den Gegner zur Entfaltung auch seiner Kräfte zu vermögen.³⁶

Die Gründlichkeit von Schraders Arbeit – 1872 erschienen und insgesamt knapp 400 Seiten lang,³⁷ wegen ihres Umfangs hatte sich die Gesellschaft erfolgreich beim Königlich Preußischen Cultus-Ministerium um eine finanzielle Unterstützung für die Druckkosten bemüht – scheint nun endgültig ihre Wirkung gehabt zu haben, wenn sie auch nicht alle Zweifel bei den hartnäckigeren Gegnern der jungen Disziplin ausgeräumt zu haben scheint. Das gilt vor allem für den Althistoriker Adolf von Gutschmid, der weiterhin ätzende Kritik an den historischen Schlussfolgerungen der Assyriologen, insbesondere Schraders übte.³⁸ Uns Heutigen erscheint diese Kritik schwer nachvollziehbar, wenn Gutschmid schreibt: „Die Zeitangaben des Berossos sieht der Verf. [d. h. Duncker, J. R.] ... als durch die Inschriften als widerlegt an und scheint sie an Werth kaum höher als die des Ctesias zu veranschlagen, hierin durchaus mit Schrader übereinstimmend.“³⁹ Und Gutschmid weiter: „... man darf wohl die Frage aufwerfen, ob die Assyriologie in ihrem eigenen Interesse wohl daran thut, gleich von vornherein leichten Herzens das vertrauenswürdigste aus dem Altherthum uns erhaltene Denkmal [die Babylo-niaka des Berossos, J. R.] über die Geschichte der Euphratländer und damit das einzige Correctiv für den Ikarusflug der Entzifferung als lästigen Ballast über Bord zu werfen.“⁴⁰ Die ausführliche Replik Schraders⁴¹ auf A. von Gutschmids Rezension zu Duncckers Geschichtswerk war, wie Schrader schreibt, für Gutschmid „Veranlassung zu einem erneuten Angriff des Gegners auf die Assyriologie und namentlich ihre deutsche Vertretung in einer besonderen Schrift, betitelt: *Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Die Assyriologie in Deutschland* (Leipzig 1876). Da der Angriff vornehmlich gegen mich gerichtet ist, mag es mir auch gestattet sein, denselben nach seinem Wesen zu beleuchten und die Einwände und Aufstellungen des Gegners auf den Grad ihrer Berechtigung zu prüfen.“⁴² Die geschah in Schraders Buch *Keilschrift und Geschichtsforschung*. All diese Kontroversen scheinen sich anfänglich – so scheint es – weitgehend außerhalb der Wahrnehmung einer breiteren, außerwissenschaftlichen Öffentlichkeit abgespielt zu haben.

³⁶ Ibid., 1f.

³⁷ *ZDMG* 26 (1872), 1–392.

³⁸ Zur Kontroverse zwischen Gutschmid und Schrader siehe Bezold, „Eberhard Schrader“, 360.

³⁹ Zitiert nach Schrader, *Keilschrift und Geschichtsforschung*, 22.

⁴⁰ Ibid., Anm. 38.

⁴¹ Replik Schraders, in: *Jenaer Literaturzeitung*.

⁴² Schrader, *Keilschrift*.

Ein Wort zu Schraders Arbeit. Er richtet sein Augenmerk und das seiner Leser auf die zur Verfügung stehenden Hilfsmittel, ihre Zulänglichkeit für die Entzifferung sowie auf die angewandte Methode und ihre kritische Überprüfung. Drittens geht es Schrader um das Aufzeigen und die Würdigung der gewonnenen orthographischen, sprachlichen und lexikalischen Ergebnisse. Schraders Arbeit besteht insofern aus einer ausführlichen Exposition der assyrisch-babylonischen Grammatik und einem Anhang, in dem die akkadische Version der Achaimeniden-Inschriften in Umschrift und Übersetzung geboten werden.⁴³ Dem Leser wird der Wortschatz der Inschriften durch ein ausführliches Glossar erleichtert. Interessant erscheint, dass Schrader in seiner Untersuchung reichlich Gebrauch von den sumerisch-akkadischen Vokabularen macht, die Rawlinson und Norris im 1. und 2. Band ihres großen Textcorpus *The Cuneiform Inscriptions of Western Asia* (1861 und 1866) publiziert hatten. Zu beachten ist, wie Schrader die Sprache (die wenig später als Sumerisch identifiziert wurde; eine agglutinierende und keiner bekannten Sprachfamilie zugehörige Sprache) beurteilt, die in den Vokabularen jeweils in der linken Spalte steht (in der rechten das akkadische Äquivalent): „Auf das Wesen der Sprache selber, der diese Pronomina zugehörten, hieraus einen Schluss zu ziehen, wage ich nicht; nur das ist sicher, dass das weder eine semitische, noch eine indogermanische war. Die für sie aufgebrachten Namen ‚Proto-Chaldäisch‘, ‚Kuschitisch‘ oder ähnliche sagen über das Wesen der Sprache selber nichts aus.“⁴⁴

Die folgenden Jahre waren von entscheidender Bedeutung für die Etablierung der Altorientalistik – seinerzeit und bis weit ins 20. Jh. als Assyriologie⁴⁵ bezeichnet – an den deutschen Universitäten. Schraders Memorandum scheint vor allem in Berlin Wirkung gezeigt zu haben. Dort war die Professur für semitische Sprachen frei geworden, worauf die Philosophische Fakultät beantragte, diese in Zukunft in eine Professur für mohammedanische Literatur und eine für semitische Sprachen aufzuteilen. Für die Professur für semitische Sprachen schlug man den Arabisten Nöldeke an erster, Schrader an zweiter Stelle vor. Schraders semitistische Vorbildung – er war in Göttingen Schüler von Ewald – und seine Liebe zu dieser Disziplin äußern sich auch in seiner Berliner Zeit darin, dass er wiederholt Seminare zum Äthiopischen abhält. Darin zeigt sich ein immer noch vorrangiges Interesse der für wesentlich gehaltenen semitischen Sprachen Arabisch, Syrisch und Äthiopisch, wenn es um das Fach Semitistik geht. Das Akkadische (Babylonisch-Assyrische) musste sich erst seine Eigenständigkeit als akademisches Lehrfach und als Disziplin erkämpfen. Noch 1949 wurde der Altorientalist und bedeutende

⁴³ Siehe jetzt bequem die Literatur bei Borger, „Die Entzifferungsgeschichte“, sowie Hinz, „Die Behistun-Inschrift“.

⁴⁴ *ZDMG* 26 (1872), 18.

⁴⁵ Assyriologie deshalb, weil die bis dahin bekannten Schriftdenkmäler weitgehend aus den Ausgrabungen in Assyrien (Khorsabad, Nimrud und Ninive) stammten.

Sumerologe Adam Falkenstein nach Heidelberg auf eine Professur für semitische Sprachen berufen. Im Zuge des Berliner Berufungsvorganges hatte sich die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften gegenüber dem Ministerium für Schrader stark gemacht und sich bereit erklärt, die für eine Professur nötigen Mittel bereitzustellen. Die Verhandlungen mit Nöldeke scheinen allerdings nicht mit Nachdruck geführt worden zu sein, sodass schließlich Schrader, zu dem Zeitpunkt inzwischen Professor für Altes Testament in Jena, am 14. Juni 1875 zum Ordinarius an der Philosophischen Fakultät und gleichzeitig zum ordentlichen Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt werden konnte. „Damit war zugleich“, wie Eduard Meyer im Nachruf auf Eberhard Schrader schreibt, „die neue Wissenschaft der Assyriologie als ihren Schwestern ebenbürtig anerkannt und unter die an deutschen Hochschulen vertretenen Fächer aufgenommen.“⁴⁶

Das Berliner Vorbild hat – so vermute ich – dazu geführt, das Fach Assyriologie auch an anderen deutschen Universitäten zu etablieren: Sehr bald nach Schraders Berufung auf den Berliner Lehrstuhl erhielt Friedrich Delitzsch 1878 einen Ruf auf ein Extraordinariat in Leipzig (habilitiert in Leipzig 1874), 1885 ordentlicher Honorarprofessor ebenda, 1893 Extraordinariat in Breslau, im gleichen Jahr ebenda zum Ordinarius ernannt. Fritz Hommel habilitierte sich 1877 in München, 1885 Extraordinarius (bis dahin als wissenschaftlicher Bibliothekar in München tätig) und 1892 Ordinarius in München. Paul Haupt habilitierte sich 1880 in Göttingen, wurde 1883 Extraordinarius und lehrte bereits ab 1884 an der Johns Hopkins University in Baltimore. Peter Jensen (Schüler Schraders) schließlich war seit 1888 Privatdozent an der sogenannten deutschen Reichsuniversität in Straßburg und wurde 1892 auf ein Ordinariat in Marburg berufen. Carl Bezold (ebenfalls Schüler Schraders) war seit 1894 Ordinarius in Heidelberg. Er begründete 1886 (unter Beteiligung Schraders) die *Zeitschrift für Assyriologie*, hervorgegangen aus der nur zwei Jahrgänge umfassenden *Zeitschrift für Keilschriftforschung*. Die *Zeitschrift für Assyriologie* entwickelte sich sehr bald zu einer der wesentlichen, rein assyriologisch ausgerichteten, internationalen Zeitschriften des Faches.

Aber es war neben Schrader vor allem Friedrich Delitzsch, der der Assyriologie als einer ernst zunehmenden philologischen Disziplin zum endgültigen Durchbruch verhalf. Durch seine Herkunft aus der indo-europäischen Sprachwissenschaft methodisch hervorragend geschult, hat er durch seine grammatischen und lexikalischen Arbeiten eine solide Grundlage für die Weiterentwicklung des Faches geschaffen. Sein Ruhm drang sehr bald über Leipzig hinaus, und er hat dort

⁴⁶ „E. Schrader“, in: *Biographisches Jahrbuch* 13 (1908), 159.

und später in Berlin eine ganze Generation von deutschen⁴⁷ und ausländischen, vor allem amerikanischen, Assyriologen ausgebildet und geprägt.⁴⁸

Dass es auch innerhalb der deutschen Assyriologen – trotz ihrer gemeinsamen Grundüberzeugung hinsichtlich der Entzifferung der Keilschrift und des semitischen Charakters der in assyrischen Inschriften enthaltenen Sprache – Kontroversen und zum Teil bissige Auseinandersetzungen und heftige Polemiken gab, zeigt sich am deutlichsten in Paul Haupts Auseinandersetzung mit Fritz Hommel in der Einleitung von Haupts „Die akkadische Sprache“. Ein wesentlicher Punkt ist, dass Haupt von Hommel des Plagiats an Lenormant, Pinches und Delitzsch hinsichtlich von Haupts Bemerkungen bezüglich der beiden sumerischen Dialekte (Hauptdialekt und Eme-sal)⁴⁹ bezichtigt wird. Eine Behauptung, die Haupt zu widerlegen im Stande ist. Die gegenseitigen Vorwürfe haben zum Teil zu grotesken Formulierungen und Invektiven geführt. Hommel wirft Haupt ‚Macht-sprüche‘⁵⁰ vor, bezeichnet ihn als ‚hochmüthigen Gelehrten‘, schwächt allerdings in einem Manuskript den auf Haupt bezogenen Ausdruck ‚Grössenwahn‘ in ‚blinder Hochmuth‘ ab,⁵¹ schilt Haupts Verhalten als ‚the behaviour of a school-boy‘⁵² und findet generell, all diese Polemik sei durch Haupt provoziert worden.⁵³ Andererseits findet Hommel versöhnliche Worte in seiner persönlichen Korrespondenz mit Haupt, wenn er ihn mit ‚verehrter Freund und Mitforscher‘ anredet,⁵⁴ Bezold (damals in London) bittet in einer Postkarte, Haupt (ebenfalls in London) auszurichten, „dass ich ihn durch nichts beleidigen wollte, dass ich im Gegentheil zu den wenigen aufrichtigen und stets das Gute an ihm anerkennenden *Freunden* [Kursive von Haupt] gehöre, die er überhaupt noch hat. Jetzt wird er das vielleicht nicht einsehen und sich in seiner Wuth auf mich bald irgendwie rächen wollen (wobei er sich übrigens sehr in Acht nehmen soll).“⁵⁵ Aber auch Haupt scheint Hommel in nichts nachzustehen. Angeblich habe er verlauten lassen, Hommels *Abriss der babylonisch-assyrischen und israelitischen Geschichte in*

⁴⁷ Zu seinen Schülern gehört auch Paul Haupt, der seinerzeit, d. h. 1883, in einem Vortrag auf dem 5. Internationalen Orientalisten-Congress zu Berlin seinen Vortrag „Die Akkadische Sprache“ vortrug. Meines Wissens war das die erstmalige Verwendung des Begriffes Akkadisch, damals allerdings für das Sumerische.

⁴⁸ Renger, „Altorientalistik“, 170f.

⁴⁹ Siehe insbesondere Haupt, „Die akkadische Sprache“, die Seiten XVIII (oben), XX sowie XXIV bis XVIII. – Eme-sal, Sumerisch ‚Frauensprache‘, ist eine Dialektform des Sumerischen, in der zahlreiche literarische Textgenres verfasst sind und die auch in der wörtlichen Rede von Frauen in Werken des sogenannten Hauptdialekts verwendet wird.

⁵⁰ Ibid., XXII (ganz oben).

⁵¹ Ibid., XII.

⁵² Ibid., XXIV (unten).

⁵³ Ibid., XXIII (unten).

⁵⁴ Ibid., XXVIII (oben).

⁵⁵ Ibid., XXIII (oben).

Tabellenform „sei nicht einmal die Druckerschwärze werth“.⁵⁶ Haupt weist es von sich, eine solche Bemerkung gemacht zu haben, fährt aber fort, Hommel erklärt zu haben, er habe aber „allerdings, wenn er [Hommel] mir [Haupt] diese freimüthige Bemerkung gestatten wolle, eine ähnliche Meinung von seiner ... Broschüre ‚Die Semiten‘. Ich bat ihn dringend, im Interesse unsrer jungen assyriologischen Wissenschaft von derartigen überhasteten Veröffentlichungen Abstand zu nehmen. Falls er durchaus schreiben müsse und seine schönen Gaben zersplittern, so möchte er sich meiner wegen auf die vorislamischen Dichter werfen, aber nicht die Keilschriftforschung, für die Andere den Gegnern mühsam Schritt für Schritt Boden abzuräumen suchten, wieder in Verruf bringen. Die Sachlage sei nun einmal leider so, dass die Semitisten nicht sagten, unser junger arabistischer College in München hat da eine etwas unreife Arbeit in die Welt gesetzt, sondern stets: der *Assyriologe* [Kursive von Haupt] Hommel hat durch seine Semiten wieder einmal gezeigt, wohin die schwindelhafte Modewissenschaft der Keilschriftforschung führt.“⁵⁷

Was hat zu der geradezu explosionsartigen Ausbreitung des Faches Assyriologie in Deutschland nach 1875 geführt? Eine ganz entscheidende Rolle hat dabei sicher das Interesse der alttestamentlichen Wissenschaft an dem geführt, was die mesopotamischen Quellen zur Interpretation und Verifizierung der in den Büchern des AT enthaltenen Nachrichten beizutragen in der Lage waren. Das betrifft zum einen die Nachrichten in den Inschriften neuassyrischer Herrscher, die die Nachrichten aus dem Alten Testament ergänzten und bestätigten. Zum anderen spielte sicher die 1874 erfolgte Entdeckung der Sintflutgeschichte unter den im British Museum befindlichen Texten der Assurbanipal-Bibliothek aus Ninive, wie sie als XI. Tafel des Gilgamesch-Epos überliefert ist, durch George Smith eine wichtige Rolle.⁵⁸ Und es ist sicher nicht von ungefähr, dass Eberhard Schrader zunächst Altes Testament lehrte und aus dieser Position heraus den Weg zur Assyriologie fand. Seine wichtigen Bücher sind denn auch dem Thema Keilschrift und Altes Testament gewidmet. Friedrich Delitzschs Vater war Professor für Altes Testament in Erlangen. Nachdem er zunächst Grundlegendes für die Grammatik des Assyrisch-Babylonischen geleistet hatte, hat er sich später, d. h. in seiner Berliner Zeit (seit 1899), in sehr kontroversen Streitschriften dem Verhältnis von dem, was das Alte Testament berichtet, und dem, was die Quellen aus Mesopotamien dazu beitragen, geäußert.⁵⁹ Auch Heinrich Zimmern, der Nachfolger von Delitzsch in Leipzig, stammt aus einem protestantisch-theologischen

⁵⁶ Ibid., XVIII.

⁵⁷ Ibid.

⁵⁸ *George Smith's Chaldäische Genesis*.

⁵⁹ Zum so genannten Babel-Bibel-Streit siehe jetzt: Lehmann, *Friedrich Delitzsch*.

Milieu.⁶⁰ Nicht nur Zimmern sondern auch andere Assyriologen konnten sich den Vorgaben der alttestamentlichen Exegese nicht entziehen, wenn sie Begriffe wie etwa Buße, Psalmen, Höllenfahrt oder Sintflut benutzten, um Phänomene der ihnen bekannten babylonischen Literatur zu klassifizieren, zu interpretieren oder zu bezeichnen. Bis die Eigenbegrifflichkeit der babylonischen Welt in der Forschung thematisiert und grundsätzliche Unterschiede zwischen den theologischen Aussagen des Alten Testaments und denen der religiösen Überlieferung des Alten Mesopotamien akzeptiert wurden, war es noch ein weiter Weg. Zu Zimmerns Anliegen als Assyriologe gehörte es fortwährend, die Erträge der assyriologischen Forschung für die biblischen Wissenschaften nutzbar zu machen, wie er es in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Königsberg zum Ausdruck brachte.⁶¹

Sicher nicht ganz ohne Bedeutung war ein anderer Umstand. Im Gegensatz zu England und Frankreich, wo die Assyriologie in den beiden Hauptstädten mit ihren jeweiligen Museen logischerweise konzentriert war, fehlte zunächst eine solche natürliche Mitte in Deutschland. Die Kleinteiligkeit der politischen Landschaft in Deutschland und das System der jeweiligen Landesuniversitäten hat in einer Art ‚Wettbewerb‘ dazu geführt, dass in Baden, Bayern und Sachsen entsprechende Lehrstühle eingerichtet wurden. Aber auch große, bedeutende und traditionsreiche Universitäten innerhalb Preußens errichteten Professuren für die neue Disziplin. In beiden Fällen hat sowohl das durch die alttestamentliche Wissenschaft beflügelte Interesse am alten Mesopotamien als auch das Vorhandensein anderer orientalistischer Disziplinen an den jeweiligen Universitäten dazu beigetragen.

Die enge Verbindung zwischen alttestamentlicher Wissenschaft und Assyriologie liegt auch darin begründet, dass im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die kritisch-historische Schule vor allem die protestantische alttestamentliche Wissenschaft in Deutschland geprägt hat, als deren herausragender Vertreter Julius Wellhausen zu gelten hat.

Das öffentliche Interesse an den künstlerischen und schriftlichen Hinterlassenschaften aus dem alten Mesopotamien entsprang sehr unterschiedlichen Motiven. Zunächst hat die Romantik in Deutschland ganz allgemein ein gesteigertes Interesse an der Vergangenheit hervorgebracht. Lehrstühle für außereuropäische Sprachen wurden allenthalben errichtet. Es verging allerdings eine lange Zeit, bis die Öffentlichkeit an den Entdeckungen im Vorderen Orient Anteil nahm und

⁶⁰ Zu Heinrich Zimmerns angeblich jüdischer Herkunft: Niefanger, „Responson zu Johannes Renger“, insbesondere 265; beachte aber, dass Zimmern in seinem Lebenslauf (abgedruckt in seiner Dissertation *Babylonische Bußpsalmen*) seinen Vater als Dechanten im Badischen bezeichnet! Ein Aufwachsen in einer jüdischen Familie erscheint insofern äußerst unwahrscheinlich.

⁶¹ „Die Assyriologie als Hilfswissenschaft“, Antrittsvorlesung gehalten in der Aula der Königlichen Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. Am 1. November 1889 von Dr. H. Zimmern, Privatdozent der semitischen Sprachen.

sich für die Ausgrabungen der Franzosen und Engländer im Irak interessierte. Ein marginales Zeugnis sind die Skizzen eines der Meister aus der Düsseldorfer Malerschule, Eduard Bendemann, der in den 60er Jahren des 19. Jh.s im Louvre dort ausgestellte assyrische Reliefs in seinem (unpublizierten) Skizzenbuch zeichnete. Ansonsten finden erst im letzten Viertel des 19. Jh.s die Erkenntnisse der Assyriologen, zum Teil auch ihre kontrovers geführten Diskussionen, Eingang in die Tages-, Wochen und Monatspresse.⁶² Nur als ein Beispiel sei auf Schraders Übersetzung des akkadischen Mythos vom Gang der Göttin Ishtar in die Unterwelt, das auch als Beilage zur *Allgemeinen Zeitung* erschien, hingewiesen.⁶³ Ansonsten spielte sich ein Teil der Diskussion in den protestantisch-theologischen Jahrbüchern und Fachzeitschriften ab.⁶⁴

Es ist offensichtlich, dass die Entdeckungen und Grabungen durch Engländer und Franzosen in Mesopotamien vielfältige Unterstützung durch die jeweiligen Regierungen erhalten haben und im Kontext weit reichender geopolitischer Interessen gesehen werden müssen. Reisen wurden durch die jeweiligen Regierungen initiiert, die beiden großen Museen, der Louvre und das British Museum, waren die entscheidenden Katalysatoren; und die großen Entdecker und Ausgräber der ersten Stunde, Rawlinson, Botta und Layard,⁶⁵ standen als Beamte im Dienste ihrer jeweiligen Regierungen. Die spektakulären Funde begeisterten das Publikum beider Hauptstädte, als sie die assyrischen Reliefs im Louvre und im British Museum bewundern konnten. Die Faszination, die von diesen Werken assyrischer Kunst ausging, schlug sich schließlich im Londoner Crystal-Palace während der Weltausstellung von 1851 nieder. Später wurde ihm beim Wiederaufbau in Sydenham bei London 1854 ein Niniveh Court hinzugefügt.⁶⁶

Eine große Rolle spielten aber auch die Versuche europäischer Mächte, insbesondere Frankreichs, Englands und sehr spät Deutschlands, politischen und wirtschaftlichen Einfluss im Osmanischen Reich zu gewinnen. Die daraus erwachsene, anfänglich amateurhaft betriebene Beschäftigung mit den Hinterlassenschaften der Kultur des alten Mesopotamien, fachte einen gewissen Wettstreit der großen Nationen der damaligen Zeit an, bedeutende Kunstwerke für ihre Museen zu erwerben. Frankreich und England waren darin als erste sehr erfolgreich. In Deutschland hinkte man in dieser Hinsicht – zumindest was Mesopotamien anging – hinterher. Das führte dann in den 80er Jahren des 19. Jh.s zu organisierten Bemühungen, das Versäumte nachzuholen. Ende des Jahrhunderts vermochte schließlich eine konzertierte Anstrengung der politischen und intellektuellen Eli-

⁶² Eine systematische Auswertung fehlt allerdings noch.

⁶³ Schrader, „Die Höllenfahrt der Ishtar“.

⁶⁴ Auch hier ist eine systematische Auswertung noch zu leisten.

⁶⁵ Eine kurze Charakterisierung ihrer Tätigkeit im Irak bietet Schippmann, „Geschichte“; ausführlich: Pallis, *Antiquity*, 266–304.

⁶⁶ Pedde, „Orient-Rezeption“.

ten Preußens in Berlin ebenfalls Ausgrabungen in Mesopotamien vorzunehmen und sie in gleicher Weise wie im Louvre und im British Museum zu präsentieren. Hier setzt die Geschichte der Deutschen Orient-Gesellschaft ein und damit ein neues und außerordentlich erfolgreiches Kapitel der deutschen Altorientalistik sowie der sie repräsentierenden Institutionen.⁶⁷

Bibliographie

Baedecker, Karl: *Berlin und Umgebung*. Leipzig 1908.

Bezold, Carl: „Eberhard Schrader“, in: *Zeitschrift für Assyriologie* 22 (1909), 355–385 (mit Bibliographie).

Borger, Rykle: „Die Entzifferungsgeschichte der altpersischen Keilschrift nach Grotefends ersten Erfolgen“, in: *Persica* 7 (1975–1978), 7–19.

– Id.: „Dokumente zur Entzifferung der altpersischen Keilschrift“, in: *Persica* 7 (1975–1978), 1–5.

Bothe, Rolf: *Dichter, Fürst und Architekten: Das Weimarer Residenzschloß vom Mittelalter bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts*. Osterfildern-Ruit 2000.

Botta, Paul Emile: *Monument de Ninive*. Paris 1847–1849.

Burckhardt, Jakob: *Historische Fragmente*. Aus dem Nachlaß gesammelt von Emil Dirr. Stuttgart/Berlin 1940.

Cancik-Kirschbaum, Eva: „Assyrien und die Universalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts n. Chr.“, in: J. Renger (Hrsg.): *Assur – Gott, Stadt und Land* [im Druck].

Fales, F. M., und Hickey, B. J. (Hrsg.): *Austen Henry Layard – Tra L’Oriente e Venezia*. Rom 1987.

Flandin, Eugène und Coste, Pascal: *Voyage en perse de MM. Eugène Flandin, peintre, et Pascal Coste, architecte, attachés à l’ambassade de France en Perse, pendant les années 1840 et 1841*. Paris 1851.

– Id.: *Perse ancienne*: Planches. Paris [o. J.].

– Id.: *Perse ancienne*: Texte. Paris 1851.

Frahm, Ekkhard: „Entzifferung“, in: *Der Neue Pauly* 13 (1999), 936–962.

⁶⁷ Wilhelm, „Einführung“; id., „Deutsche Orient-Gesellschaft“; Renger, „Altorientalistik“.

Grayson, A. Kirk: „Carsten Niebuhr at Babylon“, in: *Bulletin of the Canadian Society for Mesopotamian Studies* 32 (1977), 17f.

– Id.: *The Royal Inscriptions of Mesopotamia – Assyrian Period 2 – Assyrian Rulers of the Early First Millennium BC. I (1114– 859 BC)*. Toronto 1991.

Grotefend, Gottfried Friedrich: *Praevia de cuneatis quas vocant, inscriptionibus Persepolitans legendis et explicandis relatio*. (zum Abdruck gebracht von W. Meyer. – Unveränderter reprografischer Nachdruck) Darmstadt 1972.

Hansen, Reimer: „Niebuhr“, in: *Neue Deutsche Biographie (NDB)* 19 (1999), 217–219.

– Id.: „Zur Biographie Carsten Niebuhrs (1733–1815)“, in: *Landesgeschichte und Landesbibliothek – Hans Rothert zum 65. Geburtstag*. Heide/Holstein 2001, 231–242.

– Id.: „Zur Geschichte einer Anekdote um Carsten Niebuhr und die dänische Expedition nach Arabien 1761–1767“, in: S. Göttisch [et al.] (Hrsg.): *Volkskundliche Streifzüge – Festschrift für Kai Detlev Sievers zum 60. Geburtstag*. Kiel 1994, 31–45.

Haupt, Paul: „Die akkadische Sprache“, Sonderabdruck aus den Verhandlungen des 5. Internationalen Orientalistentags in Berlin. Berlin 1883.

Heeren, Arnold Hermann Ludwig: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*. 1799. Englische Übersetzung: *A Manual of Ancient History – Particularly with regard to the constitutions, the commerce, and the colonies of the states of antiquity*. Oxford, ²1828, 2. revidierte Aufl. 1833.

Herzog, Roman: *Staaten der Frühzeit – Ursprünge und Herrschaftsformen*. München 1988.

Hinz, Walter: „Die Behistun-Inschrift Darius’ des Großen“, in: *Texte aus der Umwelt des Alten Testaments*, Bd. 1. Gütersloh 1981–1985, 419–450.

Hoefer, Ferdinand: *Chaldée, Assyrie, Médie, Babylone, Mésopotamie, Phénice, Palmyrène*. Paris 1852.

Kuhr, Amelie: „Bisutun“, in: *Der Neue Pauly* 2 (1997), 696f.

Landseers, John: *Sabaeen Researches in a series of essays addressed to distinguished Antiquaries and including the Substance of a Course of Lectures delivered at the Royal Institution of Great Britain on the Engraved Hieroglyphics of Chaldea, Egypt, and Canaan. Illustrated with engravings of Babylonian Cylinders and other inedited Monuments of Antiquity*. London 1823.

Layard, Austen Henry: *The Monuments of Nineveh, from drawings made on the spot*. London 1849.

Lehmann, Reinhard G.: *Friedrich Delitzsch und der Babel-Bibel-Streit*. Göttingen 1994.

Lepsius, Richard: *Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien*, 12 Bde. Leipzig 1849–1858.

Mann, Michael: *Geschichte der Macht – Von den Anfängen bis zur griechischen Antike*. Frankfurt/M. 1990.

Maspero, Gaston: I. *Histoire ancienne des peuples de l'orient classique – Les premières mêlées des peuples*. Paris, 1897 [Altbabylonische Zeit, , d. h. 1. Hälfte 2. Jt.; Ägypten seit der Invasion der Hyksos, Assyrien und Babylonien in der 2. Hälfte des 2. Jt.; Israel/Juda, die Aramäer von Damaskus; Philister]; II. *Histoire ancienne des peuples de l'orient classique*. Paris 1899 [Assyrer, Chaldäer, Meder, Achaimeniden].

Ménant, Joachim: *Inscriptions assyriennes des briques de Babylone, essai de lecture et d'interprétation*. Paris 1859.

– Id.: *Inscriptions de Hammourabi, roi de Babylone (XVIe siècle avant J.-C.)*. Paris 1863.

– Id.: *Exposé des éléments de la grammaire Assyrienne*. Paris 1868.

Meyer, Eduard: *Geschichte des Altertums, Bd. 1/1 Einleitung. Elemente der Anthropologie*. Stuttgart 1907.

– Id.: „E. Schrader“, in: *Biographisches Jahrbuch* 13 (1908), 159.

Niefanger, Dirk: „Jüdische Intellektuelle und die Forschung zum Alten Orient vor 1933 – Responson zu Johannes Renger“, in: W. Barner und Chr. König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologien 1871–1933*. Göttingen 2001, 263–266.

Olshausen, Justus: „Prüfung der in den assyrischen Keilschriften enthaltenen semitischen Sprache“, in: *Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften*, 1864, 475–496.

Oppert, Jules: *Expédition scientifique en Mésopotamie exécutée par ordre du gouvernement de 1851 à 1854 par Mm. Fulgence Fresnel, Félix Thomas et Jules Oppert*. Paris 1856. Bd. I *Relation du voyage et résultats de l'expédition*. Paris 1863. Bd. II *Déchiffrement des inscriptions cunéiformes*. Paris 1859.

– Id.: *Éléments de la grammaire Assyrienne*. Paris 1860, ²1868.

– Id.: „Aus einem Brief Julius Oppert's an Kirchen-R. Dr. Hitzig“, in: *ZDMG* 20 (1866), 176–180.

- Pallis, Svend Aage: *The Antiquity of Iraq*. Copenhagen 1956.
- Pedde, Brigitte: „Orient-Rezeption“, in: *Der Neue Pauly* 15/1 (2001), 1214.
- Pflugk-Hartung, Julius von (Hrsg.): *Ullsteins Weltgeschichte*. Berlin 1910.
- Place, Victor: *Ninive et l'Assyrie avec des essais de restauration par Félix Thomas*. Bd. I, Paris 1867; Bd. II, Paris 1870; Bd. III (Tafeln), Paris 1867.
- Porter, Robert Ker: *Travel in Georgia, Persia, Armenia, Ancient Babylonia etc. etc. during the year 1817, 1818, and 1819*. London 1821/22.
- Rawlinson, Georg: *The Five Great Monarchies of the ancient Eastern World; or, the history, geography, and antiquities of Chaldea, Assyria, Babylon, Media, and Persia*. London 1862.
- Rawlinson, Henry Creswicke: *The Cuneiform Inscriptions of Western Asia*. Bd. 1: *A selection from the historical inscriptions of Chaldea, Assyria and Babylonia*. London 1861.
- Renger, Johannes: „Altorientalistik und Vorderasiatische Archäologie in Berlin“, in: W. Arenhövel und Chr. Schreiber (Hrsg.): *Berlin und die Antike. Aufsätze*. Berlin 1979, 158–162.
- Rollin, Charles: *The Ancient History of the Egyptians, Carthaginians, Assyrians, Babylonians, Medes and Persians, Macedonians and Grecians*, 8 vols. London 1817.
- [Smith, George]: *George Smith's Chaldäische Genesis. Keilinschriftliche Berichte über Schöpfung, Sündenfall, Sintflut, Thurmbau und Nimrod, nebst vielen anderen Fragmenten ältesten babylonisch-assyrischen Schriftthums*. Autorisierte Übersetzung von Hermann Delitzsch. Nebst Erläuterungen und fortgesetzten Forschungen von Dr. Friedrich Delitzsch. Leipzig 1876.
- Schippmann, Klaus: „Geschichte der Archäologie in Mesopotamien“, in: Rykle Borger [et al.] (Hrsg.): *Die Welt des Alten Orients. Keilschrift – Grabungen – Gelehrte*. Göttingen 1975, 19–24.
- Schrader, Eberhard: „Die Basis der Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschriften“, in: *ZDMG* 23 (1869), 337–374.
- Id.: „Die assyrisch-babylonischen Keilschriften“, in: *ZDMG* 26 (1872), 1–392.
- Id.: „Die Höllenfahrt der Ishtar. Ein altbabylonisches Epos, nebst Proben assyrischer Lyrik“, in: *Allgemeine Zeitung* (Gießen) 170 (1874), 2641f.
- Id.: Replik Schraders, in: *Jenaer Literaturzeitung* 44 (1875), 782–784. (wieder abgedruckt in id., *Keilschrift und Geschichtsforschung*, 22–30).
- Id.: *Keilschrift und Geschichtsforschung*. Gießen 1878.

Werner, Rudolf: „Zum zweihundertsten Geburtstag von Georg Friedrich Grotefend“, in: *Persica* 7 (1975–1978), 21–24.

Wiesehöfer, Josef: „... sie waren für ihn das Juwel von allem, was er gesehen‘ – Niebuhr und die Ruinenstätten des Alten Iran“ (Manuskript).

Wilhelm, Gernot: „Einführung. 100 Jahre Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft“, in: G. Wilhelm (Hrsg.): *Zwischen Tigris und Nil. 100 Jahre Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in Vorderasien und Ägypten*. Mainz 1998, 5–13.

– Id.: „Deutsche Orient-Gesellschaft“, in: *Der Neue Pauly* 13 (1999), 743–745.

Winckler, Hugo: *Geschichte der Assyriologie in Deutschland*. Leipzig 1894.

Zimmern, Heinrich: *Babylonische Bußpsalmen. Umschrieben übersetzt und erklärt*. Leipzig 1885.

– Id.: „Die Assyriologie als Hilfswissenschaft für das Studium des Alten Testaments und des klassischen Altertums“. Antrittsvorlesung gehalten am 1. November 1889. Königsberg 1889.

Die Integration der Orientarchäologie in die Universitäten

Stefan R. Hauser

Einführung

Im Februar 1897 erklärte eine Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften auf eine Anfrage des Kultusministeriums, dass die Erforschung Mesopotamiens „eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart“ sei. Es sei der kulturellen Bedeutung des Deutschen Reiches angemessen, „wenn Deutsche Arbeit in Zukunft nicht mehr unvertreten blieb, wo es gilt eine im Gedächtnis der Menschheit verloren gegangene Welt wieder auferstehen zu lassen und Jahrtausende menschlicher Geschichte aus Bildwerken und Inschriften wiederzugewinnen.“ Dies vor allem, da die „Ergebnisse der von Engländern, Franzosen und Amerikanern ... ausgeführten Grabungen [...] eine vollständige Revolution großer Gebiete der Altertumswissenschaft, ... nicht nur dieser oder jener Disciplin, sondern der Kenntniß von der Genesis unserer Kultur“ bedeuteten.¹

Nur drei Monate später wurde an der Preußischen Akademie der Wissenschaften formell eine „Kommission zur Erforschung der Euphrat- und Tigrisländer“ gegründet, die sofort mehrere Wissenschaftler zu einer mehrmonatigen Forschungsreise aussandte, auf der vor allem potentielle Grabungsorte aufgesucht werden sollten. Nach längerer Diskussion entschied man sich für eine Grabung in dem Ort mit dem prominentesten Namen, dem alten Babylon. Die Ausgrabung selbst wurde 1899 von der just gegründeten Deutschen Orient-Gesellschaft (im folgenden: DOG) begonnen, die ihre Aktivitäten schnell ausdehnte. Schon 1903 folgte der Beginn der Grabungen in Assur, 1906 die erste Kampagne in der ehemaligen hethitischen Hauptstadt Hattuscha und bereits 1907 begannen die Arbeiten im ägyptischen Tell el-Amarna. Zunehmend begannen die Ausgräber der DOG, Orte auf unbekannte Perioden hin zu untersuchen. 1912 wurden Grabungen in Uruk begonnen, um das 4. und 3. Jahrtausend v. Chr. zu erforschen.

¹ Zitiert (in dieser Schreibweise und Interpunktion) nach Matthes und Althoff, „Königliche Kommission“, 243. Die Feststellung erfolgte in Antwort auf die ministerielle Frage, ob das Deutsche Reich in Ägypten oder Mesopotamien tätig werden solle. Dabei hätte sich ein Anschluss an die Arbeiten von Richard Lepsius in Ägypten aus der Mitte des 19. Jh.s und die von ihm begründete Berliner ägyptische Sammlung durchaus angeboten. Obwohl die Kommission sich für Mesopotamien entschied, wurde schließlich in beiden Gebieten gearbeitet. 1899 wurde ein „Generalkonsulat“ für Archäologie in Kairo begründet, das 1907 in das „Institut für ägyptische Altertumskunde“ umgewandelt wurde. 1928 wurde dieses Institut als drittes Auslandsinstitut Teil des Archäologischen Instituts des Deutschen Reichs (später Deutsches Archäologisches Institut [im folgenden: DAI]), vgl. Marchand, *Down from Olympus*, 195.

Für 1914 plante die DOG schließlich, im arsakiden- (parther-)zeitlichen Hatra zu graben. Die Arbeiten der DOG wurden von deutscher Seite seit 1911 durch Ausgrabungen in Tell Halaf durch Max von Oppenheim und in Samarra durch Ernst Herzfeld und Friedrich Sarre flankiert. Gleichzeitig wurden in beiden Orten erstmalig Schichten des 6. Jahrtausends v. Chr. freigelegt. Beide Orte sind noch heute für die Perioden namensgebend. Die Grabungen in Samarra galten aber eigentlich der islamischen Zeit und waren die ersten in einer islamischen Stadt. Deutsche Archäologen nahmen zudem vor dem ersten Weltkrieg Felsreliefs, Kirchen und Ortschaften in der Osttürkei, dem Zagros und in Persien auf.²

Diese Annäherung an die physischen, materiellen Überreste des Alten Orient sind im Zusammenhang mit einem nachholenden deutschen Weltgeltungsanspruch und steigenden wirtschaftlichen wie politischen Interessen im Osmanischen Reich zu sehen.³ Nicht nur aus philanthropischen Gründen fanden sich unter den Mitgliedern und Vorstandsmitgliedern der DOG die Vorstände deutscher Banken wie von Siemens, Rothschild und Delbrück sowie Industrielle wie Krupp, Rathenau oder Borsig. Und nicht zufällig übernahm Kaiser Wilhelm II., selbststilisierter Freund der muslimischen Welt,⁴ mit Freuden das Patronat über die Gesellschaft und alimentierte deren Unternehmungen mit reichen Gaben aus der kaiserlichen Privatschatulle. Nach James Simon, der u. a. die Arbeiten in Tell el-Amarna finanzierte, wurde er der zweitwichtigste Geldgeber für die Gesellschaft.⁵ Dabei spielte das persönliche Interesse am Orient wie an der Archäologie im Allgemeinen ebenso eine Rolle wie die Möglichkeit, die Königlich-Preussischen Museen in Berlin mit Kunstwerken zu füllen. Denn die Grabungen der DOG dienten – wie auch die eigenen Unternehmungen der Königl. Museen im Westen der Türkei – durchaus dem Ziel, die Berliner Museen durch den Erwerb von Kunstwerken in eine Reihe mit dem British Museum in London und dem Pariser Louvre zu stellen. Auch die breitere Öffentlichkeit nahm regen Anteil an den Neuentdeckungen, sei es aus einem Interesse an Exotischem oder aus

² Zur Geschichte der Archäologie im Orient s. Chevalier, *Recherche*; Gunter und Hauser, „Herzfeld and Near Eastern Studies“. Zur Geschichte der Islamischen Archäologie: Vernoit, „Islamic Art“. Zur Rezeption der Entdeckungen des 19. Jh.s vgl. Bohrer, *Orientalism*. Zur Entwicklung der Assyriologie vgl. Renger, „Geschichte“; Renger, „Altorientalische Philologie“; sowie Renger in diesem Band. Zu den Anfängen der Keilschriftentzifferung ausführlich: Larsen, *Conquest*.

³ Marchand, *Down from Olympus*, 188–227; Hauser, „Not out of Babylon?“; Hauser, „German Research“.

⁴ Vgl. u. a. Richter, *Orientreise*.

⁵ James Simon war Initiator der DOG-Gründung und hatte schon einen kurzlebigen Vorläufer, das Orient-Comité, mitbegründet und finanziert. Die Funde aus Amarna, u. a. die Büste der Nofretete, stellte er den Berliner Museen zur Verfügung. Weit höhere Geldsummen investierte er als einer der reichsten Männer Preußens und Philanthrop in soziale Projekte, vgl. Matthes, *James Simon*.

dem Wunsch, mehr über den Hintergrund zu erfahren, vor dem das Alte Testament entstanden war.⁶

Angesichts dieser nationalen Bedeutung, der höchsten offiziellen politischen und wirtschaftlichen Unterstützung der altorientalischen Studien, vor allem der Feldforschung, sowie ihrer Massenwirksamkeit zu Beginn des 20. Jh.s, überrascht es, wenn die Geschichte der Vorderasiatischen Archäologie als akademisch-universitärer Disziplin nach allgemeiner Ansicht erst nach dem zweiten Weltkrieg begann. So fasste Marlies Heinz 2001 in einem Beitrag mit dem Titel „50 Jahre Vorderasiatische Archäologie“ folgendermaßen zusammen: „Anton Moortgat, 1897 geboren, 1977 mit 80 Jahren gestorben, ... erhielt [im Jahre 1948] mit 51 Jahren den ersten Lehrstuhl für Vorderasiatische Archäologie in Deutschland an der Freien Universität Berlin“.⁷ Dass die Geschichte des Faches jedoch sehr viel weiter zurückreicht, soll im Folgenden in drei Abschnitten dargestellt werden. Diese beschäftigen sich mit den ersten Habilitationen im Fach (I), der Gründung des ersten Lehrstuhls (II) und der Schaffung weiterer Lehrstühle sowie deren Schicksal bis 1948 (III).

I. Eine *venia legendi*

Mit den Grabungen der DOG in Babylon unter Leitung von Robert Koldewey und Assur unter Leitung von Walter Andrae war das Deutsche Reich Anfang des 20. Jh.s in kürzester Zeit zu einer der großen Grabungsnationen in der mesopotamischen Archäologie geworden. Eine Position, die sich bis zum Beginn des 1. Weltkrieges zu einem Beinahe-Monopol auf archäologische Ausgrabungen und Forschungsreisen im ganzen Osmanischen Reich ausdehnte.⁸ Diese Feldforschung wurde von etwa einem Dutzend Personen betrieben, die in Babylon oder Assur ihre ersten Erfahrungen sammelten, um dann eigene Reise- oder Grabungsprojekte zu übernehmen. Ihnen allen war gemein, dass es sich von der Ausbildung her um Architekten handelte, die nicht nur hervorragend zeichnen konnten, sondern generell das Niveau der Dokumentation in mesopotamischen Grabungen an das in Europa übliche heranführten. Die älteren britischen, französi-

⁶ Von besonderer Bedeutung war dabei der so genannte „Babel-Bibel-Streit“ über das Verhältnis des Alten Testaments zu den Schriften Mesopotamiens, der sich 1902 an Vorträgen von Friedrich Delitzsch entzündete. Er bewegte die Bevölkerung in einem heutzutage schwer vorstellbaren Maße, weit über akademisch gebildete Kreise hinaus. Siehe dazu ausführlich Lehmann, *Friedrich Delitzsch*; id., „Babel-Bibel-Streit“.

⁷ Heinz, „50 Jahre“, 130. Vgl. Kühne, „Moortgat“, 70: „M[oortgat] hat die Vorderasiatische Altertumskunde als Lehrfach in Deutschland begründet.“

⁸ Vgl. Chevalier, „Voyage“, 79; id., *Recherche*, 99–112; Gunter und Hauser, „Herzfeld and Near Eastern Studies“, 12.

schen und amerikanischen Arbeiten des 19. Jh.s in Mesopotamien entsprachen solchen Standards nicht.⁹ So wurde Lehmziegelarchitektur oft nicht einmal erkannt, Fundstellen nicht weiter notiert, Kontexte in einer Konzentration auf Einzelkunstwerke völlig vernachlässigt. Die architektonische Ausbildung der deutschen Ausgräber führte hingegen zu einer feinteiligen Architekturdokumentation. Allerdings wurde den Funden und ihren Kontexten von dieser so genannten „Koldewey-Schule“ weiterhin deutlich weniger Gewicht beigemessen als in zeitgleichen Grabungen in Europa, ein Umstand, der nicht zuletzt von dem Althistoriker Eduard Meyer in seiner Funktion als DOG-Vorstand heftig kritisiert wurde.¹⁰ Meyer forderte die Beobachtung und besondere Behandlung „geschlossener Funde“, wie sie außer in der europäischen Prähistorie z. B. Flinders Petrie in Ägypten praktizierte, und regte die Ausbildung und Entsendung von Archäologen an. Unterstützung fand er darin bei Ernst Herzfeld, der von 1903–1905 Assistent Walter Andraes in Assur gewesen war.¹¹ Aus dieser Zeit stammt zumindest von Andraes Seite her eine tiefe Abneigung gegen Herzfeld. Diese wurde von Andraes Mitarbeiter und Freund aus Schultagen, Julius Jordan, und auch von Robert Koldewey geteilt. Als Herzfeld 1907 für die Zeit nach seiner erfolgreichen Promotion bei Meyer eine erneute Zusammenarbeit anstrebte, lehnte Andrae dies ab.¹² Stattdessen reiste Herzfeld, den Meyer empfohlen hatte, mit Friedrich Sarre 1907/08 ins Euphrat- und Tigrisgebiet.¹³ Kaum zurück von weiteren Expeditionen nach Kilikien und der Aufnahme von Inschriften und Architektur in Aleppo, Hama und Homs, wandte sich Herzfeld dem Studium iranischer Felsreliefs zu, die er gemeinsam mit Sarre publizieren wollte.¹⁴

Da Eduard Meyer im Herbst für ein Jahr nach Harvard gehen wollte, drängte er Herzfeld dazu, im Juni 1909 die ersten zwei Kapitel der Studien zu den Felsreliefs als Habilitationsschrift einzureichen. Damit stellten die beiden die Philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin vor eine schwierige Ent-

⁹ Vgl. u. a. Lloyd, *Archäologie Mesopotamiens*, 10, der betont, dass Koldewey (Babylon) und Andrae (Assur) mit ihrer Ausgrabungstechnik die Grundlage für alle späteren Entdeckungen gelegt hätten.

¹⁰ Matthes, „Meyer und die DOG“, 188 und 193, Anm. 60.

¹¹ Zu Herzfelds Leben zusammenfassend Hauser, „Ernst Herzfeld“.

¹² Die Liste der Beschwerden Andraes ist lang. Zum einen warf er Herzfeld vor, dass er trotz aller Ermahnungen über die Kleinfunde die Aufnahmepläne in der Grabung vernachlässigt habe. Die vorhandenen Planzeichnungen habe er aufgrund seiner Skizzen im Grabungshaus gezeichnet und dabei Fehler gemacht. Zum anderen habe Herzfeld immer in der Mittagspause Violine geübt und unreinliche Hunde angeschleppt, die er schließlich, als Andrae sie entfernen lassen wollte, selbst getötet habe. Brief von Andrae in Assur an Koldewey in Babylon vom 7.5.1907. Archiv der Deutschen Orient-Gesellschaft, 1.2.10.10.

¹³ Vgl. Kröger, „Herzfeld and Sarre“, 47.

¹⁴ Sarre und Herzfeld, *Iranische Felsreliefs*. Vgl. zu der Vorgeschichte dieser Veröffentlichung Kröger, „Herzfeld und Sarre“, 48.

scheidung. Der 29-jährige Herzfeld hatte nämlich eine *venia legendi* für „Historische Geographie, Archäologie und Kunstgeschichte des Orients“ beantragt. Obwohl er allgemein als ebenso talentiert wie produktiv angesehen wurde, musste dieser weite Rahmen für die beantragte *venia legendi* irritieren, benannte Herzfeld doch weder eine zeitliche, noch eine geographische Einschränkung des Orients seiner Lehrinteressen. Es fällt allerdings schwer zu entscheiden, ob er sich mit großem Selbstbewusstsein für kompetent hielt, diesen ganzen Bereich abzudecken, oder ob der Antrag eher auf Herzfelds bzw. eine allgemeine Unsicherheit einer Fachdefinition verweist. Schließlich gab es weltweit noch keine Professur für Vorderasiatische oder Islamische Archäologie oder Kunstgeschichte, obwohl sich das Feld archäologischer und historischer Forschung durch schier explosionsartigen Wissenszuwachs auszeichnete. Doch waren diese Bereiche der Altertumsforschung noch nicht abgesteckt, parzelliert, in das Korsett kanonischer Forschungsfragen gesteckt und voneinander isoliert.

Die entsprechenden Philologien hingegen waren selbstverständlich längst etabliert und in Berlin durch Friedrich Delitzsch vertreten.¹⁵ Als wichtigste Autorität in der Assyriologie anerkannt, wurde er 1899 mit seiner Berufung an die Berliner Universität gleichzeitig Direktor der neuen Vorderasiatischen Abteilung der Königlichen Museen in Berlin. In dieser Doppelfunktion war Delitzsch nunmehr in Wort und Bild für den Alten Orient zuständig. Es hatte daher besonderes Gewicht, dass ausgerechnet Delitzsch, bei dem auch Herzfeld Akkadisch gelernt hatte, starke Vorbehalte gegenüber dessen Antrag geltend machte.

Zwar lobte er Herzfeld und seine Arbeiten sehr, fuhr dann aber in seinem Gutachten vom 22. Juni 1909 fort: „Seine unzweifelhaft hohe Begabung, Arbeitskraft und Begeisterung für den Orient haben im Verein mit gleich hohem Selbstvertrauen Herrn Herzfeld meines Erachtens die Grenzen nüchterner Erwägung überschreiten lassen. [...] Es ist [...] schon ein gewaltiges Zugeständnis an die geistige Spannkraft des Habilitanden, wenn wir ihm die *venia legendi* für die Kunstgeschichte des Orients überhaupt: also für sumerische, babylonisch-assyrische, parthische, sasanidische, islamische Kunst gewähren, und obendrein noch die *venia legendi* für die Historische Geographie des Orients, die bei wahrhaft wissenschaftlichem, nämlich tunlichst auf den Originalquellen beruhendem Betrieb eindringlichste Kenntnis der babylonisch-assyrischen, ägyptischen, hebräischen, arabischen und syrischen Literatur zur unerläßlichen Vorbedingung hat. Damit aber habe es auch sein Bewenden.“

Entscheidend aber war für Delitzsch der folgende Punkt: „Der Habilitation für Archäologie der altorientalischen Völker, das heißt für Archäologie im gegenwärtigen Sinne und Umfang des Wortes, trete ich mit allem Nachdruck entgegen.

¹⁵ Delitzsch war der erste, der sich 1874 für Assyriologie habilitierte, vgl. Müller, „Keilschriftwissenschaften“, 68–71.

Denn, wie ich schon in der Fakultätssitzung vom 17. d[es] M[onats] dargelegt habe, hat dieses Fach zur selbstverständlichen Voraussetzung, daß der akademische Lehrer in den Geist der betreffenden Völker eingedrungen ist, was aber nur durch fortgesetzte Beschäftigung mit den Original-Schriftdenkmälern zu erreichen ist. [...] Wer über den Handel und Wandel, Familienrecht, Sklavenwesen, Staatsverfassung, Medizin, Sprachwissenschaft, Astronomie, Tempelkultur, usw. der Babylonier und Assyrer vortragen will, muß auf Grund eigener philologischer Studien das Gesetzbuch Hammurabis, die riesige Kontraktliteratur, die Ritualliteratur, Epen, Gebetsbücher usw. von Grund auf (innerhalb der Grenzen des Menschenmöglichen) kennen, und er muß gleichzeitig, da die babylonisch-semitische Kultur auf jener des sumerischen Volkes ruht, auch auf dem Gebiet der sumerischen Schrift, Sprache und Literatur und Religion selbständige Studien gemacht haben. ... Nach alledem muss bis auf weiteres die Archäologie der altorientalischen Völker, d. h. also die der Babylonier und Assyrer sowie der ihnen nahe verwandten Hebräer, eine Domäne der altsemitischen Philologie, sprich der Assyriologie bleiben“.¹⁶

Für uns heute, gewohnt unter Archäologie eine Disziplin zu verstehen, die sich mit der Erforschung der materiellen Hinterlassenschaften von Kulturen beschäftigt, klingt Delitzschs Argument unvertraut. Seine Beschreibung von Archäologie klingt wie Tylors berühmte Definition von Kultur als „knowledge, belief, art, morals, law, custom and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society“.¹⁷ Eine Definition, wie sie durchaus auch in Deutschland üblich war. Entsprechend formulierte August Boeckh schon 1886, dass das Studium der Antike alle Formen von Quellen, Texten wie Materie, umfassen solle, um zur „Idee des Antiken an sich“ zu gelangen, bzw. zu einer „umfassenden Kulturgeschichte des Alterthums“. Dieses Zitat macht deutlich, dass schon Ende des 19. Jh.s das, was Delitzsch als Archäologie bezeichnet, üblicherweise Kulturgeschichte benannt wurde. Delitzsch aber wählte offensichtlich mit Bedacht einen Archäologiebegriff, wie er Anfang des 19. Jh.s von Friedrich August Wolf oder Christian Gottlob Heyne vertreten wurde. Wolf trennte 1807, als er sein umfassendes Konzept der Altertumswissenschaft entwarf, die Geschichte, die „nur *Begebenheiten* und *Ereignisse in ihrer Aufeinanderfolge* erzählt“, von der „Doktrin, welche man ... *Antiquitäten* nennt, auch *Archäologie*, im deutschen seit einiger Zeit *Altertumskunde*“. Deren Ziel als „einer wohlgeordneten *philosophisch-historischen Wissenschaft*“ sei es, aus der Gesamtheit der schriftlichen und künstlerischen Werke sowie „Überbleibsel gemischter Art“, die als „Monumente und Zeugnisse vergangener Zustände“ – wie auch als „ästhetisch schöne“ – he-

¹⁶ Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, Philosophische Fakultät, Habilitationen Littr. H, Nr. 1, Vol. 34 Nr. 1231, Blatt 5. Alle Hervorhebungen von Delitzsch, vgl. Renger, „Herzfeld in Context“, 570.

¹⁷ Tylor, *Primitive Culture*, 1.

rangezogen werden sollten, „mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustände der Griechen und Römer, mit ihrer Kultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, National-Charakteren und Denkart bekannt“ zu werden.¹⁸ In diesem Sinne benutzte auch Heyne in seinen 1822 posthum veröffentlichten Vorlesungen Archäologie als Oberbegriff für das antiquarische Studium der antiken Überlieferung, d. h. Sitten, Gebräuche, Vorstellungsarten, religiöse und mythische Begriffe oder auch historische Umstände und Fakten, auf der Basis schriftlicher wie materieller Quellen.¹⁹ Eine Definition, die sich mit dem Begriff der Kulturgeschichte bei Johann Gottfried Herder traf.

Der Grund für die Wiederaufnahme jener Definition durch Delitzsch sollte in der damaligen Debatte über Kulturwissenschaften gesehen werden, die in Deutschland nicht zuletzt in den Altertumswissenschaften geführt wurde. Sie beschäftigte sich mit dem Problem, was Geschichte ist, ebenso wie mit dem Anteil, den materielle Hinterlassenschaften an der Geschichtsschreibung haben können. Die Diskussion kann hier nur in Ausschnitten und in aller Kürze angedeutet werden.²⁰

Die Diskussion entbrannte insbesondere in der Berliner Fakultät, die nacheinander drei Versuche abwehrte, Geschichte anders denn als Ereignisgeschichte zu definieren. Die traditionelle Position wurde dabei vor allem durch Herzfelds Doktorvater, den berühmtesten Althistoriker seiner Zeit, Eduard Meyer, vertreten.²¹ Zunächst wurde Karl Lamprechts Ansatz einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die dieser „Kulturgeschichte“ nannte, als „vollständige Verkennung des Charakters der Geschichte“, die sich mit Einzelphänomenen zu beschäftigen habe, kategorisch abgelehnt.²² Sodann bekämpfte Meyer – wohl unterstützt von Delitzsch – den Anspruch Gustav Kossinnas, des ersten Vorgeschichtsprofessors in Deutschland, über materielle Kultur Geschichte schreiben zu können. Kossinna tat dies, indem er auf seiner Suche nach den Urgermanen bestimmte Artefaktkombinationen mit Völkern abglich. Fand er also regionale Verschiebungen von Artefaktkombinationen, so meinte er auf Migrationen schließen zu können und damit Vorgeschichte in Geschichte umzuwandeln. Meyer aber teilte weder die Ansicht, dass materielle Kultur mit Völkern oder Rassen abzugleichen sei, noch die Vorstellung, dass diese unwandelbar seien. Im Gegenteil sei Vermischung unter Menschen die sinnvolle Regel. Ethnien oder Rassen aber seien nachträgliche

¹⁸ Wolf, „Darstellung der Alterthums-Wissenschaft“, 87–88, 92. Alle Hervorhebungen dort.

¹⁹ Heyne, *Akademische Vorlesungen*, 1.

²⁰ Ausführlicher dazu Hauser, „Quellen – Material“.

²¹ Zu Meyer vgl. die Beiträge in Calder und Demandt, *Leben eines Universalhistorikers*; Momigliano, „Premessa“; zu Meyers Bedeutung für die Erforschung des Orients s. Hauser, „Herzfeld and Meyer“, 513–522.

²² Meyer, *GdA*, 191. Zu Lamprecht vgl. Schorn-Schütte, *Lamprecht*; Wesseling, „Lamprecht“.

Definitionen von bestimmten Gruppen aus politischen Gründen – eine frühe Formulierung des Prinzips der „invention of tradition“²³ im Jahre 1907.

Zuletzt wehrte sich die Berliner Fakultät, wieder vertreten durch Meyer, im Februar 1909 gegen Kurt Breysigs Antrag auf ein Seminar für vergleichende Geschichtsforschung, in dem er einer Kulturgeschichte als „universalgeschichtlich angelegter Entwicklungsgeschichte“, d. h. gesetzförmigen Wandlungsprozessen, nachgehen wollte. Dabei entsprach Breysigs Definition von Kultur übrigens derjenigen der Archäologie durch Delitzsch. Und prompt erfolgte seine Ablehnung aufgrund derselben Argumente wie bei Herzfeld. Der Autor war allerdings dieses Mal Eduard Meyer, der gerade noch in seiner Geschichte des Altertums formuliert hatte: „Alle Geschichte, die wirklich ihr Ziel erreichen will, muss ihrer Betrachtungsweise und Tendenz nach notwendig universalistisch sein“.²⁴ Doch gab es für ihn Grenzen, die er in seinem Fakultätsgutachten benannte: „Über einen geschichtlichen Vorgang, eine Kultur, eine geistige oder soziale Entwicklung kann nur urteilen, wer die Quellen selbständig zu benutzen und zu beurteilen vermag. Dafür aber ist die Kenntnis der Sprachen die erste und unentbehrlichste Voraussetzung“.²⁵

Zwei Dinge können daraus gefolgert werden: Erstens traute Meyer Herzfeld die sprachliche Kompetenz offenbar zu, sonst hätte er dessen Habilitationsantrag nicht unterstützen können.²⁶ Zweitens: Wie hätte Delitzsch nach diesen Diskussionen den Begriff Kultur oder Kulturgeschichte verwenden können? Delitzschs Lösungsweg war der Rückgriff auf den weiten Begriff des frühen 19. Jh.s von der Archäologie als philologische Wissenschaft, während ansonsten – damals schon wie heute – Archäologie vor allem mit materieller Kultur (unter Ausschluss der Kunst) verbunden wurde. Folgerichtig führte auch Herzfeld Archäologie und Kunst getrennt in seinem Antrag auf. Ob er jedoch bei seiner Antragstellung auf die *venia legendi* wie Delitzsch Archäologie als umfassende Altertumswissenschaft ohne Kunst und politische Geschichte verstand, muss offen bleiben. Delitzsch jedenfalls wollte den Primat der Assyriologie in Fragen der Sitten und Gebräuche gewahrt wissen und setzte sich durch. Herzfeld erhielt eine *venia legendi* für Historische Geographie und Kunstgeschichte des Orients (ohne zeitliche oder räumliche Einschränkung).

²³ Als Konzept formuliert und zum Schlagwort geworden durch Hobsbawm und Ranger, *Invention*.

²⁴ Meyer, *GdA*, 196.

²⁵ E. Meyer, Gutachten der Berliner Philosophischen Fakultät zu Breysigs Antrag auf Errichtung eines Seminars für vergleichende Geschichtsforschung, 27. Februar 1909, zitiert nach: Blanke, *Transformationen*, 240.

²⁶ Dies geht auch aus Meyers Gutachten zur Habilitation vom 13.6.1909 hervor, Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, Philosophische Fakultät, Habilitationen Littr. H, Nr. 1, Vol. 34 Nr. 1231, Blatt 4.

II. Eine Professur

Im Folgenden tat Herzfeld alles, um Archäologie nicht nur im eingeschränkteren Sinne, sondern auch im weiteren Sinne Delitzschs auszufüllen. Kurz nach seiner Habilitation erschien sein Artikel „Die Genesis der islamischen Kunst und das Mschatta-Problem“, der für die Islamische Kunstgeschichte grundlegend wurde.²⁷ In den Jahren nach der Habilitation und vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges begann Herzfeld in Samarra die ersten systematischen Ausgrabungen einer islamischen Ruine.²⁸ Innerhalb des weiten Stadtgebietes von Samarra ergrub er gleichzeitig einen vorgeschichtlichen Hügel des 6. Jtsd. v. Chr., der noch heute namengebend für die Periode ist. Zudem publizierte er 1914 das Monument des sasanidischen Herrschers Narses in Paikuli mit seinen parthischen und sasanidischen (mittelpersischen) Inschriften, die er 1924 in Übersetzung und historischer Deutung vorlegte, ein Meilenstein für die Altiranistik.²⁹ Hinzu tritt die vierbändige Publikation der „Archäologischen Reise im Euphrat- und Tigrisgebiet“ zusammen mit Friedrich Sarre, der gleichfalls als Koautor des 1910 erschienenen Buches *Iranische Felsreliefs* firmiert.³⁰ Angesichts dieser Leistungen wurde Herzfeld 1917, während er im Irak mit der Erstellung von topographischen Karten für die deutsche Heeresleitung des Ersten Weltkrieges beschäftigt war, zum Professor extraordinarius für „Orientalische Hilfswissenschaften“ und zum Direktor des Seminars für Historische Geographie ernannt. Dies bedeutete nicht weniger als die indirekte Nachfolge von Carl Ritter.

Zum 6. Juli 1920 schließlich wurde Herzfeld zum Ordinarius und Direktor des neuen „Seminars für Landes- und Altertumskunde des Orients“, wo er begann, Archäologie und Kunst des Alten wie islamischen Orient zu lehren.³¹ Unter diesem Namen und als persönliches Ordinariat, d. h. nicht als Planstelle, sondern an die Person Herzfelds gebunden, wurde die Vorderasiatische Archäologie zum ersten Mal in Deutschland universitär als eigenständiges Fach etabliert.³²

²⁷ Herzfeld, „Mschatta“.

²⁸ Vgl. Vernoit, „Islamic Art“; zu Herzfelds Arbeiten in Samarra s. Northedge, „Herzfeld, Samarra“, und Leisten, *Samarra, Architecture*, mit den Angaben zu Herzfelds Publikationen, vgl. auch die Beiträge in Robinson, *A Medieval Islamic City*.

²⁹ Herzfeld, *Paikuli*; für eine Zusammenfassung und Bewertung der Arbeiten s. Skjaervø, „Herzfeld and Iranian Studies“.

³⁰ Sarre und Herzfeld, *Euphrat- und Tigrisreise*; id., *Iranische Felsreliefs*.

³¹ Erstaunlicherweise war es E. Meyer, der Herzfeld sonst stets gestützt hatte, der in der Fakultätssitzung vom 20. Mai 1920 anmerkte, dass Herzfeld sich nicht für ein Ordinariat eigne, vgl. Renger, „Herzfeld in Context“, 574.

³² Inwieweit er der weltweit erste Professor für das Fach war, hängt von der Beurteilung der Position Eckhard Ungers an der Universität in Konstantinopel ab, wo dieser neben seiner Kustodenstelle in der altorientalischen Abteilung des Archäologischen Museums von 1915 bis 1918

Zu Recht stellt sich die Frage, wieso dennoch Anton Moortgat allgemein als Begründer des Faches angesehen wird. Zumal Herzfeld in seiner Beschäftigung mit der materiellen Kultur des Orients als Professor keineswegs lange allein blieb. Im gleichen Jahr wie Herzfeld wurde Oscar Reuther, langjähriger Mitarbeiter Koldeweys in Babylon, der 1910 über die Wohnhausarchitektur im Irak promoviert worden war und sich 1920 für Baugeschichte habilitierte, an der Technischen Universität Dresden zum Professor für die Geschichte der Baukunst.³³ 1922 habilitierte sich auch Walter Andrae, allerdings nicht für Archäologie oder Kulturen des Orients, sondern für „vorderasiatische, ägyptische und byzantinische Baugeschichte“. Im Jahr darauf habilitierte sich Friedrich Wachtsmuth an der Technischen Hochschule in Darmstadt ebenfalls für Baugeschichte des Orients.³⁴ Waren diese Habilitationen auf Baugeschichte ausgerichtet, so hatte Walter Bachmann, der u. a. von 1908 bis 1914 in Assur und selbständig in Kar Tukulti-Ninurta tätig gewesen war, sich 1919 an der Technischen Hochschule Dresden sogar für „Kultur des Alten Orient“ habilitiert. Allerdings nahm er – vermutlich auch im Hinblick auf die fehlende Aussicht auf eine Professur – im Oktober 1920 die Stelle als erster Leiter des neuen Sächsischen Landesamtes für Denkmalpflege in Dresden an und blieb dort bis zu seiner Pensionierung 1949.³⁵ Für Vorderasiatische Archäologie habilitierte sich schließlich 1924 Eckhard Unger in Berlin. Danach ging er zunächst zurück an das Museum in Istanbul, bevor er 1930 nichtbeamteter außerordentlicher Professor in Berlin wurde.³⁶

In der Weimarer Republik gab es somit eine Reihe von Versuchen, die Vorderasiatische Archäologie und die orientalische Baugeschichte personell an den Universitäten zu verankern. Dabei blieb Herzfelds Stelle aber zunächst die einzige ordentliche Professur außerhalb der Baugeschichte. Warum Herzfelds Rolle späteren Generationen zunehmend unklar wurde, hat mehrere Gründe. Sie liegen zum einen im weiteren Lebensweg und der Person Herzfelds, zum anderen in der fachlichen Diskussion der zwanziger und dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts sowie in der allgemeinen politischen Lage jener Zeit und ihrer spezifisch bundesdeutschen Nachkriegsrezeption. Die einzelnen Punkte sollen kurz diskutiert werden.

Wie oben beschrieben, hatte das Deutsche Reich vor dem Ersten Weltkrieg in der archäologischen Forschung im Osmanischen Reich fast eine Monopolstellung erreicht. Nach der Niederlage des Deutschen Kaiserreiches sowie des Osmani-

zumindest eine nominelle Professur innehatte, vgl. Schmöckel, „Unger zum Gedächtnis“, 8. Nähere Informationen dazu liegen mir z. Zt. noch nicht vor.

³³ Reuther blieb dort bis 1945 und war 1933 für ein Jahr der letzte frei gewählte Rektor der Universität.

³⁴ *Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender* 1940/41; 1950; 1961.

³⁵ Weidner, „Nachruf Bachmann“, 485.

³⁶ Id., „Nachruf Unger“, 211; Renger, „Geschichte“, 187.

schen Reiches im ersten Weltkrieg änderte sich das Bild grundlegend. In Deutschland herrschten ökonomische Rezession und Inflation, die zu einer finanziellen Ausblutung der Forschung führten. Zudem war Deutschland international bis zu seiner Aufnahme in den Völkerbund 1926 weitgehend isoliert. Das Osmanische Reich wurde zerschlagen, die arabischen Gebiete abgetrennt. Die Briten im Irak und Palästina sowie die Franzosen in Syrien (mit dem Libanon) begannen, in ihren jeweiligen Mandatsgebieten Antikenverwaltungen aufzubauen und feldforscherisch tätig zu werden. Dabei ist auffallend, dass schon sehr früh – mit Einsetzen der Wirtschaftskrise in Großbritannien 1921 – die britischen Expeditionen auf Joint Ventures mit amerikanischen Universitäten umstellten. Herausragend waren dabei die University of Philadelphia und das 1919 von James Henry Breasted und John D. Rockefeller gegründete Oriental Institute der Universität Chicago. Im Laufe der zwanziger und vor allem der dreißiger Jahre gelang es diesen beiden Institutionen im harten Wettbewerb miteinander, eine ebenso beherrschende Stellung zu erlangen, wie sie vor dem ersten Weltkrieg die deutsche Orientforschung innehatte. In den dreißiger Jahren wurden etwa drei Viertel aller Feldforschungsunternehmen zwischen der östlichen Türkei und dem Ostiran von amerikanischen Universitäten und Museen betrieben.³⁷

Deutsche tauchten nach offizieller Lesart erst 1928, also zwei Jahre nach den Verträgen von Locarno und der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund, mit den Grabungen in Uruk-Warka und Ktesiphon, die von Eduard Meyer initiiert worden waren, wieder im Orient auf.³⁸ Allerdings ist hier eine Korrektur vorzunehmen: Herzfeld nämlich reiste schon 1923 in den Irak, wo er mit dem British High Commissioner, Sir Percy Cox, und Gertrud Bell, die 1920 zur „Honorary director of archaeology“ geworden war und in dieser Funktion den Aufbau des irakischen Nationalmuseums in die Wege zu leiten suchte, zusammentraf.³⁹ Beide empfingen ihn herzlich. Herzfeld besuchte Babylon sowie Samarra und grub sogar für zehn Tage mit offizieller Billigung in Paikuli, wo er 30 weitere Inschriftenblöcke freilegte.⁴⁰ Anschließend zog er nach Persien weiter, wo die Franzosen

³⁷ Vgl. Gunter und Hauser, „Herzfeld and Near Eastern Studies“, 16–19.

³⁸ Die Aufnahme in den Völkerbund erlaubte es Andrae endlich, einerseits nach Bagdad zu reisen, um die Teilung der Funde aus Babylon mit Gertrude Bell vorzunehmen, und andererseits für die Funde aus Assur, die seit Kriegsausbruch in Porto festgehalten wurden, eine Freigabe nach Berlin zu erhalten, vgl. Andrae, „Babylon-Funde“ und id., „Assur-Funde“. Zu Meyers Rolle in Bezug auf Uruk und Ktesiphon s. Hauser, „Herzfeld and Meyer“, 518–522.

³⁹ Bells ungewöhnliches Leben als Orientreisende, die neben archäologischen und ethnologischen Forschungen auch geheimdienstliche Aufgaben wahrnahm, als Ansprechpartnerin verschiedener Scheichs und schließlich als prominentes Mitglied der britischen Verwaltung im Irak regten zu diversen Biographien an, z. B. Simpson, *Dame de Baghdad*; Wallach, *Desert Queen*.

⁴⁰ Vgl. Skjaervø, „Herzfeld and Iranian Studies“, 295–313, mit der weiteren Literatur zu dem Monument, der Bedeutung der Inschriften und einer Analyse der Arbeiten Herzfelds.

seit 1895 ein Monopol auf die archäologische Erforschung des Landes besaßen.⁴¹ Nicht nur deren Konzentration auf Susa, sondern vor allem das Monopol als solches stießen zunehmend auf Kritik der selbstbewusster auftretenden persischen Regierungskreise.⁴² Mit diesen wiederum freundete sich Herzfeld teilweise an. Als einziger Ausländer wurde er Mitglied des Anjuman-i Āthār-i Mellī, des Nationalen Antikenrates, einer Gesellschaft, der mehrere spätere Minister angehörten. Mit der Unterstützung einiger dieser Mitglieder machte Herzfeld – unter Bruch des französischen Monopols – 1923 erste Schürfungen in Pasargadae und erstellte 1923/24 auf Wunsch der Regierung eine Aufnahme der Ruinen von Persepolis sowie Pläne zu deren Ausgrabung und Erhaltung.⁴³

Erst nach zwei Jahren intensiver Reisetätigkeit kehrte er nach Berlin zurück, lehrte für ein Semester, um dann wieder nach Teheran zu gehen, wo er sich daran machte, das französische Monopol zu brechen und ein Antikengesetz zu schreiben und durch das Parlament zu bringen. Die Entscheidung über seine Ernennung zum ersten Persischen Antikendirektor lag schon im Parlament (Majlis), als Frankreich für die vorzeitige Aufgabe des Grabungsmonopols einen Franzosen als Antikendirektor durchsetzte.⁴⁴ Trotzdem blieb Herzfeld in Persien, wo er nunmehr lehrte und versuchte, ein Deutsches Archäologisches Institut aufzubauen.⁴⁵ Unmittelbar nach dem Ende des französischen Ausgrabungsmonopols grub er 1928 mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Pasargadae und Kuh-i Khwaja. Er war der selbstverständliche Favorit für die Ausgrabung in Persepolis, dem Ort neupersischer Identitätsbildung und staatliches Renommierprojekt des Schah. Allerdings konnte Herzfeld auch in jahrelangen Gesuchen kein Geld im ökonomisch angeschlagenen Deutschland für diese Grabungen auftreiben. Bedrängt von Arthur Pope, sich mit Philadelphia zusammenzutun, wandte er sich an Breasted, den er von Konferenzen und als alten Freund seines verehrten Lehrers, Eduard Meyer, kannte. Dieser erhielt 1931 für das Oriental Institute Chicago die Lizenz, und Herzfeld begann, in Persepolis als Direktor zu arbeiten.⁴⁶

⁴¹ Tissot, „La Délégation“, 238.

⁴² Abdi, „Nationalism“, 56.

⁴³ Herzfeld, „Reisebericht“, 241–245; id., „Persepolis“.

⁴⁴ Mahrad, *Deutsch-persische Beziehungen*, 415.

⁴⁵ Vgl. dazu Mousavi, „Politics and Antiquities Legislation“; Renger, „Herzfeld in Context“.

⁴⁶ Vgl. Dusinberre, „Herzfeld in Persepolis“; Kröger, „Herzfeld und Sarre“; Mousavi, „Politics and Antiquities Legislation“; Gunter und Hauser, „Herzfeld and Near Eastern Studies“. Zu der Anbahnung der Zusammenarbeit mit dem Oriental Institute s. nun auch einen Brief an E. Meyer vom 8./9.6.1930, http://www.geschichte.hu-berlin.de/bereiche/ag/Audring/DFG_1.htm. Der Brief ist Teil eines umfangreichen Konvolutes von Briefen, die Herzfeld zwischen 1908 und 1930 an Meyer schrieb. Die Briefe belegen den intensiven Kontakt beider über Jahrzehnte hinweg bis zu Meyers Tod.

Die ganze Zeit über blieb er von seiner Berliner Professur beurlaubt, hatte keine Schüler und kaum je Mitarbeiter. Er verlor zunehmend den Rückhalt in der Berliner Fakultät und nach dem Tode Meyers 1930 auch bei der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Die persönliche Isolation wurde durch die langjährige Gegnerschaft zu Andrae, Jordan und anderen Mitgliedern der so genannten Koldewey-Schule bestärkt. Verschärft wurde dies durch den oft ironisch-bellizistischen Ton, in dem Herzfeld seine Kollegen in Artikeln abkanzerte, was ihm erbitterte Gegnerschaften, u. a. von Anton Moortgat eintrug.⁴⁷

III. Herzfeld und die fachliche Diskussion der 20er und 30er Jahre des 20. Jh.s

Neben der persönlichen Isolierung Herzfelds stieg während seiner Zeit im Iran auch seine fachliche Ausgrenzung in Deutschland. Diese hatte ihre Gründe weniger in mangelnder Auseinandersetzung mit der neueren Literatur. Herzfelds private Bibliothek galt als eine der besten Fachbibliotheken der Welt. Es lag vor allem daran, dass sich die Forschungsfragen veränderten. Denn in den zwanziger und mehr noch den dreißiger Jahren des 20. Jh.s wurde vor allem in Deutschland, aber gleichfalls in den USA und Großbritannien, die Frage nach der ethnischen oder rassistischen Zuordnung von materieller Kultur immer drängender. Diesem Forschungsimperativ verschloss sich Herzfeld. Er folgte – wie in allen seinen Grundannahmen – ganz seinem Doktorvater Eduard Meyer, für den materielle Kultur unabhängig von den sich ständig verändernden Ethnien war.⁴⁸ Da Herzfeld aber die zentrale Forschungsfrage seiner Zeit nicht akzeptierte, isolierte er sich zu einem gewissen Maß schon in den zwanziger Jahren.

Das Problem wurde noch drängender, als in Deutschland die Nationalsozialisten an die Macht kamen und sich auch die Wissenschaften der neuen Doktrin zu unterwerfen oder wenigstens anzupassen hatten. Den neuen Ansatz brachte der Althistoriker Helmut Berve auf den Punkt: „Die Wissenschaft vom Alten Orient, soweit sie fremdrassige, uns wesensfremde und darum in ihrer tiefen Eigenart nicht zu begreifende Völker betrifft, ist in dem Augenblick, da die Problemsetzung über das rational Feststellbare hinausgeht, zur Resignation verdammt. Sie versagt damit vor der neuen Wertforderung und verliert infolgedessen ihr Lebensrecht“. Geschichte sei bewusst vom Standpunkt der Gegenwart zu schreiben

⁴⁷ Hauser, „Herzfeld and Meyer“, 555.

⁴⁸ Ibid., 540–544.

und habe „völkisch“ und „rassisch“ und daher deutsche und arische Geschichte zu sein.⁴⁹

Während Walter Andrae, der seit 1928 Direktor des Vorderasiatischen Museums war, offensichtliche Schwierigkeiten hatte, diesen Maximen zu entsprechen, gelang dies anderen sehr gut. Julius Jordan, der 1931 zum Direktor der irakischen Antikenverwaltung ernannt, aber 1934 im Zuge einer irakischen Nationalisierung auf eine beratende Position zurückgestuft worden war, wurde NS-Einheitsleiter in Bagdad.⁵⁰ 1939 nach Berlin zurückgekehrt, wurde er vom Deutschen Archäologischen Institut als Referent für den Irak eingestellt, also ein Vorläufer der Abteilung Bagdad, der bislang keine Aufmerksamkeit in fach- oder institutsge- schichtlichen Darstellungen gefunden hat.⁵¹

Friedrich Wachtsmuth, der 1923 für Baugeschichte habilitiert worden war, 1928 unter Leitung von Oscar Reuther in Ktesiphon mitgearbeitet hatte und Autor des zweibändigen Werkes *Der Raum* war, erklärte nunmehr den Wandel von Baugestalten unter völkischem Gesichtspunkt.⁵² Er war – auch nach eigenem Bekenntnis – treuer Nationalsozialist.⁵³ Seine Belohnung für eine frühe (1. Mai 1933)⁵⁴ NSDAP-Partei- und SS-Hochschulbundmitgliedschaft sowie Treue in der SA war 1934 die Umwandlung seiner Stelle als außerplanmäßiger Professor in eine Professur für Vorderasiatische Archäologie in Marburg, die er bis 1943 inne- hatte.⁵⁵ Danach wechselte er als Direktor des neuen Instituts für Vorderasiatische

⁴⁹ Berve, „Zur Kulturgeschichte“, 229–230. Vgl. zu dem Problem des Orientalismus in der Archäologie und althistorischen Forschung Hauser, „Orientalismus“; id., „Greek in Subject and Style“.

⁵⁰ Der britische Archäologe und damals leitende Mitarbeiter der irakischen Antikenverwaltung Seton Lloyd schreibt in seinen Memoiren Jordan eine Rolle als deutscher Spion zu, s. Lloyd, *The Interval*.

⁵¹ Junker, *Das Archäologische Institut*, 101, erwähnt einzig, dass Jordan und Wilhelm Eilers 1939 den Status von „Referenten“ für den Irak bzw. Iran erhielten. Ebensovienig ist bekannt, dass Herzfeld 1931 das Angebot erhielt, Antikendirektor im Irak zu werden. Er lehnte den Posten aber ab, um in Persepolis arbeiten zu können!

⁵² Wachtsmuth, *Der Raum*, 1 und 2; *Widerspiegelung völkischer Eigentümlichkeiten*. Wachtsmuth hatte von 1912–1915 in Babylon gearbeitet und wurde noch 1915 an der TU Berlin zum Dr. Ing. promoviert. „1922 hatte er in Marburg in Kunstgeschichte, Archäologie und Geschichte promoviert und sich 1923 an der TH Darmstadt für Kunstwissenschaft und Baugeschichte habilitiert“. Hammerstein, *Goethe Universität*, 511–513; Magen, „Vorderasiatische Archäologie in Frankfurt“, 395–396. Ich danke Frau Magen herzlich für die Informationen und die Übersendung von Kopien dieser Beiträge.

⁵³ Heiber, *Universität unterm Hakenkreuz*, 549; Nagel, *Philipps-Universität Marburg*, 334, Anm. 40, unter Bezug auf Gutachten von 1934.

⁵⁴ Nagel, *Philipps-Universität Marburg*, 46.

⁵⁵ Ein Verzeichnis seiner Vorlesungen findet sich unter <http://www.rz.uni-karlsruhe.de/~kunstgeschichte/projekte/kgns/lektiographie/marburg.htm>.

Kunst nach Frankfurt.⁵⁶ Wollte man also Herzfeld auslassen, so wäre Wachsmuth der erste Ordinarius für Vorderasiatische Archäologie in Deutschland. Heute ist er allerdings fast vollständig vergessen.

Deutlich populärer war damals schon Viktor Christian, der 1924 außerordentlicher und 1930 ordentlicher Professor für „Altsemitische Philologie und orientalische Archäologie“ in Wien wurde. Er war schon 1933 Mitglied der österreichischen NSDAP und wurde 1934 als Extremist in einstweiligen Ruhestand geschickt. Schon 1936 wieder eingestellt, wurde er 1938 nach dem Anschluss Österreichs als Kämpfer für den Nationalsozialismus entschädigt, vor allem durch die Leitung einer neuen Hauptabteilung bei Himmlers SS-Ahnenerbe, der „Lehr- und Forschungsstätte für den Vorderen Orient“, deren Ziel es nicht zuletzt war, dem indogermanischen Einfluss im Alten Orient nachzuspüren. Dabei sind seine eigenen Arbeiten, v. a. seine 1940 erschienene *Alttertumskunde des Zweistromlandes*, durchaus nicht in besonderem Maße in völkischen Tönen getränkt. Seine Arbeit wurde mit dem SS-Sturmbannführer, dem SS-Totenkopfring, Kriegsverdienstorden und im April 1945 mit dem Unirektorat Wien belohnt. Zu dieser Zeit ein eher zweifelhafter Preis.⁵⁷

Und zuletzt ist Eckehard Unger zu nennen. Er war 1930, nachdem er viele Jahre als Museumsangestellter und später Direktor in Konstantinopel verbracht hatte, zum nicht beamteten, außerordentlichen Professor für Vorderasiatische Kunst an der Berliner Universität geworden. Auch er konnte sich für die neue Ideologie erwärmen. Auf sumerischen Siegeln des 3. Jahrtausends v. Chr. sah er nun z. B. Hakenkreuzvorläufer und folgerte, dass dies ein Beleg für das Ariertum der Sumerer sei.⁵⁸ Sein Preis war die Nachfolge von Herzfeld in Berlin im Jahre 1937.

⁵⁶ Vgl. *Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender*, 1961.

⁵⁷ Vgl. Simon, „Bücherwahn“. Die Rolle von Christian ist trotz der aufgeführten Posten anscheinend nicht so eindeutig festzulegen. Yvon, „Spielball“, 104, spricht von einer „zumindest als mehrdeutig“ zu bezeichnenden Rolle. Christian setzte sich mehrfach für Verfolgte jüdischer Herkunft ein, u. a. auch für den bedrohten Albanologen Norbert Jokl, um dessen herausragende Bibliothek er nach dessen Deportation kämpfte, vgl. Yvon, „Spielball“, *passim*; Adamka, *Raub der Bücher*, 102. Yvon, „Spielball“, 111–112, stellt heraus, dass „Christians Handlungsspielraum“ in Bezug auf Jokl „gleich null“ gewesen sei, nachdem er sich „im Spätherbst 1941 durch seinen Einsatz für die jüdische Schwiegermutter des Anthropologen Josef Weninger in einer schriftlichen Stellungnahme gegen die Evakuierung von Juden exponiert hatte und [...] beim SD deshalb denunziert worden war“. Andererseits diente sein Universitätsinstitut als Sammellager des Sicherheitsdienstes der SS für requirierte Bücher, vgl. Adamka, *Raub der Bücher*, 158–160. Christians Schüler Kurt Schubert, der im katholischen Widerstand war und nach dem Kriege erster Professor für Judaistik in Wien wurde, schilderte Christian als „Mordsnazi“, der aber „ein philosemitischer Nazi, ein Monarchist, großdeutsch“ gewesen sei; zitiert nach Adamka, *Raub der Bücher*, 160. Ich danke Gerd Simon herzlich für diese Literaturhinweise.

⁵⁸ Unger, *Hakenkreuz als Wirbelsturm*.

Denn Herzfeld wurde am 19. September 1935 zwangsweise aufgrund des § 6 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7.4.1933 aufgrund seiner jüdischen Großeltern in den Ruhestand zwangsversetzt.⁵⁹ Zu diesem Zeitpunkt hielt er sich in London auf, nachdem er Ende 1934 – unter immer noch unklaren Umständen – von der Leitung der Grabung in Persepolis entbunden worden war.⁶⁰ Innerhalb von neun Monaten hatte er beide Heimatländer, seine Professur und die Grabung in dem Ort, der ihm über die Jahre am wichtigsten war, verloren. Noch im Oktober 1935 stellte er einen Antrag auf Unterstützung bei der Suche nach einer neuen Stelle beim US-Amerikanischen Emergency Committee in Aid of Displaced German Scholars. Mehrere Universitäten warben um ihn.

In einem Bericht an den Secretary des Committee heißt es „I wanted to let you know of the volume of letters [in support of Herzfeld], like fan mail“ u. a. von Felix Warburg, Erwin Panofsky, Meyer Schapiro oder Theodor Roosevelt.⁶¹ Das Tauziehen um Herzfeld gewann Princeton, wo er mit Albert Einstein, John von Neumann und anderen emigrierten deutschen Nobelpreisträgern ein Member of the Institute for Advanced Study wurde. So gerne er sich mit diesen unterhielt, so sehr hasste er die fehlende geistige Tiefe und die Informalität in den USA.⁶² 1944 wurde er in Princeton regulär emeritiert. Er verkaufte seine Bücher, eine der besten Fachbibliotheken der Welt, und seine Sammlungen. Sobald es ging, reiste er nach Kriegsende nach Syrien und nahm nach langer Pause in Aleppo seine Arbeiten für den Corpus Inscriptionum Arabicarum wieder auf. Später setzte er die Arbeiten an diesem Projekt in Kairo fort, wo er erkrankte, in die Schweiz zur Kur zog und in Basel im Januar 1948 starb. Wie die meisten zur Emigration Gezwungenen betrat er Deutschland nicht mehr.⁶³ Auch erlebte er nicht mehr, dass Anton Moortgat an der neu gegründeten Freien Universität Berlin einen Lehrstuhl für Vorderasiatische Altertumskunde erhielt.

⁵⁹ Vgl. Renger, „Herzfeld in Context“, 576–577.

⁶⁰ Vgl. dazu Dusinger, „Herzfeld in Persepolis“; Mousavi, „Politics and Antiquities Legislation“; Gunter und Hauser, „Herzfeld and Near Eastern Studies“.

⁶¹ Ettinghausen, „Reminiscences“, 584–585; Gunter und Hauser, „Herzfeld and Near Eastern Studies“, 34.

⁶² Vgl. Ettinghausen, „Reminiscences“, 589: „Clearly Herzfeld had never been able to understand and adjust to the different value systems of the New World“.

⁶³ Bis 1948 kehrte praktisch niemand zurück. Nach 1948 kamen immerhin 26 % der etwa 2400 bis 2500 Wissenschaftler, die vor 1913 geboren waren und Deutschland während des ‚Dritten Reiches‘ hatten verlassen müssen, wieder zurück nach Deutschland. Dabei handelte es sich zumeist um politisch Verfolgte, während jüdisch-stämmige Wissenschaftler kaum remigrierten. Vgl. Möller, „Remigration“, 601–604.

Resümee

Damit sind wir wieder beim Anfang der Geschichte des Beitrages angekommen, der angeblichen Begründung des Faches durch Anton Moortgat. Wir haben gesehen, dass er nach Herzfeld, Unger und Wachsmuth eigentlich erst der vierte Professor des Faches in Deutschland war. Schließt man Christian in Wien mit ein, war Moortgat nicht der erste, sondern der fünfte Professor im Bereich der unterschiedlich definierten Vorderasiatischen Archäologie im deutschsprachigen Raum. Allerdings gebührt Moortgat der Verdienst, als erster über Jahre hinweg konstant gelehrt und viele Studenten zur Promotion geführt, das Fach also nachhaltiger als seine Vorgänger geprägt und verankert zu haben.⁶⁴ Auf der anderen Seite schränkte er den Gegenstand des Faches – im Widerspruch zu der Denomination „Vorderasiatische Altertumskunde“ – zeitlich durch die Konzentration auf keilschriftliche Perioden Mesopotamiens und inhaltlich durch eine Betonung der Kunstgeschichte ein. Über Delitzschs weiten Archäologiebegriff ging die Zeit damit hinweg.

Gleiches gilt für das Erbe Herzfelds, der 1933 den jungen Moortgat in zwei Artikeln in überheblicher Weise ausgerechnet als schlechten Kunsthistoriker angegriffen hatte,⁶⁵ statt dessen Interesse am Iran, das Herzfeld durch seine Abwesenheit von Berlin vermutlich nicht kannte, zu einer Zusammenarbeit zu nutzen. Moortgat reagierte zunächst ruhig, aber scharf,⁶⁶ um in seinem Hauptwerk „Vorderasiatische Rollsiegel“ von 1940 Herzfeld nicht mehr zu zitieren. Eine Entwicklung, die Herzfeld 1938 vorausgesehen hatte, als er in einem wichtigen Beitrag zu Rollsiegeln seine Ansichten über die Kunst des 2. Jtsd. öffentlich komplett revidierte, aber dazu anmerkte: „Falls wider erwarten jemand sich die mühe geben sollte, diesen aufsatz zu lesen, müssen ihn die fortwährenden verweise, womöglich mit falschen zahlen, genug ermüdet haben“.⁶⁷ Persönliche und fachliche

⁶⁴ Dabei sollte allerdings nicht vergessen werden, dass einzelne Promotionen auch bei Unger und v. a. Christian erfolgten. Prominenteste Schülerin Christians im archäologischen Bereich war Edith Porada, die selber rechtzeitig in die USA auswandern konnte und für viele Jahre Near Eastern Art and Archaeology an der Columbia University lehrte. Sie war die einzige, die in der Denkschrift für Herzfeld, die fast nur Beiträge zur Islamischen Archäologie enthält, einen Artikel zum vorachaimenidischen Orient beitrug, Porada, „Kassite Art“.

⁶⁵ Herzfeld, „Das Problem der hettitischen Kunst“, 129–132.

⁶⁶ Der Streit ging um die Datierung der Reliefs von Tell Halaf, die Herzfeld in das 3. Jtsd. v. Chr. als frühes Beispiel der Kunst des von ihm (allein) vertretenen „Hethitischen Kulturkreises“ datieren wollte. Moortgat, *Bildwerke und Volkstum*, 14, Anm. 1, merkt dazu ohne namentliche Nennung Herzfelds an: „Da der Mißbrauch des Namens ‚Hethiter‘ vielfach zu Mißverständnissen und wissenschaftlichen Fehlschlüssen geführt hat, ist es an der Zeit, ihn auf das eigentliche hier behandelte kleinasiatische Hethitertum zu beschränken.“ Damit vertrat er die allgemeine Ansicht.

⁶⁷ Herzfeld, „Kunst des 2. Jtsd. v. Chr.“, 67.

Gegnerschaften, vermutlich auch unterdrückte Unterlegenheitsgefühle gegenüber einem zunehmend isolierten „Überflieger“ trafen sich. Es ist nahe liegend, dass man unter deutschen Kollegen eher froh war, Herzfeld losgeworden zu sein.

Für die nachfolgenden Generationen wurde Herzfelds Rolle für die zahlreichen heutigen orientalistischen Disziplinen immer unklarer, je weiter sich diese voneinander trennten, eigene Fachidentitäten und Fachdiskurse entwickelten. Seine Arbeiten teilten das Schicksal aller wissenschaftlichen Arbeit, dass sie zunehmend überholt wurden. Zudem war seine Terminologie der „Kulturkreise“, die schon Zeitgenossen Schwierigkeiten bereitete, seit den 50er Jahren kaum jemandem mehr verständlich.⁶⁸ In der Vorderasiatischen Archäologie wurden seine Beiträge oft nicht mehr wahrgenommen,⁶⁹ aber seine Fehltritte zitiert, wie die zu späte Datierung der neolithischen Samarra-Keramik, die er selbst übrigens in zwei stets übersehenen Fußnoten revidiert hatte, oder die zu frühe Datierung der Reliefs vom Tell Halaf in das 3. Jahrtausend.⁷⁰ Herzfelds wissenschaftliches Wirken wurde entweder in seiner Bedeutung heruntergespielt oder zunehmend im Bereich der Islamischen Archäologie verortet,⁷¹ seine Person mit Gerüchten über Kunsthandelstätigkeiten verknüpft, die ihre Grundlage nicht zuletzt in Denunziationen hatten.⁷²

Die Fachgeschichte der Vorderasiatischen Archäologie mit Moortgat beginnen zu lassen, hatte zudem einen unübersehbaren Charme. Indem man Herzfeld vergaß, konnte man über seine erzwungene Emigration und die schlechte Behandlung

⁶⁸ Hauser, „Herzfeld and Meyer“, 544–554.

⁶⁹ Root, „Prismatic Prehistory“, 233–248.

⁷⁰ Hauser, „Herzfeld and Meyer“, 552–557.

⁷¹ Vgl. Andrae, *Lebenserinnerungen*, 143: „Ein jüngerer Architekt, Ernst Herzfeld, der archäologisch interessiert war, wurde mir in Berlin [für die Grabungen in Assur, S. R. H.] zugeteilt. Ich konnte ihn indessen erst auf der Reise nach Assur näher kennenlernen (er wirkte später als Universitätsprofessor in den USA). Ich wußte jedoch in Berlin schon, daß mein Jugendfreund Julius Jordan der andere Mitarbeiter in Assur sein würde, und reiste gestärkt und beruhigt im Oktober 1903 mit Herzfeld [...] nach Assur.“ S. a. Kleiss, „DAI“, der Herzfeld als Mitarbeiter der erst 1937 gegründeten Station Isfahan des DAI sieht. Vgl. dagegen die ausgewogene Darstellung bei Walser, „Zum Gedenken“.

⁷² Zu Herzfeld als Sammler bzw. „Kunsthändler“ s. nun Kröger, „Herzfeld und Sarre“, 73, und Root, „Prismatic Prehistory“, 228–233. Herzfeld wurde 1935 von seinem ehemaligen Mitarbeiter Alexander Langsdorff als „typischer internationaler Jude“ und Kunsthändler, der seinen „zugeschanzten“ Diplomatenpass missbrauche, höchst zweifelhafte Gutachten erstelle, deutsche Kollegen kritisiere (Jordan) und so dem deutschen Ansehen Schaden zufüge, denunziert. Vgl. zu der Auseinandersetzung zwischen beiden: Gunter und Hauser, „Herzfeld and Near Eastern Studies“, 30–31. Langsdorff selbst war Teilnehmer des versuchten Hitler-Putsches in München 1923 und machte ab 1933 in der SS, am Museum und der Universität in Berlin sowie im SS-Ahnenerbe Karriere. Langsdorff wurde später beschuldigt, in besetzten Gebieten Juden Kunst abgepresst oder gestohlen zu haben. Er wurde gesucht und Anfang 1946 erschossen aufgefunden, ob durch Selbstmord oder Mord wurde nie geklärt, s. Kater, „Ahnenerbe“, 21.

durch seine Zeitgenossen schweigen. Die Auswüchse des Rassismus in der Politik, vor allem aber innerhalb des Fachdiskurses – gegen die sich Herzfeld gestemmt hatte, und ohne die viele seiner Beiträge heute nicht mehr verständlich sind – brauchten so nicht mehr diskutiert zu werden. Gleichzeitig entsorgte man aber auch Unger, Christian und Wachsmuth, die als überzeugte Nationalsozialisten eben diesen Fachdiskurs vorangetrieben hatten.⁷³ Das Fach hatte dadurch in der Selbstdarstellung keinen Bezug zum Dritten Reich, weder durch die Vertreibung von jüdischen Wissenschaftlern, noch durch eine Verstrickung in nationalsozialistische Ideologie.

Indem Moortgat die Fachgründung zugeschrieben wurde, wurde gleichzeitig auch die gegenüber Herzfelds Anspruch zeitlich, räumlich und methodisch eingeschränkte Fachdefinition sanktioniert und kanonisiert. Unbeachtet des inhaltlichen wie methodischen Sonderweges, den die (west-)deutsche Vorderasiatische Archäologie damit international beschritt und gegen den sich die eingangs zitierte Marlies Heinz wendet, wurde so eine positive Neudefinition des Faches erreicht.⁷⁴ Ein Rückbezug auf die umfassende archäologische Praxis des Kulturhistorikers Ernst Herzfeld, der in seinem Wirken versuchte, schriftliche und materielle Quellen umfassend zu nutzen, hätte dem Fach in Deutschland – in den fünfziger Jahren wie auch heute noch – eine andere Perspektive eröffnet.

⁷³ Eckhard Unger wurde 1945 zwangsweise emeritiert. Er lebte bis 1966 in Neubrandenburg und publizierte neben kürzeren Arbeiten zum Alten Orient auch über mecklenburgische und brandenburgische Frühgeschichte und Kirchenbauten. Mit über 250 Beiträgen war er ab 1932 einer der wichtigsten Mitarbeiter des *Reallexikon für Assyriologie*, vgl. Schmöckel, „Unger zum Gedächtnis“; Genge, „Bibliographie Ungers“. Viktor Christian wurde nach dem Krieg als belastet eingestuft und in das Lager Ludwigsburg verbracht, wo er als Professor der Lageruniversität tätig wurde. 1950 wurde seine Dienstenthebung in eine Versetzung in den Ruhestand umgewandelt, vgl. Simon, „Bücherwahn“, 36. Vor allem die Anthropologische Gesellschaft in Wien bewahrte ihm ein ehrendes Gedächtnis. Sein Mitarbeiter Josef Weninger rühmte, eingedenk des Einsatzes für seine Schwiegermutter, in einer Festschrift zum 70. Geburtstag: „Seine Tätigkeit war nach allen Richtungen segensreich“, Weninger, „Viktor Christian“, 3. Christian starb 1963 in Wien. Unter www.aussenministerium.at/addisabeba finden sich im Länderbericht Äthiopien nicht zuletzt Christians Arbeiten über äthiopisch-semitische Sprachverbindungen. Friedrich Wachsmuth wurden nach dem Krieg v. a. zahlreiche Diffamierungen von Kollegen, Habilitanden wie Professoren, zur Last gelegt, die schon 1938 nach Machtpöben mit dem Rektor der Universität zu seiner Entlassung als Dekan geführt hatten, vgl. Nagel, *Philipp-Universität Marburg*, v. a. 53–55 und 334–335. Er hat 1943 im Zuge einer geplanten Konzentrierung von Orientwissenschaften an der Universität Frankfurt von Marburg nach Frankfurt gewechselt. Wegen seiner politischen Einstellung und Betätigung wurde er 1945 entlassen und nicht wieder berufen, s. Hammerstein, *Goethe Universität*, 513, Magen, „Vorderasiatische Archäologie in Frankfurt“, 396.

⁷⁴ Übersehen wird üblicherweise, dass zeitgleich mit Moortgats Berufung auch die Abteilung Frühgeschichte des Orients im Archäologischen Seminar des Instituts für Altertumswissenschaft an der Martin-Luther-Universität in Halle begründet wurde. Das daraus entstehende Institut für Orientalische Archäologie und Kunst vertrat einen deutlich weiter gespannten Anspruch, vgl. H. Mode, „Orientalische Archäologie“ und M. Mode, „1953–1999“.

Bibliographie

- Abdi, Kamyar: „Nationalism, Politics, and the Development of Archaeology in Iran“, in: *American Journal of Archaeology* 105 (2001), 51–76.
- Adamka, Evelyn: *Der Raub der Bücher. Plünderung in der NS-Zeit und Restitution nach 1945*. Wien 2002.
- AMI = *Archäologische Mitteilungen aus Iran*
- Andrae, Walter: „Der Rückerwerb der Assur-Funde aus Portugal“, in: *MDOG* 65 (1927), 1–6.
- Id.: „Reise nach Babylon zur Teilung der Babylon-Funde“, in: *MDOG* 65 (1927), 7–27.
- Id.: *Lebenserinnerungen eines Ausgräbers*. Berlin 1961.
- Berve, Helmut: „Zur Kulturgeschichte des Alten Orients“, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 25 (1935), 216–230.
- Blanke, Horst W. (Hrsg.): *Transformationen des Historismus: Wissenschaftsorganisation und Bildungspolitik vor dem Ersten Weltkrieg, Interpretationen und Dokumente*. Waltrop 1994.
- Bohrer, Frederick N.: *Orientalism and Visual Culture: Imagining Mesopotamia in Nineteenth-Century Europe*. Cambridge 2003.
- Calder, William M. III und Demandt, Alexander (Hrsg.): *Eduard Meyer: Leben und Leistung eines Universalhistorikers*. Leiden 1990.
- Chevalier, Nicole: „Un voyage dans le sud de la Mésopotamie il y a cent ans“, in: Catherine Breniquet und Christine Kepinski (Hrsg.): *Études Mésopotamiennes. Recueil de textes offert à Jean-Louis Hout*. Paris 2001, 79–90.
- Id., *La recherche archéologique française au Moyen-Orient de 1842 à 1947*. Paris 2002.
- Dusinberre, Elspeth: „Herzfeld in Persepolis“, in: Gunter und Hauser (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 137–180.
- Ettinghausen, Elisabeth: „Ernst Herzfeld: Reminiscences and Revelations“, in: Gunter und Hauser (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 583–615.
- Genge, Heinz: „Bibliographie Eckhard Ungers 1913–1970“, in: Hartmut Schmöckel (Hrsg.): *In memoriam Eckhard Unger. Beiträge zu Geschichte, Kultur und Religion des Alten Orients*. Berlin 1971, 15–25.

Gunter, Ann C. und Hauser, Stefan R. (Hrsg.): *Ernst Herzfeld and the Development of Near Eastern Studies, 1900–1950*. Leiden 2005.

Gunter und Hauser: „Ernst Herzfeld and Near Eastern Studies, 1900–1950“, in: id. (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 3–44.

Hammerstein, Notker: *Die Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Stiftungsuniversität zur Staatlichen Hochschule. Band I: 1914 bis 1950*. Neuwied [et al.] 1989.

Hauser, Stefan R.: „Not out of Babylon? The Development of Ancient Near Eastern Studies and Its Current Significance“, in: Tzvi Abush [et al.] (Hrsg.): *Historiography in the Cuneiform World*, Part I. Proceedings of the XLVe Rencontre Assyriologique Internationale. Bethesda MD 2001, 211–237.

– Id.: „Orientalismus“, in: *Der Neue Pauly: Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte*, Bd. 15/1. Stuttgart/Weimar 2001, 1233–1243.

– Id.: „Greek in subject and style, but a little distorted“: Zum Verhältnis von Orient und Okzident in der Altertumswissenschaft“, in: Stefan Altekamp, Matthias Hofter und Michael Krumme (Hrsg.): *Posthumanistische Klassische Archäologie*. München 2001, 83–104.

– Id.: „Ernst Herzfeld i. Life and Work“, in: *Encyclopaedia Iranica*, vol. XII, fasc. 3. New York 2003, 290–293.

– Id.: „German Research on the Ancient Near East and Its Relation to Political and Economic Interests from the Kaiserreich to World War II“, in: Wolfgang G. Schwanitz (Hrsg.): *Germany and the Middle East, 1871–1945*. Princeton: Marcus Wiener Publishers 2004, 155–180.

– Id.: „Herzfeld and Meyer: Near Eastern Studies, Orientalism and Universal History“, in: Gunter und Hauser (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 505–559.

– Id.: „Quellen – Material. Historiker, Archäologen und das Schweigen der Steine“, in: Konrad Hitzl (Hrsg.): *Methodische Perspektiven*, Tagung des Deutschen Archäologen-Verbandes, Freiburg 2004. *Schriften des Deutschen Archäologen-Verbandes* 16 (2005), 69–107.

Heiber, Helmut: *Universität unterm Hakenkreuz, Teil 2: Die Kapitulation der Hohen Schulen: das Jahr 1933 und seine Themen*, Band 2,2. München 1994.

Heinz, Marlies: „50 Jahre Vorderasiatische Archäologie – 30 Jahre Theoretische Archäologie. Kontinuität kontra Wandel? Ein Eindruck“, in: Stefan Altekamp [et al.] (Hrsg.): *Posthumanistische Klassische Archäologie*, 129–139 + Diskussion bis 143.

Herzfeld, Ernst: „Die Genesis der islamischen Kunst und das Mschatta-Problem“, in: *Der Islam* 1 (1910), 27–63 und 105–144.

– Id.: *Paikuli: Monument and Inscription of the Early History of the Sasanian Empire*. Berlin 1924.

– Id.: „Reisebericht“, in: *ZDMG* 80 (1926), 225–284.

– Id.: „Rapport sur l’Etat Actuel des Ruines de Persépolis et Propositions pour leur conservation“, in: *AMI* 1 (1929), 17–40, Persisch 41–65.

– Id.: „Aufsätze zur altorientalischen Archäologie III. Der Tell Halaf und das Problem der hettitischen Kunst“, in: *AMI* 6 (1934), 111–223.

– Id.: „Die Kunst des zweiten Jahrtausends in Vorder-Asien, II. Teil“, in: *AMI* 9 (1938), 1–79.

Heyne, Christian Gottlob: *Akademische Vorlesungen über die Archäologie der Kunst des Alterthums, insbesondere der Griechen und Römer: ein Leitfaden für Leser der alten Klassiker, Freunde der Antike, Künstler und diejenigen, welche Antikensammlungen mit Nutzen betrachten wollen*. Braunschweig 1822.

Hobsbawm, Eric J. und Ranger, Terence: *The Invention of Tradition*. Cambridge 1983.

Junker, Klaus: *Das Archäologische Institut des Deutschen Reiches zwischen Forschung und Politik*. Mainz 1997.

Kater, Michael H.: *Das „Abnenerbe“ der SS: 1935–1945, ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches*. Heidelberg 1974.

Kleiss, Wolfram: „Deutsches Archäologisches Institut“, in: *Encyclopedia Iranica*, vol. VII. New York 1996, 331–333.

Kröger, Jens: „Ernst Herzfeld and Friedrich Sarre“, in: Gunter und Hauser (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 45–99.

Kühne, Hartmut: „Moortgat, Anton“, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 18. Berlin 1997, 69–70.

Larsen, Mogens Trolle: *The Conquest of Assyria: Excavations in an Antique Land, 1840–1860*. New York 1996.

Lehmann, Reinhard: *Friedrich Delitzsch und der Babel-Bibel-Streit*. *Orbis Biblicus et Orientalis* 133. Göttingen 1994.

– Id.: „Der Babel-Bibel-Streit – Ein kulturpolitisches Wetterleuchten“, in: Johannes Renger (Hrsg.): *Babylon: Focus mesopotamischer Geschichte, Wiege früher Gelehrsamkeit, Mythos in der Moderne*. Colloquien der Deutschen Orient-Gesellschaft II. Saarbrücken 1999, 505–522.

Leisten, Thomas: *Excavation of Samarra, vol. 1: Architecture. Final Report of the First Campaign 1910–1912*. *Baghdader Forschungen* 20. Mainz 2003.

- Lloyd, Seton: *Die Archäologie Mesopotamiens*. München 1981.
- Id.: *The Interval. A Life in Near Eastern Archaeology*. Oxford 1986.
- Magen, Ursula: „Geschichte der Vorderasiatischen Archäologie an der Universität Frankfurt“, in: M. Herfort-Kich [et al.] (Hrsg.): *Begegnungen. Frankfurt und die Antike. Hans von Steuben zu Ehren*. Frankfurt 1994, 395–400.
- Mahrad, Ahmad: *Die deutsch-persischen Beziehungen von 1918–1933*. Bern/Frankfurt 1974.
- Marchand, Suzanne L.: *Down from Olympus: Archaeology and Philhellenism in Germany, 1750–1970*. Princeton 1996.
- Matthes, Olaf: „Eduard Meyer und die Deutsche Orient-Gesellschaft“, in: *MDOG* 128 (1996), 173–218.
- Id.: *James Simon: Mäzen im Wilhelminischen Zeitalter*. Berlin 2000.
- Matthes, Olaf und Althoff, Johannes: „Die ‚Königliche Kommission zur Erforschung der Euphrat- und Tigrisländer‘“, in: *MDOG* 130 (1998), 241–254.
- MDOG = Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft*
- Meyer, Eduard: *Geschichte des Altertums*, Bd. 1/1: *Einleitung. Elemente der Anthropologie*. Stuttgart 1907.
- Mode, Heinz: „Die Orientalische Archäologie in Halle“, *Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe* VII,6 (1958), 1137–1140.
- Mode, Markus: „Institut für Orientalische Archäologie und Kunst der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: Diplom- und Magisterarbeiten, Dissertationen und Habilitationsschriften 1953–1999“, in: id. (Hrsg.), *Zwischen Nil und Hindukusch. Archäologie im Orient*. Hallesche Beiträge zur Orientwissenschaft 28 (1999), 212–218.
- Möller, Horst, „Die Remigration von Wissenschaftlern nach 1945“, in: Edith Böhne und Wolfgang Motzkau-Valeton (Hrsg.): *Die Künste und die Wissenschaften im Exil 1933–1945*. Gerlingen 1992, 601–614.
- Momigliano, Arnaldo: „Premesse per una discussione su Eduard Meyer“, in: *Rivista Storica Italiana* 93 (1981), 384–398.
- Moortgat, Anton: *Bildwerke und Volkstum Vorderasiens zur Hethiterzeit*. 8. Sendschrift der Deutschen Orient-Gesellschaft. Leipzig 1934.
- Mousavi, Ali: „Ernst Herzfeld, Politics, and Antiquities Legislation in Iran“, in: Gunter und Hauser (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 445–475.

Müller, Manfred: „Die Keilschriftwissenschaften an der Leipziger Universität bis zur Vertreibung Landsbergers im Jahre 1935“, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe* 28,1 (1979), 67–86.

Nagel, Anne Christine: *Die Philipps-Universität Marburg im Nationalsozialismus. Dokumente zu ihrer Geschichte*. Pallas Athene 1. Stuttgart 2000.

Northedge, Alastair: „Ernst Herzfeld, Samarra, and Islamic Archaeology“, in: Gunter und Hauser (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 385–403.

Porada, Edith: „On the Problem of Kassite Art“, in: George Miles (Hrsg.): *Archaeologica Orientalia in Memoriam Ernst Herzfeld*. Locust Valley 1952, 179–188.

Renger, Johannes: „Die Geschichte der Altorientalistik und der vorderasiatischen Archäologie in Berlin von 1875 bis 1945“, in: Willmuth Arenhövel und Christa Schreiber (Hrsg.): *Berlin und die Antike*. Berlin 1979, 151–192.

– Id.: „Altorientalische Philologie und Geschichte“, in: *Der Neue Pauly: Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte*, Bd. 13. Stuttgart 1999, 101–113.

– Id.: „Ernst Herzfeld in Context: Gleanings from his Personnel File and Other Sources“, in: Gunter und Hauser (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 561–582.

Richter, Jan Stefan: *Die Orientreise Kaiser Wilhelms II. 1898: Eine Studie zur deutschen Außenpolitik an der Wende zum 20. Jahrhundert*. Hamburg 1997.

Robinson, Chase F. (Hrsg.): *A Medieval Islamic City Reconsidered: An Interdisciplinary Approach to Samarra*. Oxford studies in Islamic art 14. Oxford 2001.

Root, Margaret C.: „Prismatic Prehistory. Ernst Herzfeld on Early Iran“, in: Gunter und Hauser (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 215–260.

Sarre, Friedrich und Herzfeld, Ernst: *Iranische Felsreliefs. Aufnahmen und Untersuchungen von Denkmälern aus alt- und mittelpersischer Zeit*. Berlin 1910.

– Id.: *Archäologische Reise im Euphrat- und Tigris-Gebiet*, vol. I–IV. Berlin 1911/1920.

Schmöckel, Hartmut: „Eckhard Unger zum Gedächtnis“, in: id. (Hrsg.): *In memoriam Eckhard Unger. Beiträge zu Geschichte, Kultur und Religion des Alten Orients*. Berlin 1971, 7–13.

Schorn-Schütte, Luise: *Karl Lamprecht: Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik*. Göttingen 1994.

Simon, Gerd: „Tödlicher Bücherwahn. Der letzte Wiener Universitätsrektor im 3. Reich und der Tod seines Kollegen Norbert Jokl“. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/buecherwahn.de> (erscheint in Kürze aktualisiert als Kapitel in Gerd Simon: „Buchfieber“. Tübingen: GIFT 2005)

Simpson, Marie-José: *La dame de Bagdad: Gertrude Bell, 1868–1926*. Paris 1992.

Skjaervø, P. Oktor: „Ernst Herzfeld and Iranian Studies“, in: Gunter und Hauser (Hrsg.): *Ernst Herzfeld*, 295–313.

Tissot, Francine: „La Délégation Archéologique Française en Iran“, in: *Encyclopaedia Iranica*, vol. VII. New York 1996, 238–240.

Tylor, Edward B.: *Primitive Culture*. London 1871.

Unger, Eckhard: *Das antike Hakenkreuz als Wirbelsturm*. Welt und Mensch im Alten Orient Band 1. Berlin 1937.

Vernoit, Stephen: „Islamic Art and Architecture. An Overview of Scholarship and Collecting, c. 1850–c. 1950“, in: Stephen Vernoit (Hrsg.): *Discovering Islamic Art. Scholars, Collectors and Collections, 1850–1950*. London/New York 2000, 1–61.

Wachtsmuth, Friedrich: *Der Raum*. Teil 1: *Raumschöpfungen in der Kunst Vorderasiens*. Marburg 1929.

– Id.: *Der Raum*. Teil 2: *Raumschöpfungen in der altchristlichen Kunst*. Marburg 1935.

– Id.: *Die Widerspiegelung völkischer Eigentümlichkeiten in der alt-morgenländischen Baugestaltung*. Leipzig 1938.

Wallach, Janet: *Desert Queen: The Extraordinary Life of Gertrude Bell, Adventurer, Adviser to Kings, Ally of Lawrence of Arabia*. New York 1996.

Walser, Gerold: „Zum Gedenken an Ernst Herzfeld (1879–1948)“, in: *AMI*, NF 12 (1979), 9–12.

Weidner, Ernst: „Nachruf Walter Bachmann“, in: *Archiv für Orientforschung* 18 (1957/58), 484–485.

– Id.: „Nachruf Eckhard Unger (11.4.1885–24.7.1966)“, in: *Archiv für Orientforschung* 22 (1968/69), 210–211.

Weninger, Josef: „Viktor Christian und die anthropologische Gesellschaft in Wien“, in: Kurt Schubert (Hrsg.): *Festschrift für Prof. Dr. Viktor Christian gewidmet von Kollegen und Schülern zum 70. Geburtstag*. Wien 1956, 3.

Wesseling, Klaus-Gunther: „Lamprecht, Karl“, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, Band XVI/1999. Herzberg: Verlag Traugott Bautz, 891–932.

Wolf, Friedrich August: „Darstellung der Alterthums-Wissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth von 1807“, in: Wilfried Nippel (Hrsg.): *Über das Studium der Alten Geschichte*. München 1993, 76–103.

Yvon, Mechthild: „Der jüdische Albanologe Norbert Jokl und seine Bibliothek. Spielball zwischen Begehrlichkeit und akademischer Solidarität?“, in: Hall, Murray G., Köstner, Christina und Werner, Margot (Hrsg.): *Geraubte Bücher. Die Österreichische Nationalbibliothek stellt sich ihrer Vergangenheit*. Wien 2004, 104–117.

Die Etablierung der Sinologie an der Universität Leipzig bis 1914

Christina Leibfried

Einleitung

Die Geschichte des Faches Sinologie¹ an der Universität Leipzig soll von der Ernennung des Indologen Hermann Brockhaus zum Ordinarius für ostasiatische Sprachen im Jahr 1848 über die Besetzung des Extraordinariats für ostasiatische Sprachen 1878 durch den Linguisten und Sinologen Georg von der Gabelentz bis zur Gründung des Ostasiatischen Seminars an der Philosophischen Fakultät im Jahr 1914 unter dem Extraordinarius August Conrady dargestellt werden.

Dieser Aufsatz betrachtet auch die Gründung des Ostasiatischen Seminars unter der tätigen Mithilfe des Historikers Karl Lamprecht und die Entstehung der Seminarbibliothek, die durch Bombenangriffe am 3./4. Dezember 1943 vernichtet wurde. Die Wissenschaftsgeschichte der Leipziger Sinologie wird anhand der Bildung der „Leipziger Schule“ ab etwa 1911 und den personellen Verbindungen der Leipziger Sinologen mit anderen deutschen wie internationalen Vertretern der ostasiatischen Disziplinen charakterisiert.²

Der 1814 gegründete Lehrstuhl in Paris von Jean-Pierre Abel-Rémusat war die älteste akademische Ausbildungsmöglichkeit für Sinologen in Europa. In Deutschland existierte im 19. Jahrhundert neben der sich herausbildenden akademischen Sinologie ein Konglomerat von chinakundlichen Amateuren und Praktikern. In der Frühphase der wissenschaftlichen Beschäftigung mit China an den Universitäten im deutschen Sprachgebiet gab es vereinzelte, meist kurzzeitige Berufungen,

¹ Es wird der Begriff der Sinologie verwendet, da er am ehesten die zeitgenössische Begrifflichkeit der wissenschaftlichen Beschäftigung mit China und der chinesischen Kultur, Sprache, Geschichte etc. wiederzugeben scheint.

² Der vorliegende Aufsatz beruht auf der 2003 in der Reihe der Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte veröffentlichten Magisterarbeit *Sinologie an der Universität Leipzig. Entstehung und Wirken des Ostasiatischen Seminars 1878–1947*. Er stellt eine aktualisierte und erweiterte Zusammenfassung der dort veröffentlichten Forschungsergebnisse vor. Vgl. auch Leibfried: „Die Entwicklung der Sinologie“. Die Darstellung basiert auf Archivalien des Universitätsarchivs Leipzig (UAL) und dem Bestand des Ministeriums für Volksbildung des Sächsischen Hauptstaatsarchivs (SächsHStA) in Dresden. Daneben wurden die Veröffentlichungen der Leipziger Sinologen zur Geschichte ihrer Disziplin in Leipzig, Nachrufe und die kursorische Darstellung der Sinologie in Deutschland von Schütte, *Asienwissenschaften*, herangezogen sowie Veröffentlichungen zu bestimmten Aspekten des Faches oder zur Geschichte der Sinologie außerhalb Leipzigs.

die als Wegbereiter und Vorläufer der Institutionalisierung gelten können. So Heinrich Julius Klaproth, der 1816 durch die Vermittlung Wilhelm von Humboldts eine Professur für orientalische Sprachen in Berlin erhielt, aber von den akademischen Pflichten entbunden wurde, um seinen wissenschaftlichen Arbeiten in Paris nachgehen zu können.³ Im Jahr 1833 wurde in München Karl Friedrich Neumann zum Professor für Länder- und Völkerkunde sowie für Chinesisch und Armenisch ernannt.⁴ Zwar hat Neumann sich als Historiker auf sinologischem Gebiet vorwiegend mit Geschichte beschäftigt, er machte sich aber vor allem um den Aufbau chinesischer Bestände in der Münchner und der Berliner Staatsbibliothek verdient. In Berlin wurde 1838 der Theologe und Orientalist Wilhelm Schott zum Extraordinarius für Altaisch, Tatarisch und Finnisch ernannt. Er beschäftigte sich nicht nur mit ost- und zentralasiatischen Sprachen; seine Veröffentlichungen über andere Sprachen überwiegen sogar.⁵

Nach der Ostasienexpedition von Ferdinand von Richthofen konnten die preußischen Kolonialbestrebungen mit dem Abschluss des „ungleichen Vertrages“ von Tianjin 1861 einen ersten Erfolg verbuchen. Neben der kolonialen Interessenlage des Deutschen Reiches in China waren es auch archäologische Forschungsprojekte wie die Turfangrabungen, die die Etablierung einer akademischen Sinologie wesentlich förderten.⁶ Sie etablierte sich als Fach im philologischen Fächerkanon gegen Ende des 19. Jahrhunderts; die Errichtung von Lehrstühlen erfolgte kurz vor dem Ersten Weltkrieg.⁷

³ Vgl. Stange, „Chinakunde (1941)“, 121, und *DBE* 5, 565.

⁴ Zu Neumann vgl. Franke, „Chinakunde in München“, 110f., und Walravens, *Karl Friedrich Neuman*. Pigulla, „Anfänge“, 136.

⁵ Wilhelm Schott verfasste die erste systematische chinesische Grammatik, die als Vorläufer der Gabelentzschen gilt. Er hatte wohl offiziell keinen „sinologischen“ Professorentitel inne, doch er beschäftigte sich, neben dem Uigurischen, Siamesischen und dem Estnischen, auch mit sinologischen Themen. Daher stammt vermutlich seine Eigenbezeichnung als „Prof. des Chinesischen und der Tatarischen Sprachen“, die Kaden anführt. In der *DBE* wird er „Professor der orientalischen Sprachen“ genannt. Vgl. *DBE* 9, 12, schriftliche Auskunft des Universitätsarchivs der Humboldt-Universität Berlin vom 27.11.2001, und Kaden, „Berufung“, 58. Franke, *Sinologie an deutschen Universitäten*, 9–12.

⁶ Haenisch, „Sinologie“, 269.

⁷ Aus Kolonial- und Handelsinteressen – und damit vergleichbar mit den Gründungsmotiven des Seminars für Orientalische Sprachen (SOS) in Berlin 1887 – entstand die erste planmäßige staatliche, aber zuerst nicht universitäre Professur für Sinologie 1909 am Kolonialinstitut der Freien und Hansestadt Hamburg, dem Vorläufer der Universität Hamburg. Auf sie wurde Otto Franke berufen. Im Jahr 1912 errichtete die Berliner Universität ein Ordinariat und damit den ersten universitären Lehrstuhl für Sinologie, den der Niederländer J. J. M. De Groot einnahm. Das Leipziger Extraordinariat Conradys, welches dieser seit 1897 innehatte, wurde 1922 in ein Ordinariat umgewandelt. Die Universität Frankfurt errichtete 1925 aus Stiftungsmitteln eine weitere Professur, die mit Richard Wilhelm besetzt wurde. Vgl. Schütte, *Asienwissenschaften*, 99f.

Die Vertretung des Ostasiatischen Lehrstuhls durch den Indologen Hermann Brockhaus 1848 bis 1877

Die Leipziger Universität schuf bereits am 1. Juni 1848 durch die Berufung des Indologen und Orientalisten Hermann Brockhaus ein Ordinariat für ostasiatische Sprachen. Doch dieser Lehrstuhl für ostasiatische Sprachen wurde von Brockhaus inhaltlich v. a. als Lehrstuhl für Indologie bzw. Iranistik wahrgenommen; er bot nur sehr vereinzelt Vorlesungen zu sinologischen bzw. ostasiatischen Themen an.

Hermann Brockhaus, der am 28. Januar 1806 in Amsterdam geboren wurde, war der dritte Sohn des Buchhändlers und Verlagsgründers Friedrich Arnold Brockhaus und heiratete 1836 die jüngste Schwester Richard Wagners, Otilie Wagner. Während seiner Schulzeit am Altenburger Gymnasium schloss er mit seinem Klassenkameraden Hans Conon von der Gabelentz⁸ eine langwährende Freundschaft, die sich aufgrund der gemeinsamen Interessen an nicht nur orientalischen Sprachen auch auf wissenschaftlichen Austausch erstreckte. Nach seinem Studium der orientalischen Sprachen seit 1825, v. a. des Sanskrit und Persischen, in Leipzig, Göttingen und Bonn hielt sich Brockhaus in den Jahren 1829 bis 1835 zu Studienzwecken im Ausland auf. Er studierte in Kopenhagen, Paris, London und Oxford, um sich dann als Privatgelehrter in Dresden niederzulassen. Mit einer schon 1835 in London beendeten Arbeit⁹ promovierte er 1838 an der Universität Leipzig. Im folgenden Jahr wurde er als Extraordinarius für orientalische Sprachen an die Universität Jena berufen und veröffentlichte die ersten fünf Bände der aus dem 11. Jahrhundert n. Chr. stammenden Kathâsaritsâgara, *Märchen-sammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir*, auf Sanskrit und Deutsch.¹⁰ Brockhaus erhielt 1841 einen Ruf als Extraordinarius für Sanskrit-Literatur an die Universität Leipzig. Im Jahr 1845 gab er das Schauspiel *Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia* mit einer lateinischen Übersetzung heraus. Drei Jahre später, zum 1. Juni 1848, erfolgte seine Berufung auf das neu geschaffene Ordinariat für ostasiatische Sprachen.¹¹

Im September 1843 war Brockhaus zusammen mit dem Leipziger Arabisten Heinrich Leberecht Fleischer¹² und dem Linguisten Hans Conon von der Gabelentz, dem Kieler Professor Justus Olshausen und den Hallenser Professoren

⁸ Vgl. Leibfried, *Sinologie an der Universität Leipzig*, 29f.

⁹ Brockhaus, *Gründung der Stadt Pataliputra*.

¹⁰ Ein Reprint erfolgte in einem Hildesheimer Verlag 1975.

¹¹ Vgl. UAL, PA SG 62, und UAL, PA 353.

¹² Heinrich Leberecht Fleischer wurde 1835 als Ordinarius der orientalischen Sprachen an die Theologische Fakultät berufen, 1840 wurde der Lehrstuhl an die Philosophische Fakultät angegliedert. Er begründete die Arabistik-Schule in Leipzig, schlug Brockhaus für Sanskrit vor und gilt als Mentor der deutschen Arabistik. Vgl. Moritz, „Leipziger Asienkunde“, 10, und *DBE* 3, 341.

August Pott und Emil Rödiger einer der sechs Gründerväter der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), deren Zeitschrift (*ZDMG*) er in den Jahren 1852 bis 1865 redigierte.¹³ Seit dem 1. Juli 1846 gehörte er als ordentliches Mitglied der neu gegründeten Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften an. Daneben wurde er 1860 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Im Jahr 1850 veröffentlichte er *Vendidad Sade. Die heiligen Schriften Zoroasters, Yaçna, Vispered und Vendidad*¹⁴ und von 1854 bis 1860 gab er *Die Lieder des Hafis. Persisch mit dem Kommentar des Sadi*¹⁵ in drei Bänden heraus. In den Jahren 1862 und 1866 erschienen unter seiner Herausgeberschaft die weiteren Bände (6 bis 18) der Märchensammlung des Somadeva in den *Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes*.¹⁶ Trotz der Benennung seines Lehrstuhls für ostasiatische Sprachen hat Hermann Brockhaus nur sehr wenige Lehrveranstaltungen zur Chinesischen Sprache oder Kultur abgehalten, auch wenn er sich in einzelnen Artikeln mit dem Chinesischen auseinandersetzte.¹⁷ Er las laut Vorlesungsverzeichnis im Wintersemester 1845/46 über „Elemente der chinesischen Sprache“. Eine weitere Vorlesung findet sich im Sommersemester 1859 mit der Veranstaltung zur „Culturgeschichte von China und Indien“.

Dafür wirkte er am 5. März 1876 als Erstgutachter an der Promotion seines Nachfolgers Georg von der Gabelentz mit.¹⁸ Weitere Schüler waren der Indologe und Religionswissenschaftler Friedrich Max Müller,¹⁹ der seit 1850 in Oxford wirkte und dort eine Professur erhielt, und der Orientalist Ludolf Krehl,²⁰ der 1861 Bibliothekar und zunächst außerordentlicher Professor der morgenländischen Philologie in Leipzig wurde.

Hermann Brockhaus war 1870/71 Dekan der Philosophischen Fakultät, seit dem 31. Oktober 1872 bis zum Wintersemester 1873/74 Rektor der Universität Leipzig. Er verstarb am 5. Januar 1877 in Leipzig.

¹³ Preissler, *Anfänge*, 5–17.

¹⁴ Ein Reprint erfolgte in Hildesheim 1990.

¹⁵ Ein Reprint erfolgte in Osnabrück 1969.

¹⁶ Vgl. *NDB* 2, 626–627, und *ADB* 47, 263–272. Ein Verzeichnis der Arbeiten, die bei der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht wurden, findet sich im *Sachbericht der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften* (s. Namensregister der philologisch-historischen Klasse, 1846–1895, Leipzig 1898, 4–5). Vgl. auch Hübner, *Publikationen*, 121.

¹⁷ Brockhaus, „Vorschläge“.

¹⁸ Vgl. UAL, Phil. Fak. B 128b, Blatt 140.

¹⁹ Vgl. *NDB* 18, 322–323.

²⁰ Vgl. *NDB* 12, 732–733.

Die Konzentration auf die ostasiatischen Sprachen unter Georg von der Gabelentz von 1878 bis 1889

Hans Georg Conon von der Gabelentz²¹ lehrte von 1878 bis 1889 als erster deutschsprachiger Professor für ostasiatische Sprachen, der diese nicht nur in seinem Berufungstitel führte, sondern sie durchgehend in Lehrveranstaltungen vertrat. Das Leipziger Ordinariat Brockhaus' wurde 1922 unter August Conrady als dritter sinologischer Lehrstuhl in Deutschland wieder eingerichtet.²²

Georg von der Gabelentz' sinologisches Hauptwerk ist die *Chinesische Grammatik*;²³ in ihr wurde diese zum ersten Mal unabhängig von den grammatikalischen Mustern des Lateinischen analysiert. Nach seinem Weggang nach Berlin 1889 veröffentlichte er mit seiner *Sprachwissenschaft*²⁴ ein wichtiges und vorausweisendes Werk der Linguistik. Wie andere zeitgenössische Sinologen und Spezialisten „exotischer“ Sprachen war von der Gabelentz Autodidakt in ostasiatischen und Dutzenden anderer Sprachen, in der Sprachwissenschaft dagegen hatte er einzelne Vorlesungen in Leipzig besucht.

Gabelentz entstammt einer vielseitig kulturell und intellektuell interessierten Familie des meißnischen Adels mit liberaler Einstellung. Bereits als Jugendlicher hatte Georg von der Gabelentz wissenschaftliche Anleitung durch seinen Vater, Hans Conon von der Gabelentz, und Zugriff auf dessen sprachwissenschaftliche Literatur. Die polyglotte Bibliothek auf Schloss Poschwitz stellte eine berühmte Sammlung ausgefallener Sprachen dar.²⁵ Zu seinem 16. Geburtstag schenkte ihm sein Vater die *Eléments de la grammaire chinoise* von Abel-Rémusat, womit Georg von der Gabelentz sein Studium des Chinesischen begann. Ab 1860 studierte er in Jena Rechts- und Kameralwissenschaften, um 1861 nach Leipzig zu wechseln. Neben den rechts- und staatswissenschaftlichen Fächern hörte er einzelne Vorlesungen über Linguistik und Philosophie. Gabelentz trat 1864 in den sächsischen Verwaltungsdienst ein. In den Jahren 1871/72 war er in der Präfektur

²¹ Der Fachliteratur folgend wird er nach seinem Rufnamen als Georg von der Gabelentz aufgeführt.

²² Zu den Lehrstühlen siehe auch Anmerkung 7.

²³ Georg von der Gabelentz, *Chinesische Grammatik mit Ausschluß des niederten Stiles und der heutigen Umgangssprache*, Leipzig 1881.

²⁴ Id., *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*, Leipzig 1891.

²⁵ Zu der Sammlung an sprachwissenschaftlich relevanter Literatur und exotischen Handschriften sowie den Kunst- und sonstigen Sammlungen auf Schloss Poschwitz siehe [Dobruky]: *Jahrtausend*.

Straßburg kommissarischer Dezernent, seit 1873 Assessor beim Bezirksgericht Dresden.²⁶

Die ersten Aufsätze Gabelentz' auf ostasiatischem Gebiet wurden in der *ZDMG* 1860 und 1862 veröffentlicht.²⁷ 1873 erschien sein Aufsatz „Ideen zu einer vergleichenden Syntax“, der die Ausrichtung seiner linguistischen Interessen offenlegt: Während die meisten Sprachwissenschaftler sich mit Problemen der Laut- und Formenlehre befassten, beschäftigte sich Gabelentz mit den Problemen und dem Vergleich des Satzbaus. Als Syntaxforscher war für ihn das isolierende Chinesisch von besonderem Reiz, und er bewies in weiteren Arbeiten seine These, dass sich die flektierenden Sprachen über das Zwischenstadium der agglutinierenden Sprachen aus den isolierenden Sprachen entwickelt haben.²⁸ 1876 promovierte Gabelentz in Leipzig mit einer Übersetzung des *Taijitushuo*, einem Kommentar des Philosophen Zhou Dunyi bei Brockhaus und Fleischer.²⁹

Damit eröffnete er sich den Einstieg in die akademische Laufbahn als Sinologe. Im selben Jahr sandte er eine Eingabe zur „Einrichtung einer Professur der chinesischen, japanischen und mandschurischen Sprachen an der Universität Leipzig“³⁰ an das Kultusministerium in Dresden, in der er sich als Kandidat bewarb. Das Ministerium forderte daraufhin am 27. November 1876 ein Gutachten der Philosophischen Fakultät über die Eignung Gabelentz' an, stellte aber trotz wohlwollender Beurteilung vorerst keine finanziellen Mittel in Aussicht.³¹ Am 14. Februar 1877 schickte die Philosophische Fakultät unter dem Dekan Heinrich Leberecht Fleischer ein positives Gutachten zur Einrichtung der Professur und zum Bewerber: Sie wies auf die von Brockhaus gehaltenen Vorlesungen über das Chinesische hin. Auch fänden die „uralten Kultursprachen des [...] Ostens“³² zu Recht Aufnahme in „den Studienkreis der europäischen Universitäten“.³³ Gabelentz wurde schließlich zum 1. Juli 1878 als Extraordinarius für ostasiatische Sprachen an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig berufen.³⁴ Nicht unwesentlich zu der Berufung beigetragen haben mag die Verwaisung des Lehrstuhls für ostasiatische Sprachen des Indologen und Orientalisten Brockhaus

²⁶ Dobrucky, „550 Jahre von der Gabelentz“, 90, und [id.], *Jahrtausend*, 76; Erkes, „Georg von der Gabelentz“, 441, und Conrady, „Georg von der Gabelentz. (Nachruf)“, 2.

²⁷ Ibid.

²⁸ Gasde, „Georg von der Gabelentz“, 142, und Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 448f.

²⁹ Georg von der Gabelentz (Hrsg.), *Thai-kib-thu: Tafel des Urprinzips des Tscheu-tsi. Mit Tschu-hi's Commentare nach dem Hob-pih-Sing-li. Mit mandschuischer und deutscher Uebersetzung. Einleitung und Anmerkungen*, Diss. Leipzig 1876, 88 S.

³⁰ UAL, PA 487, Aufnahme 166.

³¹ Ibid., 166f.

³² Ibid., 168f.

³³ Ibid.

³⁴ Ibid., 170f.

seit dem 5. Januar 1877 – dessen nomineller, wenngleich nicht inhaltlicher Nachfolger Gabelentz wurde – sowie die Förderung durch die seinem Vater über die DMG verbundenen Leipziger Orientalisten.³⁵

Damit wurde die 1848 unter Hermann Brockhaus eingerichtete Professur für ostasiatische Sprachen an der Universität Leipzig, die bisher fast nur mit indologischen Veranstaltungen vertreten wurde, v. a. mit sinologischen Themen, aber auch mit anderen zentral- oder ostasiatischen Sprachen und Kulturen gefüllt. Neben klassischem Chinesisch, Mandschurisch und Japanisch lehrte Gabelentz malaiische Sprachen, tibetische und mongolische Grammatik, chinesische Literatur und modernes Chinesisch.³⁶

Georg von der Gabelentz schuf sowohl in der Sprachwissenschaft als auch in der Sinologie wichtige und für die damalige Zeit vorausschauende Grundlagenwerke. Bei seinen Zeitgenossen stieß er vor allem in der Linguistik, die sich auf die Erforschung der indogermanischen Sprachen konzentrierte, auf Widerstände oder Unverständnis. Im Jahr 1881 erschien von der Gabelentz' sinologisches Hauptwerk, die *Chinesische Grammatik mit Ausschluß des niederen Stiles und der heutigen Umgangssprache*, die erste umfassende Darstellung überhaupt, die nicht auf lateinischen Grammatikmustern basierte. Noch im Jahr 2000 wurde sie als synthetische Grammatik und damit „erste Grammatik der neuen Art, welche in der heutigen Linguistik geradezu die Grundform einer wissenschaftlichen Grammatik darstellt“,³⁷ gewürdigt. Bei anderen bedeutenden Sinologen stieß Gabelentz' Grammatik nicht einhellig auf Anerkennung. Otto Franke erklärte, die Darstellung sei „ein Werk von echter deutscher Gründlichkeit und Systematik, ein rühmliches Denkmal für seinen Scharfsinn und seinen rastlosen Fleiß, aber doch nichts anderes als eine glänzende Theorie.“³⁸ Friedrich Hirth beurteilte die *Chinesische Grammatik* sehr positiv: „Of all the Chinese grammars so far published this is the most perfect, inasmuch as it unites with the fullness of Premare's³⁹ work the scholarly clearness of Schott's ‚Chinesische Sprachlehre‘.“⁴⁰ Die 16 zeitgenössischen Rezensionen internationaler Sinologen fielen „sehr positiv, teilweise sogar enthusiastisch“ aus.⁴¹ In Leipzig wurde sie von Conrady, Haenisch, Wede-

³⁵ Richter [et al.], „Hans Georg Conon von der Gabelentz“, 7.

³⁶ [o. V.], *Verzeichnis der Vorlesungen*.

³⁷ In einem Bericht über das III. Ost-West-Kolloquium der Humboldt-Universität Berlin: Ezawa, „Sprachforscher mit universellem Blick“.

³⁸ Franke, „Die sinologischen Studien (1911)“, 196f.

³⁹ Der Jesuitenpater Joseph Henri-Marie de Prémare (1666–1736) war seit 1698 in China Missionar. 1714 wurde er von Kaiser Kangxi nach Peking gerufen, um dort das Yijing zu erforschen. Er verfasste eine Grammatik zur chinesischen Sprache, welche 1831 unter dem Titel *Notitia linguæ sinicae* in Malacca erschien. Richter [et al.], *Erbe und Verpflichtung*, 14.

⁴⁰ Ibid., 13.

⁴¹ Kaden, „Kritische Aneignung“, 76.

meyer und Erkes als Lehrbuch für den Unterricht benutzt. In den 50er Jahren wurde sie mit einem Nachtrag auf Anregung Erkes neu aufgelegt. 1883 gab Gabelentz die *Anfangsgründe der chinesischen Grammatik* heraus, die stärker für die Arbeit im Unterricht konzipiert waren und die Umgangssprache in einem eigenen Kapitel behandelten. Er scheint auch eine Neubearbeitung seiner *Chinesischen Grammatik* geplant zu haben, in der seine verschiedenen Nachträge hätten eingearbeitet werden können.⁴²

Die Universität Leipzig war im 19. Jahrhundert ein Mittelpunkt der Sprachwissenschaft, an der so bedeutende Linguisten wie Eduard Sievers und Karl Brugmann⁴³ lehrten, um die sich die junggrammatische Schule bildete.⁴⁴ Trotz der Lehr- und Forschungstätigkeit von Gabelentz zu allgemeiner Sprachwissenschaft und ostasiatischen Sprachen scheint wenig Gemeinsamkeit mit den Junggrammatikern bestanden zu haben: Die damalige Linguistik befasste sich hauptsächlich mit der Erforschung indoeuropäischer – und damit im Gegensatz zum isolierenden Chinesischen – flektierender Sprachen und konnte sich von der Vorprägung durch die klassische Philologie noch nicht lösen.

Im Gegensatz zu den Indogermanisten, die sich von der Lautverschiebung ausgehend eher mit morphologischen Fragen befassten, betonte Gabelentz die Bedeutung der Syntax für die Grammatik. Er sah die Methoden der Indogermanisten als durchaus brauchbar an, mahnte aber auch ein Hinausschreiten über deren Erkenntnisse und eine Untersuchung aller Sprachfamilien an.⁴⁵ Gleichzeitig machte

⁴² Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 445f. 1953 erschien die Neuauflage, 1956 veröffentlichte Erkes den Ergänzungsband *Chinesische Grammatik. Nachtrag zur chinesischen Grammatik von Georg von der Gabelentz*. Erwin von Zach gab 1944 *Zum Ausbau der Gabelentz'schen Grammatik. Nebst von der Gabelentz eigenen ‚Additions‘* über das Deutschland-Institut in Peking heraus.

⁴³ Der Germanist Eduard Sievers wurde 1892 als ordentlicher Professor nach Leipzig berufen. *DBE* 9, 321. Der Philologe Brugmann habilitierte sich 1877 für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft. 1882 wurde er Extraordinarius in Leipzig, 1884 Ordinarius in Freiburg. Seit 1887 war er auf dem neuen Lehrstuhl der indogermanischen Sprachwissenschaft in Leipzig einer der bedeutendsten Systematiker der Indogermanistik. Vgl. *DBE* 2, 163.

⁴⁴ Diese beschäftigte sich seit ca. 1880 aus positivistischer Sicht mit der historisch vergleichenden Sprachwissenschaft vor allem auf dem Gebiet der Lautlehre und vertrat den widerlegten Grundsatz der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. Artikel: „Junggrammatiker“, in: *Brockhaus in Text und Bild*.

⁴⁵ „Daß Völkerkunde und Linguistik eine ebenso sorgfältige Untersuchung aller Sprachfamilien erheischen, wie sie dermalen für den indoeuropäischen Stamm geführt wird, möchte keines Beweises bedürfen. [...] Der indogermanische Sprachstamm scheint [...] nur einen Theil der möglichen Verwandtschaftsverhältnisse und Entwicklungsrichtungen darzustellen.“ Gabelentz, „Die ostasiatischen Studien“, 241.

er seine tolerante Stellung gegenüber den so genannten primitiven Sprachen deutlich.⁴⁶

Am 30. Juni 1882 wurde Gabelentz auf Antrag der Philosophischen Fakultät zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt.⁴⁷ Am 22. Mai 1889 informierte er das Sächsische Kultusministerium, dass ihm das Preußische Kultusministerium „eine Ernennung zum ordentlichen Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften und Professor der ostasiatischen Sprachen“⁴⁸ mit einem jährlichen Einkommen von 10.000 Mark angetragen habe. Er deutete an, bei entsprechender Gehaltssteigerung in Leipzig bleiben zu wollen.⁴⁹ Im Gegensatz zur preußischen Wissenschaftspolitik, hinter der Friedrich Althoff⁵⁰ als treibende Kraft stand, war Dresden nicht bereit, seine Tätigkeit durch ein höheres Gehalt und die Ernennung zum Ordinarius zu honorieren. Tatsächlich verpflichtete sich von der Gabelentz bereits am 30. Mai 1889, dem Ruf nach Berlin bei Gewährung des akademischen Extragehaltes von 7.000 Mark neben der gewöhnlichen akademischen Besoldung von 900 Mark als Ordinarius zu folgen.⁵¹ Am 20. September 1889 genehmigte das Ministerium seine Entlassung aus sächsischen Diensten.⁵² Die Leipziger Professur der ostasiatischen Sprachen blieb zunächst vakant, bis 1897 August Conrady zum außerordentlichen Professor ernannt wurde.

Nach seiner Berufung vom 4. September 1889 zum Ordinarius auf den neu errichteten Lehrstuhl der Ostasiatischen Sprachen und der allgemeinen Sprachwissenschaft nach Berlin⁵³ veröffentlichte Georg von der Gabelentz sein zweites Hauptwerk, *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*, welches 1891 erschien.⁵⁴ Der Einfluss von Gabelentz' *Sprachwissen-*

⁴⁶ „Und muß denn eine Sprache todt sein, damit sie unser Interesse verdiene? Oder muß ihre Vorgeschichte zugänglich sein, damit ihre Erforschung uns lohne?“ Gabelentz, „Die ostasiatischen Studien“, 241.

⁴⁷ Vgl. UAL, PA 487, Aufnahme 176f., und SächsHStA, 10281/147, Blatt 12b.

⁴⁸ Ibid., Blatt 15a.

⁴⁹ Ibid., Blatt 15b und 16a.

⁵⁰ Der Jurist Friedrich Theodor Althoff war von 1882 bis 1907 der führende Verwaltungsbeamte für akademische Angelegenheiten in Preußen. Das „deutsche Wissenschaftswunder“, die Reform des preußischen Unterrichtswesens, wird nach seinem Hauptakteur auch als „System Althoff“ bezeichnet. Vereeck, *Das deutsche Wissenschaftswunder*, 31–35; Lischke, *Friedrich Althoff*, 6–11.

⁵¹ Kaden, „Berufung“, 74.

⁵² Vgl. UAL, PA 487, Aufnahme 178.

⁵³ Kaden, „Aneignung“, 75, und id., „Berufung“, 75.

⁵⁴ Haenisch, „Die Sinologie 1889–1945“, 554, und Franke, „Die sinologischen Studien“, 199. *Die Sprachwissenschaft* wurde in einer zweiten, verbesserten Auflage 1901 von Graf A. von der Schulenburg herausgegeben und erschien 1969 und 1984 als Neuauflage in Tübingen, der bisher letzte Reprint erfolgte in einer Londoner Reihe 1995.

schaft auf Ferdinand de Saussures⁵⁵ *Cours de linguistique générale* bleibt unter Linguisten umstritten und kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Jedenfalls stellt Hutton fest: „Gabelentz was somewhat eclipsed in his lifetime by the Neogrammarians [...] For most of the 20th century Gabelentz’ work was not extensively discussed, but claims that he anticipated or influenced Saussure, combined with a new interest in history and the historiography of linguistics, have led to something of a revival.“⁵⁶

Georg von der Gabelentz veröffentlichte in Berlin trotz seiner Konzentration auf die vergleichende Linguistik weitere Werke auf sinologischem Gebiet und beschäftigte sich als einer der ersten deutschen Gelehrten mit der koreanischen Sprache. Von 92 Veröffentlichungen lassen sich 33 sinologische nachweisen.⁵⁷ Nachdem er 1893 im Alter von erst 53 Jahren verstarb, blieb der Berliner Lehrstuhl zwei Jahrzehnte vakant. Erst 1912 wurde er mit J. J. M. De Groot, der den Ausbau zum Sinologischen Seminar betrieb, besetzt.⁵⁸

Georg von der Gabelentz wirkte in Leipzig an der Promotion oder Habilitation vieler bedeutender Ostasienforscher mit. Die späteren Professoren der Sinologie Wilhelm Grube und J. J. M. De Groot promovierten in den Jahren 1880 bzw. 1884 bei ihm. Max Uhle,⁵⁹ ein weiterer Schüler von ihm, wählte 1880 ein Dissertationsthema aus dem vorklassischen Chinesisch, um sich dann der Amerikanistik zuzuwenden und in Peru als Archäologe zu wirken.⁶⁰ Karl Florenz, der seit dem Sommer 1883 Famulus bei von der Gabelentz war und auch später in Briefkontakt zu ihm stand, wurde 1891 Professor in Tokio und 1914 erster Ordinarius der Japanologie in Deutschland.⁶¹ Aber auch bei der Habilitation des Tibetologen

⁵⁵ Der Sprachwissenschaftler Saussure studierte in Genf und Leipzig, wo er mit den Junggrammatikern in Berührung kam. Ab 1891 lehrte er in Genf vergleichende und historische Indogermanische Sprachwissenschaft, später auch Sanskrit. Seine Vorlesungen wurden von seinen Schülern als *Cours de linguistique générale* 1916 herausgegeben und sind für die – vor allem strukturalistische – Linguistik noch von Bedeutung. Vgl. Brockhaus 7, Art. „Saussure“, 15. Auflage 1930, 203.

⁵⁶ Hutton, „Introduction“, VI.

⁵⁷ Vgl. *ADB* 50, 548–555, und Richter [et al.], „Erbe und Verpflichtung“, *SächsHStA*, 10273/29, Blatt 12, 10f. Eine Bibliographie findet sich bei Kaden, „Berufung“, 79; Haenisch, „Die Sinologie 1889–1945“, 555.

⁵⁸ *Ibid.*, 556.

⁵⁹ Max Uhle war als Archäologe in Peru, Bolivien, Chile und Ecuador tätig. Der Begründer der peruanischen Archäologie entwickelte als erster ein Gerüst der chronologisch-historischen Kulturabfolge im Andenraum. Er wurde 1925 Archäologie-Professor in Ecuador und leitete das Archäologische Museum in Quito. 1933 erhielt er einen Ruf als Professor der Archäologie nach Berlin. Vgl. *DBE* 10, 129; Beyer, „Vater der peruanischen Archäologie“.

⁶⁰ Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 443.

⁶¹ Karl Florenz studierte u. a. bei Gabelentz Sprachwissenschaft, orientalische und ostasiatische Sprachen. Erst nach seiner Sanskrit-Promotion (mündliche Prüfung bei Gabelentz) 1885 wandte

Heinrich Wenzel⁶² und der Promotion des Kunsthistorikers F. W. K. Müller im Jahr 1888 war Gabelentz beteiligt.

Bei Gabelentz promovierten 1882 der Pastor und Missionar in Vorderindien Carl Gustav Nottrott und der Sinologe Franz Moritz Constadius Merz. Der Begründer der tschechischen Orientalistik, Rudolf Dvořák, hatte 1883 Gabelentz als Zweitgutachter bei seiner Promotion. Der Amerikanist und Völkerkundler Eduard Seler, der am Berliner Museum für Völkerkunde tätig war, wählte 1887 Gabelentz zum Doktorvater. Haenisch zählte sich noch 1964 selbst zu über seinen Lehrer Grube vermittelten Gabelentz-Schule der Textarbeiter im Gegensatz zu den „Kulturforschern“ Forke, De Groot und Franke.⁶³

Einer seiner wichtigsten Schüler war Wilhelm Grube, der sich nach seiner 1880 erfolgten Promotion 1881 ebenfalls in Leipzig habilitierte und 1881/82 bereits tibetologische, mandschurische und mongolistische sowie Lehrveranstaltungen zur modernen chinesischen Sprache in Leipzig anbot.⁶⁴ Er verfasste mehrere bedeutende Werke zur chinesischen Literatur, übersetzte aber auch aus dem Mandschurischen. Am 12. Dezember 1884 richtete er als Privatdozent für Chinesisch an der Berliner Universität, auf die Veranlassung Althoffs hin, einen Antrag auf die Einrichtung eines praktischen Sprachkurses unter Leitung eines Chinesen an das preußische Kultusministerium.⁶⁵ Grube wurde 1892 als unbesoldeter Extraordinarius in Berlin verpflichtet und war Leiter der Ostasiatischen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin. Nachdem er Gabelentz nach Berlin gefolgt war, stieß er nach dessen Tod laut Erkes auf unüberwindliche Schwierigkeiten. So erhielt er erst ab 1903 eine Besoldung für seine Lehrtätigkeit und starb „verbittert“ 1908.⁶⁶

er sich der Japanologie zu und reiste auf Rat seines Studienfreundes, des Philosophen Inoue Tetsujirō, 1888 nach Japan. Dort wurde er 1889 Deutsch-Lektor, 1891 Ordinarius der deutschen Philologie und später auch der vergleichenden Sprachwissenschaften an der Universität Tokio. 1899 erhielt er als erster Ausländer die höchste Ehrung der Universität. 1914–1935 war der Begründer der deutschen Japanologie Ordinarius der Japanologie am Kolonial-Institut Hamburg. Vgl. *DBE* 3, 354 und *UAL*, Prom. Akte 1471. Siehe auch: Satō, *Karl Florenz in Japan*. Vgl. Richter [et al.], „Erbe und Verpflichtung“, 9f.

⁶² Heinrich Wenzel habilitierte sich im Jahr 1886. Vgl. *UAL*, PA 1052.

⁶³ Vgl. *UAL*, Phil. Fak. B 128 b, Führer, *Vergessen und verloren*, 91f., 98f., 170, und Haenisch, „Bruno Schindler“, 7.

⁶⁴ Schütte setzt die ersten mongolistischen Lehrveranstaltungen überhaupt erst für 1882 bei Grube in Berlin an. Ebenso verlegt er die erste tibetologische Lehrveranstaltung in Deutschland nach Berlin unter Georg Huth. Da sich Huth 1891 in Berlin habilitierte und sich dann erst den Zentralasienwissenschaften zuwandte, erscheint dies fraglich. Schütte, *Asienwissenschaften*, 66 und 68.

⁶⁵ Lischke, „Friedrich Althoff und die preußisch-deutsche Wissenschaftspolitik“, 29.

⁶⁶ Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 443, Kaden, „Berufung“, 77f. und 80, und Franke, „Die sino-logischen Studien“, 199.

Neue Ansätze innerhalb der Leipziger Sinologie unter August Conrady

Während der Zeit der Weimarer Republik setzte sich die Binnendifferenzierung des Faches Sinologie, die Spezialisierung in Sprache, Literatur, Philosophie, Geschichte, Religions- oder Kunstgeschichte und Volkskunde, fort. Neben der Beschäftigung mit Spezialgebieten wie mit sprachvergleichenden oder buddhistischen Studien kam es zu einer stärkeren Akademisierung des Faches und einer zunehmenden Ablösung von der anwendungsorientierten Chinakunde. Methodik oder Fragestellungen aus stärker theoriebewussten Fächern wie der Linguistik, der Soziologie oder der Volkswirtschaft wurden übernommen. Die Sinologie erreichte ein methodisches und wissenschaftliches Niveau, welches dem Vergleich mit anderen Fächern standhielt. August Conrady war der Leipziger Protagonist dieses Vorganges. Er vermittelte der Sinologie nicht nur wissenschaftliche Methodik, sondern begründete mit seinem Interesse an sprachgeschichtlichen und -wissenschaftlichen, aber auch religions- und kulturgeschichtlichen wie völkerkundlichen Themen ab 1911 die „Leipziger Schule“, deren Publikationsorgan die *Asia Major*⁶⁷ war.

Nachdem Conrady in Heidelberg, Straßburg, Jena und Würzburg klassische Philologie, dann vermehrt Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft studiert hatte, promovierte er 1886 in Würzburg bei dem Sanskritisten Jolly⁶⁸ über die

⁶⁷ Sie wurde 1923 mit dem englischsprachigen „Hirth-Anniversary-Volume“ begründet. In der wichtigen französischen sinologischen Zeitschrift *T'oung Pao* durften deutsche Sinologen seit dem Ersten Weltkrieg nicht mehr veröffentlichen, und auch die *Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen* und die *Ostasiatische Zeitschrift* hatten entweder nicht die Möglichkeiten, um als Ersatz einzutreten, bzw. waren auf ostasiatische Kunst konzentriert. Und für die *ZDMG* endete, wie Haenisch kommentierte, „der Orient eigentlich mit Indien“. Vgl. Haenisch, „Bruno Schindler“, 5 und 7. Bis 1935 erschienen von der *Asia Major* zehn Jahrgänge. Daran beteiligt waren auch die Berliner Professoren F. W. K. Müller und Le Coq. Aufgrund der „Macht ergreifung“ musste Schindler emigrieren, sein Verlag wurde 1936 liquidiert. Seit 1938 gab es Bemühungen deutscher Sinologen wie Erwin Rousselle und Fritz Jäger, die Zeitschrift fortzusetzen, doch konnte erst 1944 ein einziger Band einer neuen Folge beim Verlag Otto Harrassowitz mit dem Untertitel „Deutsche Zeitschrift für die Erforschung von Ost- und Zentralasien“ erscheinen. Der Kriegsband war durch Fritz Jäger und Wilhelm Gundert herausgegeben und Otto Franke zum 80. Geburtstag gewidmet worden. Erst nach dem Krieg konnte Schindler 1949 die *Asia Major* in London wiederbeleben. Zunächst unter Schindler, dann unter Walter Simon herausgegeben, wurde ihr Erscheinen aufgrund finanzieller Probleme 1975 eingestellt. Walravens, *Asia Major (1921–1975)*, 6–9, und Schütte, *Asienwissenschaften*, 143. Ab 1990 wurde sie mit einer anderen inhaltlichen Konzeption von Dennis Twitchett in Princeton wiederbelebt als *Asia Major*, 3. Folge. Seit 1998 wird sie in Taiwan herausgegeben.

⁶⁸ Julius Jolly war dort seit 1877 als Extraordinarius, seit 1886 als Ordinarius für vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit tätig. Er beschäftigte sich mit der Erforschung der altindischen Rechtsliteratur, Staatslehre und Medizin und war seit 1922 Mitherausgeber des *Journal of Indian History*. Art. „Jolly“, in: *Brockhaus* 9, 15. Auflage 1931, 450, und Friedrich Wilhelm, „Jolly, Julius“, in: *NDB* 10, 591.

*Fünfzehn Blätter einer nepalesischen Palmblatt-Handschrift des Narada.*⁶⁹ Er spezialisierte sich auf die damals transgangetisch genannten Sprachen.⁷⁰ Ende 1887 kam er nach Leipzig, um 1891 seine Habilitation in Sanskrit und den Nebenfächern Tibetisch und Buddhismus zu beantragen.⁷¹ Conrady übersetzte das Tanzspiel aus drei älteren Formen moderner indischer Mundarten, dem Newârî und dem Sanskrit, untersuchte die Metrik des Textes und verfasste eine grammatische Einleitung dazu. Daraus ergab sich mit der daran anschließenden Arbeit die erste wissenschaftliche Grammatik des Nepalesischen. Bereits zwei Jahre später konnte Conrady sein metrisches *Sanskrit-Newârî Wörterbuch* veröffentlichen.⁷² Rückblickend lobt Hertel sein Interesse an den nepalesischen Sprachen: „Aber charakteristisch für seinen Weitblick ist es, daß er [...] die Notwendigkeit erkannte, das Sanskrit in Verbindung mit den *Volkssprachen* zu studieren, eine Erkenntnis, mit der er unter den deutschen Indologen seiner Zeit ziemlich allein stand.“⁷³

Conrady lehrte seit 1892 als Privatdozent für indische Sprachen und Tibetisch, ab 1895 als Privatdozent für indische und ostasiatische Sprachen in Leipzig. In dem Verzeichnis der auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen findet sich im Sommersemester 1892 eine Einführungsveranstaltung in tibetischer Grammatik festgehalten,⁷⁴ die erste angezeigte Veranstaltung in den ostasiatischen Sprachen seit dem Wintersemester 1889/90.⁷⁵ Seit Sommer 1893 verlagerte er den Schwerpunkt seiner akademischen Tätigkeit auf das Chinesische. In den folgenden Semestern bot er Lehrveranstaltungen wie birmanische Lektüre, klassische und moderne chinesische Grammatik, chinesische Lektüre, Mandschu-Grammatik, tibetische Lektüre, und „Die Beziehungen der chinesischen Cultur zur abendländischen“⁷⁶ an.

⁶⁹ Dieses Werk gehört zu älteren Palmblatt-Manuskripten Nepals aus der Hakenschrift-Periode, ca. um 1407 n. Chr. Laut Conrady war sie als älteste damals bekannte Narada-Handschrift für die Textkritik der *Naradasmriti* wichtig. Schmitt, „August Conrady †“, 78.

⁷⁰ Dem dürften vermutlich der tibeto-birmanische Zweig, die Thai-Sprachen und die Gruppe der austroasiatischen Mon-Khmer-Sprachen der sinotibetischen Sprachfamilie nach der heutigen sprachwissenschaftlichen Einteilung entsprechen. Gernet, *Die chinesische Welt*, 13f.

⁷¹ Die Habilitationsschrift: August Conrady, *Das Hariçcaadanrityam. Ein altnepalesisches Tanzspiel, mit einer grammatischen Einleitung*, Leipzig 1891. Vgl. UAL, PA 384, Aufnahme 101–104 und 152.

⁷² August Conrady, „Das Newârî. Grammatik und Sprachproben“, in: *ZDMG* 45 (1891), 1–35. Id., „Ein Sanskrit-Newârî-Wörterbuch“, in: *ZDMG*, 47 (1893), 593–573. Erkes, *Gabelentz und Conrady*, 454.

⁷³ Hertel, „Nekrolog auf August Conrady“, 8^f.

⁷⁴ [o. V.], *Verzeichnis der Vorlesungen*, 5.

⁷⁵ Für das Wintersemester 1889/90 sind in dem *Verzeichnis der Vorlesungen* [o. V.], 5, vier Veranstaltungen in chinesischer und japanischer Grammatik, Malaiisch und chinesischer Lektüre angezeigt, die Gabelentz möglicherweise trotz seiner Berufung nach Berlin abhielt.

⁷⁶ Vgl. [o. V.], *Verzeichnis der Vorlesungen*, 6.

Am 21. Mai 1895 beantragte Conrady die Ausdehnung seiner *venia legendi* auf die ostasiatischen Sprachen bei der Philosophischen Fakultät.⁷⁷ Das genaue Datum der Bewilligung der *venia legendi* „für indische und ostasiatische Sprachen“⁷⁸ geht aus dem vorliegenden Material nicht hervor. 1896 erschien seine Monographie *Eine indochinesische Causativ-Denominativ-Bildung und ihr Zusammenhang mit den Tonaccenten. Ein Beitrag zu vergleichender Grammatik der indochinesischen Sprachen*. Hier verfolgte er einzelne grammatische Erscheinungen durch die indochinesische Sprachfamilie und verglich vor allem das Tibetische, Birmanische, Siamesische und Chinesische. Er stellte fest, dass in allen bekannten indochinesischen Sprachen dieselbe Kausativ-Denominativbildung existiert. Auch fand er heraus, dass sich bei den Sprachen die gleiche Lautverschiebung finde, „bei der die alten stimmhaften in stimmlose Anlaute verwandelt werden“, außerdem gelte in dreien der Hauptzweige dasselbe Tonsystem. Schließlich seien auch „alle indochinesischen Wörter mit ursprünglich stimmlosem Anlaut bzw. alle hochtonigen Wörter überhaupt, alte Präfixformen, und zwar Formen mit präfixhaftem stimmhaftem Anlaut gewesen“. Daher zog er den Schluss, dass die indochinesische Sprachfamilie in „die große Genossenschaft [...] agglutinierenden Sprachen eingereiht ist.“⁷⁹ Herbert Franke betont die Bedeutung der „Causativ-Denominativbildung“ Conradys, sie habe in der „vergleichenden Sino-Tibetanistik Epoche gemacht“.⁸⁰ Pelliot bemerkt über die damalige Sinologie: „Malgré des comptes rendus élogieux, la sinologie d’alors était trop peu initiée à la linguistique pour apprécier tout ce qu’il y avait de fécond dans la théorie de Conrady, et encore moins en état de discuter ce qu’il pouvait y avoir de contestable dans certains de ses rapprochements.“⁸¹ Erkes stellt Conradys Tätigkeit als „ebenso vielseitig wie tiefgreifend“ dar. Er habe erst die indochinesische Sprachwissenschaft begründet.⁸²

Die Fakultät schlug am 19. Juli 1897 den Privatdozenten zur Beförderung zum Extraordinarius vor, die unmittelbar darauf am 6. August 1897 durch das Kultusministerium erfolgte.⁸³ Diese Professur war nicht etatmäßig, denn erst am 7. Mai 1900 erfolgte seine Einstufung als etatmäßiger Extraordinarius.⁸⁴ Aufgrund

⁷⁷ UAL, PA 384, Aufnahme 111.

⁷⁸ Ibid., Aufnahme 111f.

⁷⁹ August Conrady, *Die indochinesische Causativ-Denominativ-Bildung*, 202f., zit. nach Schmitt, „August Conrady“, 78.

⁸⁰ Franke, *Sinologie*, 14f.

⁸¹ Pelliot, „Nécrologie. Auguste Conrady“, 130.

⁸² In der heutigen Linguistik wird statt des Begriffs der indochinesischen Sprachen der Begriff der sinotibetischen Sprachen benutzt. Erkes, „August Conrady †“, 145, und id., „August Conrady zu seinem 90. Geburtstag“, 201.

⁸³ Vgl. UAL, PA 384, Aufnahme 113 und 115.

⁸⁴ Ibid., 120.

der erst späten Berufung zum Ordinarius war der Gelehrte auf Zuschüsse seiner Familie angewiesen, was vermutlich die Zahl seiner Veröffentlichungen negativ beeinflusste.⁸⁵

August Conrady bot als Extraordinarius Lehrveranstaltungen zur chinesischen vorklassischen, klassischen und umgangssprachlichen Lektüre, japanischen und tibetischen Lektüre, zur chinesischen Umgangssprache und zur birmanischen, siamesischen, tibetischen, chinesischen und japanischen Grammatik an. Daneben fanden Veranstaltungen zum ostasiatischen Buddhismus, zur chinesischen Literatur, Geschichte, Paläographie, Kultur und Kultur- und Religionsgeschichte, zu den Beziehungen Chinas zum Abendland bzw. den Nachbarvölkern und zu den sinotibetischen und indonesischen Völkern und Sprachen statt. Der Schwerpunkt seines Wirkens lag nun klar auf sinologischem Gebiet.⁸⁶

Ab dem 15. April 1903 nahm er einen dreijährigen Urlaub von seiner Leipziger Tätigkeit, da er als Lehrer für deutsche Sprache und Literatur an die staatliche Hochschule in Peking berufen worden war.⁸⁷ Doch schon nach acht Monaten brach er den Aufenthalt ab, da Erbschaftsangelegenheiten seines Onkels zu ordnen waren.⁸⁸ Er verfasste einen Bericht über die in Peking gesammelten Eindrücke, den er am 5. April 1905 in der Orientalischen Gesellschaft in München vortrug.⁸⁹ In der farbenfrohen Beschreibung setzte er sich entgegen der öffentlichen Meinung, die nach den Ereignissen des Boxerkrieges ein eher negatives Chinabild hatte, für die Chinesen und ihre Kultur ein.⁹⁰

Erst 1906 hielt Conrady seine Antrittsrede „Indischer Einfluß in China im 4. Jahrhundert v. Chr.“.⁹¹ In dieser Auseinandersetzung mit dem Einfluss der indischen Kultur und des Buddhismus auf China postulierte er die Eigenständigkeit der Entstehung und Kultur Chinas.⁹² Er siedelte den Ursprung der chinesischen Kultur im nördlichen Mittelchina an und arbeitete an Untersuchungen zum geis-

⁸⁵ Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 455.

⁸⁶ [o. V.], *Verzeichnis der Vorlesungen*, 7–17.

⁸⁷ UAL, PA 384, Aufnahme 122.

⁸⁸ Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 456.

⁸⁹ Conrady, „Acht Monate in Peking“.

⁹⁰ *Ibid.*, 13f.

⁹¹ Vgl. UAL, PA 384, Aufnahme 124f. Conrady, „Indischer Einfluß in China im 4. Jahrhundert v. Chr.“, in: *ZDMG* 55 (1906), 335–361.

⁹² „In dieser Arbeit findet Conrady seinen endgültigen Standpunkt in dem [...] Problem der Autochthonie der chinesischen Kultur. Er wendet sich gegen von Richthofens Theorie von dem gemeinsamen Ursprung der chinesischen, indischen und babylonischen Kultur an den Hängen des Pamir, sowie gegen Terrien de Lacoupiere, der die Chinesen ‚sogar‘ (wie Conrady sagt) aus Baktrien kommen läßt“. Schmitt, „August Conrady“, 79. Vgl. Weller, „A. Conrady“, 122.

tigen Austausch mit Indien und materiellen Austausch mit andern Völkern entlang der Seidenstraße.

Neben Vergleichen zwischen tibeto-birmanischen, austroasiatischen und sinotibetischen Sprachen beschäftigte Conrady sich auch mit vorklassischem und klassischem Chinesisch und dessen Grammatik. Weller⁹³ hat seine Forschungen zum vorklassischen Chinesisch folgendermaßen charakterisiert: „Hier hat Conrady in stiller Arbeit eine Fülle von Erkenntnissen gewonnen, die in allererster Linie seinen Vorlesungen zu gute kamen: und jeder, der ihn das Shiking oder Shuking erklären hörte, wird sich wie ich mit dankbarer Freude der Fülle von Anregungen, der Sicherheit und Besonnenheit seiner Texterklärungen entsinnen.“⁹⁴

Neben der philologischen Forschung des Sinologen entstanden auch völkerkundliche und historische Arbeiten, die sich u. a. mit der Religionsgeschichte, der Kultur- und Literaturgeschichte Chinas befassten, wie *Die chinesischen Handschriften- und sonstigen Kleinfunde Sven Hedins in Lou-lan*. Die Bearbeitung der Funde⁹⁵ hatte Conrady um 1911/12 abgeschlossen, jedoch sollte seine Publikation erst 1920 in Stockholm erscheinen. Sie ist durch die Rekonstruktion eines plastischen Bildes der Kultur des westlichsten Vorpostens chinesischer Kultur sein bekanntestes Werk, welches die Theorie der autochthonen chinesischen Kultur weiter erhärtete. Er hatte aus den Fragmenten „ein anschauliches und fesselndes

⁹³ Friedrich Weller habilitierte sich 1922 in Leipzig bei Conrady, Hertel und Haas mit dem *Versuch aus dem ‚Fo shuo fa chi chi ming shu ching‘ das verlorene Sanskritoriginal wiederzugewinnen* für chinesische und ostasiatische Religionsgeschichte. Er befasste sich mit den Kulturen des „Nördlichen Buddhismus“ und ihrem Austausch untereinander. Weller wurde 1928 zum nicht-planmäßigen Extraordinarius für Sanskrit, chinesische und ostasiatische Religionswissenschaft, 1938 zum Ordinarius für indische Philologie ernannt. Er erhielt den Nationalpreis II. Klasse der DDR 1955 und wurde 1958 emeritiert. Vgl. UAL, PA 1115, und UAL, 4803, Bd. 1.

⁹⁴ Weller, „A. Conrady“, 122.

⁹⁵ Hertel beschreibt die Funde, die um 252 bis 270 n. Chr. datiert sind, so: „Es sind Fetzen meist amtlicher Schriftstücke auf Papier, kurze Akten auf Holzstäbchen oder Holzklötzchen, [...] etwa der Inhalt eines Papierkorbes. [...] Auf Grund dieses spärlichen und mangelhaften Materials hat der Herausgeber [...] ein lebenssprühendes Kulturbild entworfen. Wir sehen hier, wie sich [...] neben den herrschenden Chinesen Angehörige der verschiedensten Rassen [...] drängen, wie die [...] Heeresmacht ausrückt, den [...] Posten gegen die Hunnen zu schützen, deren Ansturm er schließlich erlag, sehen die Karawanen kommen und gehen, nehmen Teil an den Sorgen des Schuldners, der an die Amtsstelle zitiert wird, wie an denen des Soldaten, der die Behörde um Unterstützung seiner Lieben [...] bittet. [...] Zur Schöpfung eines solchen Gemäldes [...] genügte nicht die unübertreffliche Gelehrsamkeit; dazu bedurfte es außerdem des hellen Blickes und der Gestaltungsgabe des Künstlers und des in warmer Anteilnahme schlagenden Herzens des edlen und guten Menschen.“ Hertel, „Nekrolog“, 13*f.

Bild der damaligen Zustände in Lou-lan und der aus ihnen zu erschließenden Handelsverhältnisse zwischen China und Westasien rekonstruiert.“⁹⁶

Bei August Conrady promovierten 1913 sein späterer Schwiegersohn und Nachfolger ab 1947, Eduard Erkes,⁹⁷ 1914 der langjährige Assistent Karl Lamprechts bzw. Conradys und spätere Professor für ostasiatische Sprachen, André Wedemeyer, der auch seine Habilitation zur *Japanischen Frühgeschichte* 1924 bei Conrady einreichte. Bernhard Karlgren,⁹⁸ der schwedische Sinologe, der seit 1918 den Göteborger Lehrstuhl für ostasiatische Sprachen und Kultur innehatte und ab 1939 das Museum für ostasiatische Kunst in Stockholm leitete, war dank der Vermittlung Sven Hedins Doktorand und Habilitand bei Conrady. 1919 promovierte Bruno Schindler zum *Priestertum im alten China* bei Conrady und nahm die typographischen Probleme bei der Drucklegung seiner Arbeit zum beruflichen Ausgangspunkt als Verleger sinologischer, ostasiatischer und orientalischer Texte.⁹⁹ Der österreichische Sinologe und Mongolist, Otto Johann Maenchen-Helfen, der als Sozialdemokrat 1938 in die USA emigrierte, reichte 1923 seine Dissertation bei Conrady ein ebenso wie Gustav Haloun. Letzterer legte eine Arbeit zur Siedlungsgeschichte altchinesischer Clans vor und gilt als einer der „großen Vertreter der ‚Leipziger Schule‘“. ¹⁰⁰ Er habilitierte sich in Prag 1926 und wirkte als Privatdozent in Prag, Halle und Göttingen, bevor er 1938 nach Cambridge ging.

Chinesische Promovenden Conradys waren Zheng Shoulin, der spätere Gründer der Deguo yanjiuhui in Peking, und der spätere Anglistik-Professor und Schriftsteller Lin Yutang.¹⁰¹ Auch der Musikwissenschaftler Xiao Youmei¹⁰² erwarb

⁹⁶ Schmitt, „August Conrady“, 80, und Erkes „Gabelentz und Conrady“, 459. Erich Haenisch bezeichnet diese Abhandlung als „mustergültig“ auf dem Gebiet der Turfanforschung. Haenisch, „Sinologie“, 266.

⁹⁷ Am 21. Juni 1917 wurde Eduard Erkes, der 1916 die Tochter Conradys, Anna Babette Conrady, geheiratet hatte, die *venia legendi* für Chinesisch verliehen. UAL, PA 445, Blatt 53f., 60f. und 65.

⁹⁸ Conrady promovierte und habilitierte Karlgren (1889–1978) bei seinem Besuch in Schweden im Mai 1915.

⁹⁹ Stresow, „Ein gelehrter Drucker und Verleger“, 16.10.1962, 1850.

¹⁰⁰ Gustav Haloun promovierte 1923 in Leipzig. 1938 emigrierte er nach Großbritannien, wo er im selben Jahr als Professor für Sinologie nach Cambridge berufen wurde und bei der Neuen Folge der *Asia Major* Mitherausgeber war. Schubert, „Das Ostasiatische Institut“, 412; Strauss und Röder (Hrsg.): *International Biographical Dictionary*, 454. Führer, „Vergessen und verloren“, 227f. und 231.

¹⁰¹ Der Schriftsteller und Mittler zwischen Ost und West, Lin Yutang, promovierte *Zur Altchinesischen Lautlehre* 1923 bei Conrady und Streitberg. Er war im Herbst 1921 nach Leipzig gekommen, wo er Chinesisch, Indogermanische Sprachwissenschaften und Englisch studierte. UAL, Phil. Fak., Prom. 1535. Seit 1923 war er Professor für Englische Philologie an der Universität Peking. Er wurde 1926 auf die schwarze Liste der radikalen Professoren gesetzt. Nach einem Zwischenspiel als Sekretär im Außenministerium der Wuhan-Regierung widmete er sich seit

1919 in Leipzig seinen Doktorgrad mit einer *Geschichtlichen Untersuchung über das chinesische Orchester bis zum 17. Jahrhundert*.

Der spätere Erziehungsminister Chinas, Präsident der Academia Sinica und Rektor der Peking-Universität, Cai Yuanpei, hatte von Wintersemester 1908/09 bis Wintersemester 1912/13 in Leipzig vor allem bei Karl Lamprecht, dessen Theorien zur Universität ihn wohl maßgeblich beeinflussten, und Wilhelm Wundt studiert.¹⁰³ Darüber hinaus besuchte er ein Seminar Conrads, den er bei der Bearbeitung der Loulan-Funde unterstützte.¹⁰⁴ Conrad war 1896 auch am Rigorosum des Sinologen Berthold Laufer¹⁰⁵ und der Promotion des Medizinhistorikers und Sinologen Dr. med. et phil. Franz Hübötter¹⁰⁶ im Jahr 1912 beteiligt.¹⁰⁷ Ebenso nahm er im Jahr 1896 auch an der Promotion des Buddhismusforschers Junjiro Takakusu über *Tsings Record of Religious Practics* als mündlicher Prüfer teil. Aufgrund seiner erst 1922 erfolgten Ernennung zum Ordinarius kann vermutet werden, dass er in manchen Fällen inoffizieller Betreuer mancher Promotion war. Als gesichert gelten können dagegen wieder die Promotion des Tomitsu Okasaki aus Tokio 1898 und die Habilitation des Indologen und Buddhismusexperten

1927 dem Schreiben. 1930 wurde Lin Cai Yuanpeis Englisch-Sekretär. Er gründete drei Zeitschriften, schrieb über 35 Bücher und wurde später Vorsitzender der Abteilung Kunst und Literatur bei der UNESCO. Müller, „Lin Yutang“, 7–47, und Harnisch, *Chinesische Studenten*, 253–255.

¹⁰² Xiao Youmei (Hsiao Yiu-mei Chopin, 1884–1940) studierte Pädagogik, Musikwissenschaft und Komposition. Seine Dissertation wurde 1919 abgeschlossen. Er ging dann nach Berlin, wo er seit 1916 in der Musikwissenschaft immatrikuliert war. 1920 wurde er von Cai Yuanpei an die Beijing Daxue berufen, um 1925 zum Gründungsdekan der Musikabteilung und stellvertretenden Rektor aufzusteigen. Ab 1927 baute er die erste chinesische Musikhochschule (Shanghai guoli yinyue zhuanke xue xiao) auf und leitete diese bis 1940. Gernet, *Welt*, 521, Harnisch, *Chinesische Studenten*, 170–172, und UAL, Phil. Fak., Prom. 2078.

¹⁰³ Laut persönlichem Gespräch mit Dr. Matthias Midell, Universität Leipzig, und Cai Leiluo am 2. Dezember 2004 in Leipzig.

¹⁰⁴ Felber, „Cai Yuanpei (1866–1940)“.

¹⁰⁵ Berthold Laufer promovierte 1897 in Leipzig mit der Edition eine tibetischen Textes. 1898/89 und 1901–1904 führte er Forschungsreisen in das Amurgebiet und in China durch. Er wirkte seit 1908 als „Assistant Curator of Asiatic Ethnology“, dann ab 1915 als „Curator of Anthropology“ am Fields-Museum in Chicago. Vgl. UAL, 4803, Blatt 5, Erkes und Schindler, „Zur Geschichte der europäischen Sinologie“, 115, und *DBE* 6, 268; Franke, *Sinologie*, 8–12, und Kaden, „Lehre und Forschung zur chinesischen Sprache“.

¹⁰⁶ Franz Hübötter hatte bei Grube Chinesisch und Mandschurisch studiert. 1912 promovierte er über das *Chan-kuo-ts'e* in Leipzig, 1914 habilitierte er sich in Berlin für Medizingeschichte und beschäftigte sich mit orientalischen und asiatischen Sprachen. Nach dem Krieg war er vier Jahre als Arzt in Japan tätig, ab 1925 in China. 1951 wurde er dort zum Tode verurteilt und nach seiner Begnadigung 1953 nach Deutschland repatriiert, wo er chinesische Heilmethoden praktizierte. Neben seiner Tätigkeit als Honorarprofessor der Freien Universität Berlin forschte er zur chinesischen Medizingeschichte. Jutta Rall, „Franz Hübötter“, in: *NDB* 9, 447; Gimm, „Franz Hübötter (1881–1967) in memoriam“, und Schubert, „Das Ostasiatische Institut“, 411.

¹⁰⁷ Franke, *Sinologie*, 8–12, und Kaden, „Lehre und Forschung“, 31–40.

Friedrich Weller bei Conrady im Jahr 1922 nach seiner 1914 erfolgten Promotion in Leipzig.¹⁰⁸ Conrady hatte bis zu seiner Berufung 29 Dissertationen ange-regt.¹⁰⁹ Anhand der genannten Personen werden Ausschnitte der wissenschaftli-chen und persönlichen Verbindungen der internationalen wie nationalen Ost-asienwissenschaftler mit Leipzigs Sinologie deutlich.

Seit etwa 1911 begann sich die „Leipziger Schule“ um den „gründliche[n], be-dächtige[n] Linguist[en]“¹¹⁰ Conrady herauszubilden. Ihr gehörte nicht nur Edu-ard Erkes an sondern auch der spätere Sanskrit-Ordinarius in Leipzig, Friedrich Weller, sowie der Sinologe Bruno Schindler,¹¹¹ die beide zusammen die Zeit-schrift *Asia Major* herausgeben sollten. Zu ihr zählten auch der polnische Sinolo-ge Bogdan Richter und der Japanologe André Wedemeyer. Sie wurde später um den Tibetologen Johannes Schubert¹¹² und den späteren Professor für Sinologie

¹⁰⁸ UAL, Phil. Fak. B 128c, und Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 456.

¹⁰⁹ UAL, PA 384, Aufnahme 132.

¹¹⁰ Merkel, „Deutsche Chinaforscher (1952)“, 264.

¹¹¹ Bruno Schindler, Sinologe und Verleger, studierte in Berlin und Breslau, um von 1907–1910 in England sein Studium fortzuführen. 1910–1912 studierte er bei Conrady und war von 1912–1914 in China. Er promovierte 1919 bei Conrady über *Das Priestertum im alten China*. Um die Dissertation zu drucken, ordnete er die Abteilung der Spammerschen Druckerei für chinesischen Satz. Er setzte seine Arbeit selbst und gründete 1923 die Zeitschrift *Asia Major*. Er musste nach 1933 aufgrund seiner jüdischen Abstammung nach Großbritannien emigrieren, wo er ab 1949 die neue Folge der *Asia Major* herausgab. 1939 übernahm er die Verlagsleitung von Lund Humphries, London, wo er u. a. Grammatiken und Wörterbücher für orientalische und fernöstliche Sprachen herausgab. Stresow, „Ein gelehrter Drucker“; Strauss und Röder (Hrsg.), *Euro-pean Emigrées*, 1032; Demiéville, „Bruno Schindler (1882–1964)“.

¹¹² Johannes Schubert promovierte 1928 in Berlin zur tibetischen Nationalgrammatik. Ab 1930 war er als Bibliotheksrat an der Universitätsbibliothek Leipzig tätig, 1934–1945 hatte er einen Uni-versitätslehrauftrag für Tibetisch und Mongolisch. Seit 1937 war er Mitglied der NSDAP und wurde 1942 als „zuverlässiger Arbeiter“, der sich uneingeschränkt zur NS-Weltanschauung be-kenne, eingeschätzt. Ab 1942 war er für die Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Ahnenerbe e. V.“ bzw. deren Abteilung Innerasien, das „Sven-Hedin-Institut“, das allerdings als „hohler Zahn im Maul des Tigers Himmler“ galt, als externer ehrenamtlicher Mitarbeiter u. a. bei der Aufarbeitung der Tibetexpeditionen tätig. Versuche Ernst Schäfers und Bruno Begers, ihn als vollen Mitarbeiter zu gewinnen, scheiterten an der Freistellung durch den Direktor der Uni-versitätsbibliothek. Auch der Versuch Schuberts, als Sonderführer der Waffen-SS zum Ahnenerbe abgestellt zu werden, wurde durch seinen Musterungsbefund vereitelt. Laut seiner PA scheiterte die „Annahme einer Fachposition in Verbindung mit einer neuzuschaffenden Professur an der Universität München“, da er nicht vom Bibliotheksdienst befreit wurde. Außer dem Hinweis auf die ihm 1942 angetragene Stelle in München, wo das von der Universität München mitgetra-gene „Sven-Hedin-Institut“ saß, finden sich in der PA keine Hinweise. Der bei Greve angeführte Artikel „Tal der Götter und Dämonen“, der 1943 in der *Weltwacht der Deutschen. Zeitung für das Deutschtum der Erde* (Dresden) veröffentlicht wurde, fehlt in der Nachkriegsliste seiner Arbeiten. Nach 1945 war er in der Bibliothek tätig, 1950 wurde er, nach mehreren Vorstößen Erkes', mit einem Lehrauftrag für Tibetisch betraut, 1952 zum Professor mit Lehrauftrag, 1955 zum Professor mit vollem Lehrauftrag, 1960 zum Professor mit Lehrstuhl für Tibetologie er-

in Cambridge, Gustav Haloun, erweitert. Erkes rechnet auch den als Übersetzer von Qu Yuan bekannt gewordenen Steyler Missionar Biallas¹¹³ zur Schule der Leipziger Sinologen um August Conrady.¹¹⁴ Conrady war damit laut Hertel „der einzige deutsche Sinologe, der eine größere Schule geschaffen hat“.¹¹⁵ Pelliot sieht Conradys neuen Ansatz in der deutschen Sinologie so: „Au lieu de se borner, comme on l’avait fait souvent avant lui, à paraphraser purement et simplement les commentaires chinois traditionnels, il abordait les textes avec un esprit très tourné vers la sociologie et l’histoire des religions, et il fait école à ce point de vue. Pendant que la sinologie allemande piétinait à Berlin sous la direction de De Groot ... Conrady réunissait autour de lui à Leipzig des disciples qui sont pénétrés de ses méthodes.“¹¹⁶

Doch gerade aus Berlin und vor allem aus Hamburg, in denen unter De Groot bzw. Franke andere Schwerpunkte gesetzt wurden, kam Kritik an der „Leipziger Schule“. Sie war unter deutschen Sinologen umstritten, ihr bedeutendster Gegner war Otto Franke, der weit stärker auf das moderne China ausgerichtet war und weder englischsprachige Aufsätze in der *Asia Major* noch Ausländer wie Bernhard Karlgren, einen der bedeutendsten damaligen Sinologen, auf deutschen Lehrstühlen sehen wollte.¹¹⁷

Besonders an der Person des Schwiegersohns Conradys, Eduard Erkes, entzündete sich Kritik: Sein Beitritt zur SPD 1919 und die Verfechtung seiner sozialistischen und atheistischen Weltanschauung in Zeitungsartikeln¹¹⁸ stieß auf wenig Gegenliebe im nach wie vor eher national-konservativen akademischen Milieu. Berthold Laufer, der selbst in Leipzig promoviert hatte, schrieb 1919: „Conrady got stuck in a swamp and suffers from the incurable disease of super-

nannt. 1970 erhielt er die Verdienstmedaille der DDR. Vgl. UAL, PA 1112, Blatt 1, 34, 148, 196; BArch Berlin, R 135/27, R 135/44, R 135/46, R 135/49, R 135/52; Walravens, „Briefwechsel“. [o. V.], „Bericht an das Reichsministerium für Wissenschaft“, 102, Greve, „Tibetforschung“, 179–199.

¹¹³ Pater Franz Xaver Biallas wirkte bis 1936 an der Katholischen Universität in Peking, wo er 1934 die *Monumenta Serica* gründete. Jäger, „Der gegenwärtige Stand der Sinologie in“, 130.

¹¹⁴ Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 459.

¹¹⁵ Hertel, „Nekrolog“, 14*.

¹¹⁶ Pelliot, „Nécrologie“, 130.

¹¹⁷ UAL, PA 525, Aufnahme 184f. und 187f. Franke, „Rezension zur *Asia Major*“.

¹¹⁸ Erkes diskreditierte sich in den Augen vieler konservativer Sinologen durch einen Artikel in der *Rheinischen Zeitung* 1919, in der er einen Vergleich zwischen der Bestrafung des Boxeraufstandes in China und dem seiner Meinung nach zu laschen Umgang mit dem abgedankten Kaiser und anderen „Verantwortlichen“ des Ersten Weltkrieges in Deutschland zog und damit deren Verurteilung befürwortete. Da der Artikel im besetzten Rheinland erschien, reichten die Vorwürfe bis hin zu Hoch- und Landesverrat. Vgl. *Rheinische Zeitung*, 24. März 1919, bzw. *Deutsche Zeitung*, 30. Mai 1919.

Lamprechtism.“¹¹⁹ Selbst in Chicago bemerkte er den „civil war in sinology“ und hielt Erkes für einen „shrewd speculator and climber“, da er über seinen Schwiegervater eine Stelle im Leipziger Völkerkundemuseum erhalten habe.¹²⁰ Der österreichische Sinologe Erwin Ritter von Zach äußerte sich zu Arbeiten der Conrady-Schule noch heftiger, zudem geriet der selbst in diverse Debatten verstrickte Zach ab Mitte der 1930er in eine wissenschaftliche Kontroverse mit Erkes.¹²¹ Inwieweit die Differenzen um die „Leipziger Schule“ bzw. vor allem um Eduard Erkes auf persönliche Animositäten, unterschiedlichen politischen Meinungen, auf Konkurrenzverhalten oder auf inhaltlichen Fragen beruhen, wäre in inhaltlichen Vergleichen der Arbeiten der einzelnen Sinologen noch weiter zu klären. Vermutlich handelt es sich jedoch um eine Mischung aus allen genannten Gründen.

Die Vertreter der „Leipziger Schule“ veröffentlichten vor allem in der ab 1923 von Conradys Schüler, Bruno Schindler, herausgegebenen *Asia Major*, die sich zu einer der wichtigsten sinologischen Fachzeitschriften im deutschen Sprachgebiet entwickelte. Daran beteiligt waren die Leipziger Professoren Fischer und Conrady und aus Berlin die Professoren F. W. K. Müller¹²² und Le Coq.¹²³

Die Gründung des Ostasiatischen Seminars der Universität Leipzig 1913/1914

Das Interesse für fremde Kulturkreise wie Ostasien wurde an der Universität Leipzig wesentlich durch den Historiker Karl Lamprecht¹²⁴ befördert, der die

¹¹⁹ Brief Laufers vom 12. August 1919 an Herbert Müller in Berlin, in: Walravens, *Kleinere Schriften*, 389.

¹²⁰ Brief Laufers vom 12. August 1919 an Herbert Müller in Berlin, *ibid.*

¹²¹ Führer, „Vergessen und verloren“, 171f., 162f. und 169f.

¹²² Vgl. Anm. 108; Der Direktor des Berliner Völkerkundemuseums und Experte für Turfanforschung, Friedrich Wilhelm Karl Müller, förderte die *Asia Major* besonders. Walravens, *Asia Major*, 6, und *id.*, „Müller, Friedrich Wilhelm Karl“, *NDB* 18, 382.

¹²³ Der Ethnologe Albert Le Coq bereitete sich auf eine kaufmännische Laufbahn vor. Parallel dazu studierte er Medizin. 1900 wurde er Volontär am Berliner Völkerkundemuseum. Er lernte Arabisch, Türkisch, Persisch und Sanskrit und nahm an drei Turfan-Expeditionen zwischen 1904–1914 teil. Seit 1914 war er Kustos, seit 1923 Direktor der Indischen Abteilung am Museum für Völkerkunde in Berlin. Seine Hauptwerke beschäftigen sich mit den Ergebnissen der Expeditionen, mit Ostturkestan, der buddhistischen Spätantike in Mittelasien und der Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens. Vgl. *DBE* 6, 283. *SächsHStA*, 10273/29, Blatt 12.

¹²⁴ Karl Lamprecht wurde 1891 auf den Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte in Leipzig berufen und versuchte, die Grundlagen der Geisteswissenschaften angesichts der Herausforderung durch die Naturwissenschaften mit der an die Psychologie angelehnte These von historischen Regelmäßigkeiten, die er als „sozialpsychische Gesetzmäßigkeiten“ und als „Formen kultureller Vergesellschaftung“ beschrieb, zu überwinden. Seine Auffassung von Kulturgeschichte umfasste die Totalität der Erscheinungen in sozialer, wirtschaftlicher, politischer und

Institutionalisierung der Ostasienwissenschaften als eigenes Seminar befürwortete.¹²⁵ Sein besonderes Interesse galt neben den britischen Kolonialkulturen den Kulturen Ostasiens, was unter anderem in den Bemühungen zum Ausbau der Institutsbibliothek mit entsprechenden Beständen und der zeitweiligen Beschäftigung eines japanischen Assistenten zum Ausdruck kam. Seit dem Wintersemester 1903/04 behandelte Lamprecht die Verfassungs-, Kultur- und Sozialgeschichte Japans im Vergleich mit den Entwicklungen in Europa. 1906 wurde eine Ostasiatische Abteilung an seinem Seminar für Kultur- und Universalgeschichte eingerichtet, die zuerst ihren Schwerpunkt in japanischer Geschichtsforschung hatte und ab 1909 in die chinesische und koreanische Richtung erweitert wurde.¹²⁶

Lamprecht war an einem Bestand ostasiatischer Literatur interessiert und hatte die Mittel, um 1907 mit dem C. F. Amelangs Verlag, Leipzig, einen Vertrag zu ihrem Erwerb abzuschließen: Der Verlag stellte Prof. Florenz, dem Schüler Gabelentz' in Tokio, „M 6000.– zu Bücherankäufen aus der chinesischen, japanischen, koreanischen, anamitischen und siamesischen Literatur über Geschichte und Kulturgeschichte, insbesondere zum Ankauf von Quellenwerken zur politischen, sozialen und Verfassungsgeschichte sowie zur Kunst und Literatur zur Verfügung.“¹²⁷ Im Seminar konnten die Bücher dann als Depot benutzt werden. Sollte die Zahlung des verzinnten Kaufpreises nicht bis zum 1. Juli 1914 erfolgen, so wäre Amelang berechtigt gewesen, das Depot aufzuheben. Durch Gründung des Ostasiatischen Seminars 1914 ging das Depot in den Besitz des Ostasiatischen Seminars über. Es umfasste am 25. Mai 1914 433 Bände „europäischer Art“, davon 216 in ostasiatischen Sprachen, und 420 Bände „ostasiatischer Art“.¹²⁸ André Wedemeyer, gab dazu an: „es handelt sich zum großen Teil um wertvolle und wertvollste Werke; viele [...] dürften sich nicht ohne weiteres wieder beschaffen lassen.“¹²⁹

Ein zweite, wichtige Erweiterung der Bibliotheksbestände des Ostasiatischen Seminars war ebenfalls Karl Lamprecht zu verdanken: Am 30. September 1908 schrieb er an das Dresdner Ministerium wegen der Überlassung der Kaiserlichen

geistiger Hinsicht. Um seine *Deutsche Geschichte* entzündete sich 1893 der „Methodenstreit“. Während er im Ausland hohe Anerkennung fand, stand er hier zunehmend in der Isolation. Er hat die Institutionalisierung landesgeschichtlicher Forschung wie die allgemeine Geschichtsforschung durch die Gründung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte und die Gründung der „Versammlung Deutscher Historiker“ vorangetrieben. Vgl. *DBE* 6, 211f., und Meyers enzyklopädisches Lexikon, Bd. 14, Art. „Lamprecht“, 580.

¹²⁵ S. a. Schütte, *Asienwissenschaften*, 78–91, bzw. Goch, „Gesellschaft und Auslandswissenschaft“, 103–105.

¹²⁶ Wedemeyer, „Die ostasiatischen Studien in Leipzig“, 432f.

¹²⁷ SächsHStA, 10230/21, Blatt 221a, 222a.

¹²⁸ Dabei war vermutlich die sich aus den unterschiedlichen Leserichtungen bzw. Drucktechniken und -formaten ergebende Buchbindung östlicher bzw. westlicher Werke gemeint.

¹²⁹ SächsHStA, 10230/21, Blatt 223a.

Enzyklopädie durch die deutsche Gesandtschaft in Peking.¹³⁰ Er hatte sich bereits am 29. Juni 1908 an den Gesandten mit der Bitte gewandt. Doch da nun auch die Bibliothek in Berlin ähnliche Wünsche anmelde, bat er, zugunsten Leipzigs beim Reichskanzler zu intervenieren.¹³¹ Dies hatte Erfolg, denn am 16. Dezember 1908 berichtete der Gesandte dem Reichskanzler: „Das am 25. August [...] von der chinesischen Regierung zur Verfügung gestellte Werk ist die große Ausgabe der Enzyklopädie *Tu shu chi chêng*. Euer Durchlaucht Weisung entsprechend lasse ich es, [...] an das Universitätsseminar für Kultur- und Universalgeschichte in Leipzig absenden.“¹³² Lamprecht hatte nur die kleine Ausgabe der Enzyklopädie im Wert von 1.000 Mark erwartet, tatsächlich bekam er die große Ausgabe mit 5.044 Bänden im Wert von 6.000 Mark.¹³³

Am 15. Mai 1909 fand die Eröffnung des außerfakultären Instituts für Kultur- und Universalgeschichte statt. Es war im Haus zum „Goldenen Bären“, Universitätsstraße 11, untergebracht. Im 2. Stock befand sich die Bibliothek zur ostasiatischen, vornehmlich japanischen Geschichte.¹³⁴ Damit gab es das ostasiatische Zimmer des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte und die Grubestiftung¹³⁵ als ‚Grubezimmer‘ an der Universitätsbibliothek, um die ostasiatischen Wissenschaften zu betreiben. Diesem „Notbehelf“¹³⁶ konnte erst mit der Gründung des Ostasiatischen Seminars 1914 Abhilfe geschaffen werden: Die Universitätsbibliothek erlaubte Ende 1913 die teilweise Überlassung der Grube-Bestände unter der Bedingung einer separaten Aufstellung an das neue Ostasiatische Seminar. Zusätzlich wurde die Bibliothek der Ostasiatischen Abteilung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte mit über 8.000 Bänden vollständig als Depot überlassen, sowie 8.000 Kunstblätter aus chinesischen und japanischen Publikationen als Leihgabe Oskar Münsterbergs. Damit umfasste die Bibliothek 1914 etwa

¹³⁰ Vermutlich handelt es sich um das *Gujin tushu jicheng* (Vollständige Sammlung von Illustrationen und Schriften aus alter und neuer Zeit), eine riesige, 1725 vollendete, illustrierte Enzyklopädie der Kangxi-Ära (1662–1723), die knapp 10 Millionen Schriftzeichen und 800.000 Seiten umfasst. Vgl. Schmidt-Glintzer, *Geschichte*, 312, 318, 450.

¹³¹ SächsHStA, 10230/21, Blatt 14a.

¹³² Ibid., Blatt 24a.

¹³³ Ibid., Blatt 26a, 102. Nach Auskunft von Dr. Jansen vom 28. Dezember 2001 liegt die Enzyklopädie in der Bibliothek der Universität Leipzig nur in einer Ausgabe des Jahres 1934 vor. D. h., dass die von Lamprecht akquirierte Ausgabe im Krieg verloren ging oder dass sie doch nach Berlin abgegeben wurde.

¹³⁴ SächsHStA, 10230/21, Blatt 52.

¹³⁵ Bei ihr handelte es sich um die Bibliothek des 1908 verstorbenen Prof. Dr. Wilhelm Grube. Nach einem noch vorhandenen, lückenhaften Kartenkatalog umfasste sie etwa 800 Titel in westlichen Sprachen, ca. 300 Sinica sowie etwa 180 japanische, mandschurische, mongolische, tibetische oder zweisprachige Werke. Ein Teil der Bibliothek ist im Krieg verloren gegangen, weshalb bei Jansen lediglich sechs Titel aufgenommen werden konnten. Vgl. Jansen, *China-Literatur*.

¹³⁶ SächsHStA, 10230/24, Blatt 2a.

10.000 ostasiatische und 2.100 europäische Bände, die erwähnten Kunstblätter und über 600 Broschüren, Sonderdrucke u. ä. Damit gehörte sie im Bereich der japanischen Quellenwerke zu den am besten ausgestatteten in Europa und der außerjapanischen Welt.¹³⁷

Das Ostasiatische Seminar wurde mit der Unterstützung Karl Lamprechts gegründet: Am 14. März 1913 beantragte Conrady ein eigenständiges Seminar, welches im ersten Stock der Universitätsstraße 13 eingerichtet werden sollte.¹³⁸ Am 28. Mai 1914 gründete das Ministerium offiziell das Ostasiatische Seminar, ernannte Conrady zu dessen Direktor und genehmigte die Assistentenstelle André Wedemeyers ab dem 1. Juni 1914.¹³⁹ Daher kann von einer wesentlichen Förderung Conradys durch Lamprecht wie auch von einer Beeinflussung durch dessen universalgeschichtliche und kulturgeschichtliche Ansätze ausgegangen werden.

Vor Gründung des Ostasiatischen Seminars 1914 sind keine eigenen Räumlichkeiten der Sinologen innerhalb der Philosophischen Fakultät überliefert, viele Lehrveranstaltungen fanden wohl in kleinem Kreis, „privatissime“, statt bzw. es stand den Hochschullehrern neben den Vorlesungsräumen der Universität kein eigener Raum zu, so dass sie die Amtsgeschäfte von zu Hause aus erledigten. Auch die frühen sinologischen Bestände der Universität Leipzig sind durch fehlende Aufzeichnungen und die Kriegszerstörungen kaum zu ermitteln.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember 1943 wurden das Ostasiatische Seminar und die Bibliothek von 20.000 Bänden in der Universitätsstraße 13 durch Bombenangriffe vernichtet. Trotz schwerer Kriegsverluste beinhalten die Bestände der Universitätsbibliothek Leipzig heute noch Rara aus dem 16. Jahrhundert (8 Titel),

¹³⁷ Wedemeyer, „Die ostasiatischen Studien“, 433f.

¹³⁸ „Herr Geheimrat Lamprecht hat in richtiger Erkenntnis dessen, was den hiesigen sinologischen Studien nottut, [...] nicht nur einen Raum zur Verfügung gestellt, dessen Ausmessungen [...] den Anforderungen [...] der Teilnehmerzahl und der Bibliothek genügen, sondern ist zugleich bereit, auch den ostasiatischen Teil der Bibliothek seines Institutes als Depot zu überweisen.“ SächsHStA, 10230/24, Blatt 2b und 3a, 181a.

¹³⁹ Der wiederholte Einsatz Conradys für seinen Assistenten ist bei der inhaltlichen Breite der Professur verständlich und führte zur festen Etablierung der Stelle: Am 16. April 1921 genehmigte das Ministerium, dass Oberassistent Wedemeyer die Stelle zunächst bis zum 31. März 1923 behalten solle. Dies war mit der Auflage verbunden, dass er bis dahin seine Habilitation vollziehe. Vgl. SächsHStA, 10230/24, Blatt 35a und 36a. Wedemeyer habilitierte sich jedoch als Privatdozent für Japanologie mit dem ersten Teil seiner Arbeit *Japanische Frühgeschichte* aufgrund der durch die Inflation gestiegenen Druckkosten erst am 9. Mai 1924, konnte die Stelle aber behalten. Die Habilschrift reichte er am 5. Juli 1923 ein. Wie er 1946 berichtete, fand seine Absicht, sich für ostasiatische Geschichte zu habilitieren, „keine Unterstützung“. 1933 schrieb er, dass Lamprecht und Conrady ihm empfohlen hätten, sich auf eine Habilitation in der Japanologie vorzubereiten, wo sie ihn bei der entsprechenden Professur unterstützen wollten. 1931 wurde er zum Extraordinarius der Japanologie berufen, 1934 zum Extraordinarius der ostasiatischen Philologie. Wedemeyer, *Japanische Frühgeschichte*. Vgl. UAL, PA 78, Blatt 2, 18, 21, 23, 44, 45, 80, 154 und 70. Vgl. SächsHStA, 10230/24., Blatt 14.

17. Jahrhundert (52 Titel) und 18. Jahrhundert (58 Titel). Die selbständig erschienene westlichsprachige Literatur zu China umfasst insgesamt 2495 Titel; selbständig erschienene Sinica und Schriften zu China in japanischer Sprache bis zum Erscheinungsjahr 1939 belaufen sich auf 1690 Titel.¹⁴⁰

Kurzer Ausblick auf die weitere Entwicklung des Ostasiatischen Seminars von 1914 bis 1947

Die Ernennung Conradys zum Ordinarius an der Universität Leipzig sollte sich bis 1922 hinziehen. Die Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Sinologie spiegelten sich auch in den Berufungsverhandlungen wider. Schließlich wurde Conrady am 8. August 1922 als Wunschkandidat der Fakultät an oberster Stelle platziert, dahinter mit beträchtlichem Abstand Alfred Forke, Professor am SOS in Berlin und Erich Haenisch, Extraordinarius für Sinologie und uralaltaische Sprachen an der Universität in Berlin.¹⁴¹ Am 15. September 1922 teilte das Kultusministerium der Fakultät mit, dass es den planmäßigen Extraordinarius August Conrady zum Ordinarius für ostasiatische Sprachen ernannt habe.¹⁴² Doch es behielt sich dabei vor, den Lehrstuhl bei Erledigung wieder zum Extraordinariat zu degradieren.¹⁴³ Die Abwertung Rückstufung erfolgte nach 1932 nach dem Weggang von Haenisch aus finanziellen Gründen. In der Zeit seines Wirkens als Ordinarius für ostasiatische Sprachen bot Conrady neben dem Schwerpunkt auf der Erarbeitung klassischer chinesischer Texte auch Übungen zur altchinesischen Mythologie, Paläographie, altchinesischen Kulturgeschichte, Kunstgeschichte und Wirtschaftsgeschichte der Zhou-Zeit an. Neben Conradys Veranstaltungen führte auch Erkes seit 1917 Seminare und Vorlesungen vor allem zu klassischen daoistischen und konfuzianischen Texten, aber auch zur ostasiatischen Kultur oder chinesischen Kunst durch. Daneben bot Friedrich Weller seit dem Wintersemester 1922/23 Veranstaltungen zur chinesischen buddhistischen Literatur an. André Wedemeyer bot seit dem Wintersemester 1924/25 japanologische Themen an, so dass ein breites Lehrangebot gegeben war.¹⁴⁴

Conrady war besonders die Erforschung der chinesischen Kulturgeschichte wichtig. Doch hat er auch „durch die Entdeckung, daß die [...] Phonetika der chinesi-

¹⁴⁰ Thomas Jansen erfasste in einer Forschungsarbeit der letzten Jahre diese Bestände. Vgl. Jansen, *China-Literatur*.

¹⁴¹ UAL, PA 384, Aufnahme 132f., 140 und 144.

¹⁴² 1922 erfolgte auch Conradys Ernennung zum Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.

¹⁴³ UAL, PA 384, Aufnahme 150f.

¹⁴⁴ [o. V.], *Verzeichnis der Vorlesungen*, 17–20.

schen Schrift zugleich sinnangebende Bestandteile sind, [...] in der chinesischen Paläographie [...] eines der wichtigsten Hilfsmittel der kulturgeschichtlichen Forschung erschlossen“.¹⁴⁵ Die Heranziehung der vergleichenden Ethnologie zur Erkenntnis der altchinesischen Kultur und Gedankenwelt habe Erkes zufolge zu wichtigen Ergebnissen und dem Nachweis der kulturellen „Autochthonie“ Chinas, des altchinesischen Mutterrechts und des Totemismus geführt.¹⁴⁶

Bereits am 4. Juni 1925 verstarb August Conrady. Das Ministerium beauftragte am 27. Juni 1925 Johannes Hertel¹⁴⁷ als stellvertretenden Direktor des Seminars, die Geschäfte zu führen, bis ein Nachfolger ernannt werde.¹⁴⁸

Laut Hertel war Conrady ein „Pionier“ und „eine ausgesprochene Forschernatur“. Diese „innere Notwendigkeit, die im Stoffe liegt [...], führte ihn von einem Kulturgebiet aufs andere, ließen ihn neue Pfade durchs anscheinend undurchdringliche Dickicht bahnen und [...] wissenschaftliches Neuland gewinnen, welches dem Blicke des Sprachforschers, des Philologen und des Historikers Ausblicke von ungewöhnlicher Weite eröffnete.“¹⁴⁹ Diese Breite an Forschungsinteressen findet sich in den hinterlassenen Manuskripten Conradys, die Schindler 1926 in der *Asia Major* zusammenstellte, wieder. Dabei wurden 390 Manuskripte aufgezählt, 59 zur Sprachwissenschaft (davon die Hälfte zu sinologischen Fragen), 69 zur chinesischen Grammatik, 88 zur chinesischen Literaturgeschichte, 16 zur Paläographie der chinesischen Schrift, 39 zur Religionsgeschichte, 14 zur Kunstgeschichte und 105 zur Geschichte und Kulturgeschichte. Auch die religions-, kunst- und kulturhistorischen sowie die historischen Arbeiten Conradys beschäftigten sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit sinologischen Fragestellungen.¹⁵⁰

Mit der Herausgabe der nachgelassenen Schriften wurden Erkes und Schindler beauftragt. Es konnte zunächst nur die Antrittsvorlesung vor der Sächsischen Akademie über „Alte westöstliche Kulturwörter“ am 15. Juli 1925 veröffentlicht werden. Diese Schrift zeige „alles Charakteristische des Conradyschen Geistes: seine kühne ideenreiche Problematik, die immer originell und anregend wirkt, aber in der Kühnheit ihrer Hypothesen weiter geht, als der gegenwärtige Stand des wissenschaftlich Gesicherten gestattet.“¹⁵¹ Im Jahr 1931 erschien die Übersetzung des *Tianwen* von Qu Yuan, an dem Conrady jahrzehntelang gearbeitet hat-

¹⁴⁵ Erkes, „August Conrady †“, 146.

¹⁴⁶ Ibid.

¹⁴⁷ Der Indologe und Iranist Johannes Hertel (1872–1955) promovierte 1897 in Leipzig. Im Jahr 1919 wurde er dort als Professor berufen. Vgl. DBE 4, 648, und Weller, „Johannes Hertel“.

¹⁴⁸ UAL, Phil. Fak. B1/14 28 Bd. 1, Aufnahme 10f.

¹⁴⁹ Hertel, „Nekrolog“, 8*.

¹⁵⁰ Schindler, „Der Wissenschaftliche Nachlaß August Conradys“.

¹⁵¹ Schmitt, „August Conrady“, 81.

te, als Supplementband der *Asia Major*, die Erkes beendete, um sie nach seiner Chinareise 1931/32 noch mal neu zu bearbeiten.¹⁵² Aus Conradys Nachlass erschienen in der *Asia Major* ansonsten nur noch die *Yih-King Studien*, einige Arbeiten zu Partikeln des vorklassischen Chinesisch, eine Vorlesung zu Laozi¹⁵³ und die Materialien Conradys als Anhang zu Kellings Werk über das chinesische Haus. Vermutlich konnte Erkes als Schwiegersohn noch einige Arbeiten Conradys auswerten, besonders scheinen ihn die Arbeiten an einem Paläographischen Wörterbuch des Chinesischen inspiriert zu haben.¹⁵⁴ Da Schindler bei seiner Emigration den Nachlass Conradys mit nach London nahm, der dann bei einem Luftangriff zerstört wurde, verblieb nur ein sehr kleiner Teil in Leipzig. Er befindet sich im Universitätsarchiv Leipzig, im Nachlass Conrady/Erkes. Erkes spricht von einem „Unstern“,¹⁵⁵ der über Conradys Nachlass waltete, da er zu seinen Lebzeiten nur wenig veröffentlichte und den meisten Arbeiten des Gelehrten damit die Diskussion durch die Wissenschaft verwehrt blieb. Weil seine wenigen Publikationen diskutierenswerte neue Thesen und wichtige Ergebnisse vor allem zur Sprachforschung, zur chinesischen Geschichte und Kultur- und Religionsgeschichte brachten, lässt sich der Verlust, den die Leipziger sinologische Schule und die Sinologie an sich durch die Nichtveröffentlichung seiner Manuskripte erlitten hat, nur erahnen.

Nach dem Tod Conradys im Jahr 1925 wurde anstelle von Schülern Conradys der weltanschaulich konservativere Hochschullehrer Erich Haenisch als Ordinarius berufen. Er machte sich besonders um den Ausbau der Bibliothek und die Etablierung von chinesischen Lektoren verdient, wechselte aber bereits 1932 nach Berlin. Ein Jahr später entzog das NS-Regime dem Schwiegersohn und Schüler Conradys, Eduard Erkes, die *venia legendi* aufgrund seiner politischen Überzeugung. 1934 wurde der Historiker und Japanologe André Wedemeyer zum Extraordinarius für ostasiatische Philologie und Direktor des Seminars ernannt. Er leitete das Seminar trotz seines hohen Alters über die Kriegszeit hinaus, bis 1947 Eduard Erkes die Leitung des Seminars als Professor mit vollem Lehrauftrag übernahm.

¹⁵² Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 461. August Conrady, „Das älteste Dokument zur chinesischen Kunstgeschichte. T'ien-wen, die ‚Himmelsfragen‘ des K'üh Yüan“, Eduard Erkes, (Hrsg.), in: *Asia Major* 7 (1931), bzw. id., „Zu Ch'ü Yüan's T'ien-wen. Ergänzungen und Berichtigungen zu Conrady-Erkes. Das älteste Dokument zur chinesischen Kunstgeschichte“, in: *Monumenta Serica* 18 (1941), 273–339.

¹⁵³ A. Conrady, „Yih-King-Studien“, in: *Asia Major* 7 (1931), 409–468. Id.: „Über einige altchinesische Hilfwörter“, 1. Teil, in: *Asia Major* 3 (1926), 491–525. Id.: „Über einige altchinesische Hilfwörter“, 2. Teil, in: *Asia Major* 8 (1932), 510–518. Id.: „Zu Lao-tze, Cap. 6“, in: *Asia Major* 7 (1931), 150–156.

¹⁵⁴ Erkes, „Gabelentz und Conrady“, 462f.

¹⁵⁵ Ibid., 461f.

Bibliographie

ADB = *Allgemeine deutsche Biographie*, hrsg. von der Historischen Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig [et al.] 1875–1912.

Beyer, Lothar: „Vater der peruanischen Archäologie. Max Uhle promovierte in Leipzig“, in: *Universität Leipzig* (2003), H. 1, 35–36.

Brockhaus, Hermann: *Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa, Fragmente aus dem Kathâ Sarit Sâgara des Somadeva*. Sanskrit und Deutsch. Leipzig 1835.

Brockhaus, H.: „Vorschläge zu zweckmässiger Einrichtung eines chinesischen Wörterbuches“, in: *ZDMG* 6 (1852), 532–535.

Conrady, August: „Georg von der Gabelentz. (Nachruf)“, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, München, Nr. 361, Beilage Nr. 303, 30.12.1893, 1–5.

– Id.: „Acht Monate in Peking. Eindrücke und Studien aus der Zeit nach den chinesischen Wirren“, in: Hugo Grothe (Hrsg.): *Der Orient. Vorträge und Abhandlungen zur Geographie und Kulturgeschichte der Länder des Ostens*. H. 1, Halle 1905, 1–14.

DBE = *Deutsche biographische Enzyklopädie*, hrsg. von Walther Killy. München 1995–2003.

Demiéville, Paul: „Bruno Schindler (1882–1964)“, in: *T'oung Pao* 2/3 (1964), 262.

Dobrucky, Theodor: „550 Jahre von der Gabelentz im Altenburger Land: 1388–1938“, in: *Altenburger Heimatblätter*, Beilage der Altenburger Zeitung, 15.11.1938, 89–91.

– [Id.]: *Über ein halbes Jahrtausend auf angestammter Scholle. Geschichte der Herren von der Gabelentz auf Poschwitz 1388–1938*. Leipzig [1938].

Erkes, Eduard: „August Conrady †“, in: *Artibus Asiae* 2 (1925), 145–147.

– Id.: „August Conrady zu seinem 90. Geburtstag“, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig*, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 4 (1954/55), H. 1/2, 199–205.

– Id.: „Georg von der Gabelentz und August Conrady“, in: Ernst Engelberg (Red.): *Karl-Marx-Universität Leipzig. 1409–1959*. Beiträge zur Universitätsgeschichte 1. Leipzig 1959, 439–463.

– Id. und Schindler, Bruno: „Zur Geschichte der europäischen Sinologie“, in: *Ostasiatische Zeitschrift* 5/6 (1916/18), Bd. 5, 105–115.

Felber, Roland: „Cai Yuanpei (1866–1940) – Student am Lamprecht-Institut in Leipzig“, in: Gerald Diesner und Monika Gibas (Hrsg.): *Universalgeschichte – gestern und heute. Zum 100. Jahrestag der Berufung Karl Lamprechts an die Universität Leipzig*. Leipzig 1991, 109–112.

Franke, Herbert: *Sinologie an deutschen Universitäten. Mit einem Anhang über die Mandschustudien*. Wiesbaden 1968.

– Id.: „Chinakunde in München. Rückblick und Ausblick“, in: *Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität 1967/1968*. München 1970, 109–115.

Franke, Otto: „Rezension zur Asia Major“, in: *Deutsche Literaturzeitung* 18 (1925), 872–880.

– Id.: „Die sinologischen Studien in Deutschland (1911)“, Reprint in: Martin und Eckhardt (Hrsg.): *Clavis Sinica*, 188–208.

Führer, Bernhard: *Vergessen und verloren. Die Geschichte der österreichischen Chinastudien*. Bochum 2001.

Gabelentz, Georg von der: „Die ostasiatischen Studien und die Sprachwissenschaft. Bearbeitung der vom Verfasser in der Aula der Universität zu Leipzig am 28. Juni 1879 gehaltene Antrittsvorlesung (1881)“, Reprint in: Martin und Eckhardt (Hrsg.): *Clavis Sinica*, 232–244.

Gasde, Horst-Dieter: „Georg von der Gabelentz’ Sprachtheorie im Spiegel neuer Forschungen“, in: Ralf Moritz (Hrsg.): *Sinologische Traditionen im Spiegel neuer Forschung*. Leipzig 1993, 137–146.

Gernet, Jaques: *Die chinesische Welt*. Frankfurt am Main³1983.

Gimm, Martin: „Franz Hübotter (1881–1967) in memoriam“, in: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur und Völkerkunde e. V.* 102 (1967), 5–10.

Goch, Ulrich: „Gesellschaft und Auslandswissenschaft am Beispiel der deutschen Japanologiegeschichte, Teil 1, Von den Anfängen bis 1918“, in: *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung*, Bd. 3, Bochum 1980, 98–131.

Greve, Reinhard: „Tibetforschung im SS-Ahnenerbe“, in: Thomas Hauschild (Hrsg.): *Lebenslust und Fremdenfurcht. Ethnologie im Dritten Reich*. Frankfurt am Main 1995, 168–199.

Haenisch, Erich: „Die Sinologie an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität in den Jahren 1889–1945“, in: Hans Leussink, Eduard Neumann und Georg Kotowski (Hrsg.): *Studium Berolinense. Aufsätze und Beiträge zu Problemen der Wissenschaft und zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Gedenkschrift der westdeutschen Rektorenkonferenz und der Freien Universität Berlin zur 150. Wiederkehr des Gründungsjahres der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*. Berlin 1960, 554–566.

– Id.: „Bruno Schindler und die alte Asia Major“, in: *Oriens Extremus* 12 (1965), H. 1, 7–9.

– Id.: „Sinologie“, in: Gustav Abb (Hrsg.): *Aus Fünfzig Jahren Deutscher Wissenschaft. Die Entwicklung ihrer Fachgebiete in Einzeldarstellungen. Seiner Exzellenz Herrn Staatsminister D. Dr. Friedrich Schmitt-Ott zur Feier seines siebenzigsten Geburtstages im Namen der deutschen Wissenschaft überreicht von Walter von Dyck, Adolf von Harnack, Friedrich von Müller, Fritz Tiller*. Berlin 1930, 262–274.

Harnisch, Thomas: *Chinesische Studenten in Deutschland. Geschichte und Wirkung ihrer Studienaufenthalte in den Jahren von 1860 bis 1945*. Mitteilungen des Instituts für Ostasienkunde Hamburg 300. Hamburg 1999.

Hertel, Johannes: „Nekrolog auf August Conrady“, in: *Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig*. Philologisch-historische Klasse, 77 (1926), H. 4, 7*–14*.

Hübner, Michael (Hrsg.): *Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Die Publikationen 1846 bis 2000*. Stuttgart 2000.

Hutton, Chris: „Introduction“, in: Georg von der Gabelentz, *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Leipzig ²1901, Reprint London 1995, V–XVII.

Jäger, Fritz: „Der gegenwärtige Stand der Sinologie in Deutschland (1936)“, Reprint in: Martin und Eckhardt (Hrsg.): *Clavis Sinica*, 128–130.

Jansen, Thomas: *China-Literatur in der Universitätsbibliothek Leipzig 1500–1939*. 2 Bde., Leipzig 2003.

Kaden, K.: „Die Berufung Georg von der Gabelentz’ an die Berliner Universität“, in: Ralf Moritz (Hrsg.): *Sinologische Traditionen im Spiegel neuer Forschung*. Leipzig 1993, 57–90.

– Id.: „Für die kritische Aneignung des Gabelentzschen Erbes auf dem Gebiet der altchinesischen Grammatik“, in: Richter und Reichardt (Hrsg.): *Hans Georg Conon von der Gabelentz*, 75–92.

– Id.: „Lehre und Forschung zur chinesischen Sprache am Seminar für Orientalische Sprachen. Ausbildung und Lehrveranstaltungen“, in: *Beiträge zur Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin. Das ‚Seminar für Orientalische Sprachen‘ in der Wissenschaftstradition der Sektion Asienwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin*, Nr. 25, Berlin 1990, 31–40.

Kaden, Klaus und Taube, Manfred (Hrsg.) unter Mitarbeit von Karin Westphal: „Bibliographie für Hans Georg Conon von der Gabelentz“, in: Richter und Reichardt (Hrsg.): *Hans Georg Conon von der Gabelentz*, 229–242.

Leibfried, Christina: *Sinologie an der Universität Leipzig. Entstehung und Wirken des Ostasiatischen Seminars 1878-1947*. Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig = BLUWiG, Reihe B, 1. Leipzig 2003.

– Id.: „Die Entwicklung der Sinologie in Leipzig bis 1925“, in: Ulrich von Hehl (Hrsg.): *Sachsens Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur*. BLUWiG, Reihe A, 3. Leipzig 2005, 309–340.

Lischke, Ralph-Jürgen: „Friedrich Althoff und die preußisch-deutsche Wissenschaftspolitik“, in: *Kolloquien* 74 (1990), Friedrich Althoff 1839–1908. Beiträge zum 58. Berliner Kolloquium. 6. Juni 1989, 16–34.

– Id.: *Friedrich Althoff und sein Beitrag zur Entwicklung des Berliner Wissenschaftssystems an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. Berliner Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften und Technik 11. Berlin 1990.

Martin, Helmut und Eckhardt, Maren (Hrsg.): *Clavis Sinica. Zur Geschichte der Chinawissenschaften. Ausgewählte Quellentexte aus dem deutschsprachigen Raum. Generelle Darstellungen, Institutionengeschichte, Wissenschaftler-Biographien und Bibliographien*. Materialien für die 8. Jahrestagung der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DCVS) 24.–26.10.1997 in Berlin zum Thema ‚Chinawissenschaften – Probleme und Perspektiven der deutschsprachigen Entwicklung‘. Bochum ²1997.

Martin, Helmut und Hammer, Christiane (Hrsg.): *Chinawissenschaften. Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte. Personen. Perspektiven*. Hamburg 1999.

Merkel, R. F.: „Deutsche Chinaforscher (1952)“, Reprint in: Martin und Eckhardt (Hrsg.): *Clavis Sinica*, 245–270.

Moritz, Ralf: „Die Leipziger Asienkunde. Standortbestimmung“, in: *Universität Leipzig* 1 (1991), 10–12.

– Id. (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit Mayke Wagner und Wilmar Mögling: *Sinologische Traditionen im Spiegel neuer Forschung*. Leipzig 1993.

Müller, Gotelind: „Lin Yutang. Die Persönlichkeit im Spiegel des Werks“, in: Martin Erbes, Gotelind Müller, Wu Xingwen und Qing Xianci: *Drei Studien über Lin Yutang (1895–1976)*. Chinathemen 41. Bochum 1989, 1–134.

NDB = Neue deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1953–.

[o. V.]: „Bericht an das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung über die Lage der Sinologie und Japanologie in Deutschland 1942. Aus den Akten des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung,“ Reprint in: Martin und Eckhardt (Hrsg.): *Clavis Sinica*, 93–109.

[o. V.]: *Verzeichnis der auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen*. Ms. masch. Leipzig [o. J.].

Pelliot, Paul: „Nécrologie. Auguste Conrady“, in: *T'oung Pao* 24 (1925/26), Nr. 1, 130–132.

Pigulla, Andreas: „Die Anfänge der historisch orientierten Chinawissenschaften im deutschsprachigen Raum“, in: Martin und Hammer (Hrsg.): *Chinawissenschaften*, 117–145.

Preissler, Holger: *Die Anfänge der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*. Flörsheim-Dalsheim 1995.

Richter, Eberhardt [et al.]: „Hans Georg Conon von der Gabelentz – Erbe und Verpflichtung“, in: Richter und Reichardt (Hrsg.): *Hans Georg Conon von der Gabelentz*, 1–58.

– Id. und Reichardt, Manfred (Hrsg.): *Hans Georg Conon von der Gabelentz*. Linguistische Studien, Reihe A 53. Berlin 1979.

Sato, Masako: *Karl Florenz in Japan. Auf den Spuren einer vergessenen Quelle der modernen japanischen Geistesgeschichte und Poetik*. Hamburg 1995.

Schindler, Bruno: „Der Wissenschaftliche Nachlaß August Conrads. Ein Beitrag zur Methodik der Sinologie“, in: *Asia Major* 3 (1926), H. 1, 104–115.

Schmidt-Glintzer, Helwig: *Geschichte der chinesischen Literatur*. München 1990.

Schmitt, Erich, „August Conrady †“, in: *Ostasiatische Zeitschrift*, N. F. 3 (1926), H. 1/2, 77–81.

Schubert, Johannes: „Das Ostasiatische Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig. Tradition und Perspektive“, in: *Nationaler Befreiungskampf und Neokolonialismus. Referate und ausgewählte Beiträge*. Berlin 1962, 409–414.

Schütte, Hans Wilm: *Die Asienwissenschaften in Deutschland. Geschichte, Stand und Perspektiven*. Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg 353. Hamburg 2002.

Stange, Hans O. H.: „Die deutsche Chinakunde (1941)“, Reprint in: Martin und Eckhardt (Hrsg.): *Clavis Sinica*, 120–127.

Strauss, Herbert A. und Röder, Werner (Hrsg.): *International Biographical Dictionary of Central European Emigrées 1933–1945*. Bd. 2, München 1983.

Stresow, Gustav: „Ein gelehrter Drucker und Verleger“, in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Frankfurter Ausgabe, Nr. 83, 16.10.1962, 1850.

Vereck, Lode: *Das deutsche Wissenschaftswunder. Eine ökonomische Analyse des Systems Althoff (1882–1907)*. Volkswirtschaftliche Schriften 514. Berlin 2001.

Walravens, Hartmut: *Kleinere Schriften von Berthold Laufer, Teil 3, Nachträge und Briefwechsel*. Stuttgart 1985.

– Id.: *Asia Major (1921–1975). Eine deutsch-britische Ostasienzeitschrift. Bibliographie und Register*. Wiesbaden 1997.

– Id.: *Karl Friedrich Neumann (1793–1870) und Karl Friedrich August Gützlaff (1803–1851). Zwei deutsche Chinakundige im 19. Jahrhundert*. Wiesbaden 2001.

– Id.: „Briefwechsel Johannes Schuberts mit Bruno Beger und Ernst Schäfer“, in: *NOAG* 175-176 (2004), 165–224.

Wedemeyer, André: „Die ostasiatischen Studien in Leipzig“, in: *Akademische Rundschau* (1913/14), Bd. 2, 432–433.

– Id.: *Japanische Frühgeschichte*. Tokio 1930.

Weller, Friedrich: „A. Conrady. Zum 60. Geburtstag (28. April 1924)“, in: *Japanisch-Deutsche Zeitschrift für Wissenschaft und Technik* (Nichi-Doku Gakugei) 2 (1924), H. 4, 122.

– Id.: „Johannes Hertel 13.3.1872–27.10.1955“, in: Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig: *Jahrbuch 1954–1956*. Leipzig 1958, 259–264.

Internetquelle:

Ezawa, Kennosuke: Sprachforscher mit universellem Blick“, http://www.hu-berlin.de/presse/zeitung/archiv/99_00/num_7/16.html, 12. Oktober 2001.

Die deutsche Universität Straßburg und die Orientalistik (1871–1918)

Sabine Mangold

Mein Thema im Rahmen dieses Panels zur Integration der Orientforschung in die neuzeitlichen Universitäten des 19. und 20. Jahrhunderts wird die deutsche Universität Straßburg und ihre Orientalistik sein. Der Hinweis auf die *deutsche* Universität Straßburg ist dabei wichtig, weil es in Straßburg vor 1871 selbstverständlich längst und nach 1918 wieder eine französische Hochschule gab. Doch meine Ausführungen beschränken sich ganz bewusst nur auf die Zeit zwischen 1871 und 1918, als das Elsass zusammen mit Lothringen deutsches Reichsland war.

Seit der großen Universitätsgeschichte von John E. Craig aus dem Jahr 1984 stellt die Erforschung der Universität Straßburg in der europäischen und nordamerikanischen Geschichtswissenschaft kein ungewöhnliches Gebiet mehr dar.¹ Vielmehr fand und findet die Reichsuniversität in der Wissenschaftsgeschichte aufgrund ihres Modellcharakters immer wieder Berücksichtigung.² Allerdings wurde die Orientalistik innerhalb dieser Literatur nur wenig beachtet. Auch die orientalistischen Disziplingeschichtler kümmerten sich bisher kaum um die Geschichte ihres Faches an der elsässischen Reichsuniversität.³ Dabei existiert eine umfangreiche, ältere Literatur sowohl zur Straßburger Hochschule wie zur dortigen Orientalistik.⁴ Auch die Quellenlage kann unbedenklich als gut bezeichnet werden. Neben den Akten des Straßburger Archives du Bas-Rhin, die hier leider nicht berücksichtigt werden konnten, stehen die Vereinsakten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Halle sowie eine Reihe von Nachlässen und Briefwechseln zur Verfügung.

„Orientalisten hätten wir jetzt genug: Noeldeke, Goldschmidt, Dümichen, Euting. Es fehlt nur noch an einem, nemlich an den Studenten. [...] Unsere Füchse drillt Euting in der Grammatik, unseren Dilettanten bringt Noeldeke arabisch bei, Aegypten und Hindustan fragen bei unserer Facultät um Liebhaber an; – ganz leer geht vielleicht keiner ab; und ich allerunwürdigster bin allein so glücklich mit der Leier des Königs Davids [...] die Bänke um mich zu füllen. Allerdings

¹ Craig, *Scholarship and Nation Building*.

² Vgl. z. B. Nebelin, „Die Reichsuniversität Straßburg“; neuerdings auch Roscher, „Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg“.

³ Vgl. immerhin Hanisch, *Die Nachfolger der Exegeten*, 5f., und Mangold, *Eine „weltbürgerliche Wissenschaft“*, 158f.

⁴ Vgl. z. B. Anrich, *Die Kaiser-Wilhelms-Universität*. Spiegelberg, „Die orientalischen Studien“. Weitere Literaturhinweise finden sich in den oben genannten Werken.

viel weniger als früher [...]. Die Franzosen bleiben weg, die Deutschen kommen nicht.“⁵

Mit diesen eigentlich nicht sehr hoffnungsvollen Worten beschrieb der Straßburger Theologie-Professor Eduard Reuss im November 1872 in einem Brief an seinen alten Freund, den Leipziger Orientalisten Heinrich Leberecht Fleischer, den Beginn der deutschen Orientalistik in Straßburg. Offensichtlich war doch einige Skepsis angebracht, was den Erfolg der neuen deutschen Universität im Elsass und erst recht was die Zweckmäßigkeit einer großen Orientalistik dort anbetraf. Die Befriedigung darüber, dass er, der Theologe Reuss, nun nicht mehr allein die orientalischen Wissenschaften in Straßburg zu vertreten hatte, hielt sich jedenfalls in Grenzen. Angesichts dieser keineswegs sicheren Zukunftsaussichten der Orientalia in Straßburg stellt sich daher die Frage, wieso sie überhaupt an der neuen Reichsuniversität institutionalisiert wurden und dazu noch in dieser Größe. Anders formuliert: Welche Gründe sprachen eigentlich 1870/71, nach dem großen Krieg gegen Frankreich, im Deutschen Reich für die Errichtung von gleich vier orientalistischen Professuren in Straßburg? Koloniale Ambitionen konnten es nicht gewesen sein, denn die gab es zu Beginn des Kaiserreiches in Deutschland nicht. Und auch romantische Vorstellungen oder die Angst vor spiritueller Verarmung prägten nicht gerade die zukunftsweisende Generation der Reichsgründung. Was also war es ?

Angesichts der Kürze der Zeit, die mir hier zur Verfügung steht, will ich mich bei der Beantwortung dieser Frage lediglich auf eine, aber wie ich meine, zentrale Quelle stützen, die die Motivlage in Deutschland besonders deutlich illustriert: Unter dem Datum des 16. Oktober 1871 erreichte den Kurator der neu zu gründenden Universität Straßburg, den liberalen ehemaligen badischen Minister Franz Freiherr von Roggenbach, aus Halle und Leipzig ein aufgeregter Brief der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG). Darin setzte sich der geschäftsführende Vorstand der wichtigsten Vereinigung der deutschen Orientalisten im 19. Jahrhundert dafür ein, bei den „daselbst zu errichtenden Lehrstühle[n] auch die orientalischen Wissenschaften in ausgedehnterer Weise“⁶ zu berücksichtigen. Um ihrem Gesuch mehr Nachdruck zu verleihen, glaubten sie, „einige begründende und erläuternde Bemerkungen hinzufügen zu sollen.“⁷ Offensichtlich waren die maßgeblichen Professoren in der DMG nicht sehr sicher, dass sich ihr Anspruch auf breiteste Vertretung der Orientalistik an der neuen Universität von allein erklären würde. So bedurfte es also einer ausführlichen Rechtfertigung.

⁵ Nachlass Heinrich Leberecht Fleischer (NL Fleischer) Korrespondenz Fleischer – Eduard Reuss. Königliche Bibliothek Kopenhagen (KBK), NK 2969 4°.

⁶ Akten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), Jahrgang 1871, Briefe an den geschäftsführenden Vorstand: Entwurf des Schreibens an Roggenbach als Beilage zu einem Brief Krehls vom 7.10.1871. Bibliothek der DMG/Halle.

⁷ Ibid.

Um nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, verwiesen die deutschen Orientalisten in ihrem Brief zuerst einmal auf die wissenschaftsimmanente wie die innerdeutschen universitätspolitischen Gründe, die für eine breite Vertretung der Orientalia sprachen: Aus Sicht der DMG war die Ausstattung jeder Universität, nicht nur der in Straßburg, mit orientalistischen Fächern schlicht eine „in der Natur der Sache liegende, innere Nothwendigkeit“. Das heißt, die Orientalistik hatte sich seit Beginn des Jahrhunderts einen so selbstverständlichen Platz im Kanon der Universitätsdisziplinen erkämpft, dass die neue Straßburger Hochschule nur unter Einschluss einer weit gefächerten Orientalistik tatsächlich einen wissenschaftlichen Spitzenplatz innerhalb Deutschlands beanspruchen konnte. Angesichts der – wie es in der Quelle hieß – „grosse[n] Ausdehnung und Vertiefung“, die die Wissenschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts erlebten, wäre es nicht nur „unzweckmäßig“, sondern geradezu altmodisch und damit eben unwissenschaftlich gewesen, keine besonderen Stellen für die einzelnen orientalistischen Fächer einzurichten. Ganz geschickt präsentierten sich die Orientalisten damit als Vertreter einer modernen, umfangreichen *universitas litterarum*, die die neu zu gründende „Muster-“ oder „Modelluniversität“⁸ in Straßburg unbedingt sein wollte.

Nachdem die Orientalisten es selbstbewusst so dargestellt hatten, als ob es wissenschaftlich wie universitätspolitisch ohnehin keine Alternative zur breiten Ausstattung ihres Faches gäbe, schoben sie endlich das Argument nach, das ihnen gegenüber dem Kurator der Straßburger Universität am schlagkräftigsten erschien: Die Orientalistik sei, so ist ihrem Brief zu entnehmen, gerade in Straßburg um so mehr „ein dringendes Bedürfnis, als diese an den Grenzen unseres Vaterlandes und Frankreichs belegene Universität dazu bestimmt ist, ein Bollwerk deutscher Wissenschaft, ein Centralpunkt zu werden, von welchem nach verschiedenen Seiten hin weitreichende und nachhaltige Wirkungen ausgehen sollen.“

Damit spielten die Professoren im Vorstand der DMG darauf an, dass Straßburg nicht nur innerhalb des Deutschen Reiches eine Sonderstellung einnehmen, sondern vor allem auf die gerade erst eroberten Gebiete Elsass und Lothringen wie auf das restliche Frankreich ausstrahlen sollte. Das Gründungsmotiv für die neue Universität Straßburg war es, in den neuen Reichsländern wie gegenüber dem unmittelbaren Nachbarn und ehemaligen Kriegsgegner für die deutsche Kultur und Wissenschaft zu werben. Die Frage bleibt aber, wieso ausgerechnet die Orientalistik dabei so wichtig sein sollte. Wieso erschien das „Bollwerk deutscher Wissenschaft“ ausgerechnet ohne die Orientalistik als angreifbar?

Die DMG hatte darauf eine einfache und offensichtlich überzeugende Antwort. In ihrem Brief hieß es dazu: „Wie hoch man nun auch das Wesen und Wirken

⁸ Zu Straßburg als Modelluniversität s. o. die in Anm. 1 und 2 genannte Literatur. Auch die Quelle spricht von Straßburg als „Musteruniversität“. Vgl. Anm. 5.

deutscher Universitäten stellen, wie hoch man auch den Werth des auf und von denselben Geleisteten schätzen mag, dennoch wird man nicht verkennen dürfen, dass gerade die morgenländischen Wissenschaften in ihrer grösstmöglichen Ausdehnung seit geraumer Zeit in Paris in rühmlichster Weise gepflegt worden sind, und wird zugestehen müssen, dass die Zeiten noch in frischer Erinnerung stehen, in welchen der Orientalist behufs seiner höheren Ausbildung nach Paris sich zu wenden hatte [...]. Wenn nun auch die deutsche Wissenschaft Frankreich diesen wissenschaftlichen Ruhm seit einer längeren Reihe von Jahren immer erfolgreicher streitig macht, dennoch mag man es den Franzosen nachrühmen, dass sie auf die Pflege aller Zweige der morgenländischen Wissenschaften bis in die neueste Zeit sehr viel Kraft und Fleiss gewendet haben.“

Zugespitzt bedeutete dies nun aber, dass die Orientalistik wohl nicht nur aus Sicht ihrer Fachvertreter gerade deswegen möglichst in aller Breite institutionalisiert und mit hervorragenden Gelehrten und Lehrern besetzt werden sollte, weil sie ursprünglich eine „französische“ Wissenschaft war. Anders formuliert: Es ging den Orientalisten nicht einfach nur um die übliche Rivalität mit Frankreich – eine Konkurrenz nach dem Motto: ein Gebiet, auf dem die Franzosen so gut und einflussreich sind, dürfen auch die Deutschen nicht vernachlässigen. Sie wollten vielmehr auch und gerade den Franzosen gegenüber sicherstellen, dass die morgenländischen Studien endgültig zu einer „deutschen“ Wissenschaft geworden waren. Die Abhängigkeit von Frankreich, die die frühe Geschichte der Orientalistik so nachhaltig prägte, sollte endgültig umgekehrt werden. Um dies zu erreichen, brauchte es aber einen „Centralpunkt“ – ein „Mekka“, wie Paris es für die französische Orient-Wissenschaft darstellte – und dieser Ort sollte Straßburg mit einer breiten und institutionell abgesicherten, typisch deutschen Orientalistik werden. Hieraus erklärt sich auch, warum in Straßburg bei aller Innovation insgesamt doch Orientalisten berufen wurden, die der philologisch-historischen Tradition verpflichtet waren und zudem geradezu exemplarisch das deutsche Ideal der Einheit von Forschung und Lehre vertraten.

Ich kann hier nicht weiter auf die einzelnen Straßburger Professoren und Dozenten sowie ihre Forschungs- und Lehrtätigkeit eingehen. Es lässt sich aber feststellen, dass bei aller Anerkennung, die vor allem Theodor Nöldeke bis heute unter den Orientalisten genießt, aus Straßburg bezeichnenderweise niemand hervorgegangen ist, der eindeutig der neuen Strömung der kulturhistorischen oder soziologischen Islamkunde zuzurechnen war.⁹ Von einer praktischen Orientalistik im Dienste der Kolonialpolitik ist in Straßburg erst gar nicht zu sprechen. So gesehen, bedeutete die Gründung der Universität Straßburg in der orientalisti-

⁹ Bezeichnenderweise wurde diese neue Richtung innerhalb der Orientalistik 1885 zuerst in Frankreich an der *École des Hautes Études* institutionalisiert. 1902 wurde in Paris auch das erste Ordinariat für islamische Soziologie am *Collège de France* gegründet. Vgl. Fück *Die arabischen Studien*, 269.

schen Disziplingeschichte gerade keinen Neuanfang. In Straßburg wurde vielmehr noch einmal der humboldtschen Universität ein Denkmal gesetzt, der Deutschland letztlich seinen wissenschaftlichen Ruf verdankte.

Auch für den wissenschaftlichen Transfer zwischen Frankreich und Deutschland markierte die Institutionalisierung der Orientalistik in Straßburg keinen Aufbruch. Die Gründung der neuen Hochschule erscheint aus der Retrospektive viel eher als Abschluss einer Entwicklung, die in den 1840er Jahren ihren Anfang nahm: Seit dem Tode Silvestre de Sacys wanderten nicht mehr die deutschen Orientalisten nach Frankreich sondern die französischen nach Deutschland. Dies traf auch noch für Straßburg zu, allerdings in viel geringerem Maße als erwartet. Denn die Franzosen blieben zwar nicht gänzlich weg, wie Eduard Reuss 1872 noch befürchtete, aber sie kamen doch nur zögerlich. Als „deutsches Bollwerk“ gegenüber Frankreich war Straßburg damit gescheitert.

Zum Anziehungspunkt, zum „Centralpunkt“, wurde es dennoch. Gerne zitierten die deutschen Orientalisten in diesem Zusammenhang den Ausspruch eines Amerikaners, der „zum Beweise der Abhängigkeit der amerikanischen von der deutschen Wissenschaft darauf hinwies, dass man orientalische Sprachen in Deutschland, und zwar bei Theodor Nöldeke in Straßburg, studieren müsse.“¹⁰ Spätestens mit dem Tode Heinrich Leberecht Fleischers 1888 in Leipzig präsentierte sich Straßburg, nicht allein aus Sicht der Deutschen, als neuer „Mittelpunkt der orientalischen Studien nicht nur für Deutschland, sondern auch für das Ausland.“¹¹

Ich komme zum Schluss: Wie dem Brief der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft an den Kurator der neuen deutschen Modelluniversität im Elsaß zu entnehmen war, sprachen 1871 im Wesentlichen drei Gründe für die Errichtung einer breit gefächerten, gut ausgestatteten Orientalistik in Straßburg: Erstens sind die wissenschaftsinternen Gründe zu nennen. Angesichts der zunehmenden Spezialisierung und der damit verbundenen Differenzierung erschien eine breite Vertretung der Orientalistik als innere, wissenschaftliche Notwendigkeit. Sodann sprach die innerdeutsche Universitätspolitik für eine sichtbare Berücksichtigung der Orientalistik. Denn eine Musteruniversität ohne Orientalistik war in Deutschland schlicht und ergreifend nicht denkbar, da alle anderen bedeutenden deutschen Universitäten längst über angesehene Orientalisten verfügten. Das wichtigste Argument war schließlich die wissenschaftliche Rivalität mit Frankreich. Dabei ging es den Orientalisten und wohl auch der Straßburger Universitätsführung nicht allein um eine einfache Konkurrenz. Straßburg sollte als Institution und mit entscheidender Hilfe der Orientalistik endgültig deutlich machen, dass Deutschland nicht nur im Vergleich zu Frankreich, sondern europaweit die

¹⁰ Spiegelberg, „Die orientalischen Studien“, 49. Vgl. auch Littmann, *Der deutsche Beitrag*, 2.

¹¹ Littmann, „Gedächtnisrede“.

wissenschaftliche Führung inne hatte. Wissenschaft sollte deutsche Wissenschaft sein und Straßburg ihr uneinnehmbares Bollwerk.

Anhang

Abschrift der Quelle aus der Bibliothek der DMG, Halle, Akten der DMG 1871, Brief an den geschäftsführenden Vorstand: Entwurf des Schreibens an Roggenbach als Beilage zu einem Brief Krehls vom 7.10.1871:¹²

(1) An S. Ex.

den großherzogl. badischen Minister a. D. Curator der Universität Straßburg
Herrn Freiherr von Roggenbach

Ew. Exzellenz,

wollen uns, den gehorsamst unterzeichneten Mitgliedern des geschäftsführenden Vorstandes der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, gestatten, uns mit einem ergebensten Gesuch an Hochdieselben zu wenden.

Wir thun diesen Schritt im Auftrage der am 26. Sept. d. J. zu Halle abgehaltenen Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, von welcher, nachdem die von uns jetzt zu berührenden Fragen einer eingehenden Berathung unterzogen worden waren, der Beschluss gefasst wurde, „dass der geschäftsleitende Vorstand der Gesellschaft an das Kaiserliche Curatorium der Universität zu Strasburg das gehorsamste Gesuch richte, dasselbe wolle bei Feststellung der daselbst zu errichtenden Lehrstühle auch die orientalischen Wissenschaften in ausgedehnter Weise berücksichtigen.“

Indem wir, die gehorsamst Unterzeichneten, uns beehren den uns gegebenen Auftrag hiermit auszuführen, glauben wir über das ergebenste Gesuch selbst einige begründende und erläuternde Bemerkungen hinzufügen zu sollen.

(2) Wie an mehreren grösseren deutschen, die universitas litterarum im modernen Sinne des Wortes wenigstens annähernd repraesentirenden Universitäten die morgenländischen Wissenschaften durch Lehrstühle für vorderasiatische, indische und aegyptische Philologie, wie für vergleichende Sprachwissenschaft vertreten sind, so ist dies auch von der Strasburger Universität zu erwarten, wenn dieselbe,

¹² Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt – Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Halle/ Saale.

wie man voraussetzen darf, zu einer Universität ersten Ranges erhoben werden soll. Die Vertretung dieser Wissenschaften erscheint – ganz abgesehen von der in der Natur der Sache liegenden, inneren Nothwendigkeit – gerade in Strasburg um so mehr als ein dringendes Bedürfniss, als diese an den Grenzen unseres Vaterlandes und Frankreichs belegene Universität dazu bestimmt ist, ein Bollwerk deutscher Wissenschaft, ein Centralpunkt zu werden, von welchem nach verschiedenen Seiten hin weitreichende und nachhaltige Wirkungen ausgehen sollen.

Wie hoch man nun auch das Wesen und Wirken deutscher Universitäten stellen, wie hoch man auch den Werth des auf und von denselben Geleisteten schätzen mag, dennoch wird man nicht verkennen dürfen, dass gerade die morgenländischen Wissenschaften in ihrer grösstmöglichen Ausdehnung seit geraumer Zeit in Paris in rühmlichster Weise gepflegt worden sind, und wird zugestehen müssen, dass die Zeiten noch

(3) in frischer Erinnerung stehen, in welchen der Orientalist behufs seiner höheren Ausbildung nach Paris sich zu wenden hatte, um dort nicht blos in den Schätzen der dortigen Bibliotheken zu forschen, sondern auch um den mündlichen Unterricht grosser und berühmter Lehrer zu geniessen. Wenn nun auch die deutsche Wissenschaft Frankreich diesen wissenschaftlichen Ruhm seit einer längeren Reihe von Jahren immer erfolgreicher streitig macht, dennoch mag man es den Franzosen nachrühmen, dass sie auf die Pflege aller Zweige der morgenländischen Wissenschaften bis in die neueste Zeit sehr viel Kraft und Fleiss gewendet haben. Mögen für sie hierbei immerhin zum Theil praktische Rücksichten und Bedürfnisse massgebend gewesen sein, die Thatsache an und für sich ist unleugbar und es lässt sich mit Sicherheit voraussetzen, dass man in Frankreich auch in Zukunft Alles thun wird, um den Betrieb der morgenländischen Wissenschaften dort auf dem Höhepunkt zu erhalten, auf dem er bisher gestanden hat.

Es sei ferne von uns, diese Verhältnisse mit neidischem Auge zu betrachten; aber die Erkenntnis derselben legt uns eine Verpflichtung auf. Eine an den Grenzen eines solchen Landes belegene Universität, welche ein Vorort für die deutsche Wissenschaft werden und der letzteren in den neuerworbenen Provinzen unseres grossen Vaterlandes Freunde, will's Gott recht zahlreiche Freunde erwerben soll, muss gerade für diese von den Franzosen mit so grosser Vorliebe und so günstigem Erfolge angebaute Wissensgebiete,

(4) als einen wesentlichen Bestandtheil des Ganzen der heutigen Wissenschaft mit reichen Lehrmitteln in einer Weise ausgestattet werden, dass sie im Stande ist, der deutschen Wissenschaft auch nach dieser Seite hin wirklich Ehre zu machen. Man darf einen Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung wie einen solchen für Sanskrit als eins der ersten Bedürfnisse jeder Universität unserer Zeit bezeichnen und sich der sicheren Hoffnung hingeben, dass demselben bei Entwerfung des Lehrplanes der Strasburger Universität Rechnung getragen werden wird; es hiesse daher Eulen nach Athen tragen, wenn wir über die Nothwendigkeit auch nur ein

Wort mehr sagen wollten. Dagegen möchten wir, die gehorsamst Unterzeichneten, Ew. Exzellenz erleuchtetem Ermessen das ergebenste Gesuch anheimstellen, dass namentlich auch für die Fächer der semitischen Philologie und der Aegyptologie besondere Lehrstühle an der Ihrer Curatel unterstellten Universität errichtet werden mögen.

Die Vertretung des ersteren dieser beiden Fächer, der semitischen Philologie, pflegte man früher, freilich sehr unzweckmässig, dem Professor der Alt-Testamentlichen Exegese als Zugabe oder Nebenfach zu überlassen. War es früher vielleicht möglich, dass beide Fächer von einem Gelehrten in ausreichender Weise vertreten wurden, so ist dies doch jetzt nicht mehr der Fall. Die einzelnen Wissenschaften haben eine so grosse Ausdehnung und Vertiefung gewonnen, dass diese beiden Fächer zweifelsohne von einander getrennt zu halten sind und jedes derselben eines besonderen Lehrstuhls bedarf.

(5) Dasselbe gilt von der Aegyptologie, einer zwar noch jungen, aber für Geschichte, Cultur- und Sprachkunde im höchsten Grade bedeutungsvollen und eine selbständige Vertretung in Anspruch nehmenden Wissenschaft. Die Franzosen haben gerade auf diesem Gebiete sehr Grosses geleistet und es ist darum desto wünschenswerther, dass für dasselbe auch an der Strasburger Hochschule ein besonderer Lehrstuhl errichtet werde, damit sie bei ihrer Entwicklung zu einer deutschen Musteruniversität nicht in diesem einen Punkte hinter den Lehranstalten der nächsten Nachbarn zurückbleibe.

Indem wir unser gehorsamstes Gesuch der geneigten Rücksichtnahme Ew. Exzellenz angelegentlichst und vertrauensvoll empfehlen, verharren wir ehrerbietigst

Ew. Exzellenz gehorsamste Diener

Halle und Leipzig d. 16. October 1871

Bibliographie

Anrich, Gustav: *Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft 1872–1918. Rede, gehalten in der Gedenkfeier der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft in der Aula der Universität Heidelberg.* Berlin/Leipzig 1923.

Craig, John E.: *Scholarship and Nation Building. The Universities of Strasbourg and Alsatian Society 1870–1939.* Chicago/London 1984.

Fück, Johann W.: *Die arabischen Studien in Europa bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts.* Leipzig 1955.

Hanisch, Ludmila: *Die Nachfolger der Exegeten. Deutschsprachige Erforschung des Vorderen Orients in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.* Wiesbaden 2003.

Littmann, Enno: *Der deutsche Beitrag zur Wissenschaft vom Vorderen Orient.* Stuttgart/Berlin 1942, 2.

– Id.: „Gedächtnisrede auf Theodor Nöldeke“, in: *Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Geschäftliche Mitteilungen 1930/31*; Wiederabdruck in: R. Paret und A. Schall (Hrsg.): *Ein Jahrhundert Orientalistik*, Wiesbaden 1955, 58.

Mangold, Sabine: *Eine „weltbürgerliche Wissenschaft“. Die deutsche Orientalistik im 19. Jahrhundert.* Stuttgart 2004.

Nebelin, Manfred: „Die Reichsuniversität Straßburg als Modell und Ausgangspunkt der deutschen Hochschulreform“, in: Bernhard vom Brocke (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das „System Althoff“ in historischer Perspektive.* Hildesheim 1991, 61–68.

Roscher, Stephan: „Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Wissenschaft, Geisteswelt und Kulturpolitik im Reichsland Elsaß-Lothringen am Beispiel einer außergewöhnlichen Hochschule“, in: *Grenzenlos 2* (2001), 101–125.

Spiegelberg, Wilhelm: „Die orientalischen Studien an der deutschen Universität Straßburg“, in: *Elsaß-Lothringen. Sonderheft der Zeitschrift Deutsches Vaterland*, Wien 1922, 47–49.

Das Studium des Arabischen an den französischen Universitäten zwischen 1800 und 1950 vor dem Hintergrund der kolonialen Expansion

Alain Messaoudi

Frankreich ist, glaube ich, in Europa das einzige Land, in dem die arabische Sprache nicht nur in der Universität gelehrt, sondern auch in der Schule unterrichtet wird. Es handelt sich dabei um ein Erbe aus der Zeit, als Frankreich Kolonialmacht war, denn genau in der Kolonialzeit wurde in den Schulen der Arabischunterricht eingeführt. Die starke Präsenz von Kindern nordafrikanischer Immigranten in Frankreich, eine Folge der Kolonisierung, war der Hauptfaktor für den erneuten Aufschwung dieses Unterrichts in den Jahren von 1970 bis 1990. Heute hat er allerdings mit demselben Schülermangel zu kämpfen wie jeder andere Sprachunterricht in Sekundarstufe 1 und 2 – Englisch und Spanisch ausgenommen – und vielleicht auch mit besonderen Problemen.

Wenn ich speziell die Geschichte der Einführung der Arabischstudien in den öffentlichen Schulen und Hochschulen in Frankreich untersuche, so in der Absicht, bestimmte Probleme der aktuellen Situation, zumindest teilweise, zu erhellen – wie zum Beispiel: die relativ schwache Präsenz des Arabischen an den Universitäten, das sehr starke Ungleichgewicht zwischen Paris und Aix-en-Provence sowie den anderen Universitätsstädten, die recht isolierte Situation der Arabistik und nicht zuletzt die aufgrund der ungenügenden Kooperation von Linguisten und Literaturwissenschaftlern mit Historikern und Soziologen. Mein Vortrag ist in zwei Teile gegliedert. Zuerst werde ich, nach einem Abriss über die Situation der Arabischstudien vor der französischen Revolution, die Auswirkungen untersuchen, die die Gründung der *École des Langues orientales vivantes*, also der Hochschule für moderne orientalische Sprachen, nach sich zog. Im Jahre 1795 gegründet, blieb diese Hochschule nach der Einrichtung der napoleonischen zentralisierten Universität eine außeruniversitäre Institution, die hauptsächlich zur Ausbildung von Übersetzern diente. Dann werde ich zeigen, dass die Modernisierung der Hochschulen nach deutschem Vorbild sich in den Jahren nach 1870 viel stärker in Algerien durchsetzte als im französischen Mutterland, und dann darauf eingehen, welche Folgen das hatte.

Die Situation der Arabischstudien vor der französischen Revolution

Bevor ich die Folgen der Gründung der *École des Langues orientales vivantes* beleuchte, will ich kurz skizzieren, wie es in Frankreich um den Arabischunterricht in den Jahren davor aussah. Dazu soll mir der Werdegang von Silvestre de Sacy als Beispiel dienen, ein junger Mann, der 1789 gerade dreißig Jahre alt war und unter den Orientalisten die Hauptfigur der Revolutionsgeneration ist.

Die Situation der Arabischstudien in Frankreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird im Allgemeinen als ausgesprochen schlecht beschrieben. Ich will nicht näher auf die Stichhaltigkeit dieser Feststellung eingehen, meine aber, dass sie etwas nuanciert werden muss. Ansonsten wäre nicht nachzuvollziehen, wie Silvestre de Sacy ein so umfangreiches Werk schaffen konnte, das in ganz Europa Widerhall fand. Sacy profitiert einerseits von einer Ausbildung, die auch Bibelkritik zum Inhalt hat, andererseits von einem Wissensschatz, der durch die diplomatischen Beziehungen und die Handelskontakte des Königreichs Frankreich mit dem Osmanischen Reich geschaffen wurde, schließlich von der im 18. Jahrhundert stetig stärker werdenden Position von Paris als Hauptstadt. Silvestre de Sacy genießt einen Vorteil durch den Jansenismus¹ seiner Familie: über die klassischen Philologien (Latein und Griechisch) hinaus wird das Erlernen anderer alter Sprachen gepflegt, die eine genauere Kenntnis der Bibel ermöglichen. Neben dem Arabischen, das ihn ein Benediktiner, ein ‚Mauriner‘² namens Dom Bertheureau, lehrt, lernt er auch die anderen bekannten semitischen Sprachen, Chaldäisch (also Akkadisch), Hebräisch und Syrisch. Er komplettiert diese Ausbildung durch öffentliche Kurse, die er am Collège Royal, dem heutigen Collège de France, belegt. Zwei Lehrstühle sind dort den ‚muselmanischen Sprachen‘ – wie man sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nennen wird – gewidmet; einer davon, seit 1773, speziell dem Arabischen, der andere dem Türkischen und Persischen. Die Ausbildung am Collège Royal bezieht die Realität des Orients von damals mit ein: die Lehrenden am Collège Royal haben allesamt lange Zeit im Morgenland als Dragoman verbracht, also als Dolmetscher im diplomatischen Dienst, und sind verpflichtet, den nachfolgenden Generationen von Dragomanen wiederum Türkisch- und Arabischunterricht zu erteilen. Diese Jungdolmetscher – man nennt sie ‚Jeunes de langue‘ (aus dem Türkischen *dil-oghlân*) – werden auf Staatskosten in den benachbarten Schulgebäuden des ‚Collège Louis le Grand‘

¹ Katholische Reformbewegung, die sich insbesondere von den Jesuiten abgrenzte. Ihr Zentrum war das Kloster Port Royal in Paris.

² Französische Benediktiner-Reformkongregation, die 1618 gegründet und während der Französischen Revolution aufgelöst wurde. Sie stand unter der Leitung des Pariser Klosters St. Germain de Près.

unterrichtet und als Fortgeschrittene zur praktischen Vollendung ihrer Ausbildung nach Konstantinopel oder Aleppo geschickt.³

Die zentrale Bedeutung von Paris erlaubt es Sacy einerseits, mit orientalischen Gelehrten in Kontakt zu treten, ohne in den Orient fahren zu müssen, andererseits mit anderen europäischen akademischen Institutionen, besonders mit deutschen Universitäten, eng zusammenzuarbeiten. Diese waren damals im Bereich des philologischen Unterrichts deutlich weiter, eine Folge der seit der Reformation stark geförderten kritischen Bibelinterpretation. Zusätzlich zieht Sacy Nutzen aus dem Gelehrtenkreis der Académie des Inscriptions et des Belles Lettres (Akademie der Inschriften und der Belletristik), dem er ab 1785 angehört. Auch wenn also die Philologie in Frankreich insgesamt einen Rückstand gegenüber Deutschland aufzuweisen hat, ist die Lage für die Arabischstudien nicht ganz so ungünstig, unter anderem weil Paris die sehr umfangreiche königliche Sammlung orientalischer Manuskripte beherbergt.

Französische Revolution und Einrichtung der neuen Schule für orientalische Sprachen

Die französische Revolution bedeutet für das Studium des Arabischen mehr eine Zeit der Reformen als eine des eigentlichen Umbruchs. Ich will nur kurz auf die Arbeit der Arabisten am Collège de France und an der Académie des Inscriptions et des Belles Lettres eingehen, die mehr oder weniger weiterläuft. Etwas ausführlicher werde ich mich mit den Jeunes de langue beschäftigen, deren Gruppe zwar nicht abgeschafft wird, sich aber allmählich auflöst. Vor allem gehe ich auf die neu geschaffene École des langues orientales vivantes ein, in die die Jeunes de langue nach und nach aufgenommen werden.

Am Collège de France ist sowohl die inhaltliche als auch die personelle Kontinuität sehr groß: von vor 1789 bis nach 1870 hat die Familie Caussin de Perceval den Lehrstuhl inne, der Sohn Armand Pierre löst den Vater ab. Hat der jüngere Caussin de Perceval noch Erfahrung als Dragoman und kennt den Orient aus eigenem Erleben, ist sein Nachfolger, Reinaud, ein reiner Schreibstubengelehrter, der den Orient nur aus Texten kennt.⁴ Die Académie des Inscriptions et des Belles Lettres wird ihrerseits von der Revolution abgeschafft und 1795 im Rahmen des Akademieinstituts (Institut de France) erneut gegründet. Ungeachtet des Namens behält in ihr, wie zuvor, die Geschichte die dominante Position. Verstärkt und unter-

³ Das Collège Louis le Grand ist ein Gymnasium, in dem bis heute Arabisch als Fremdsprache unterrichtet wird.

⁴ Es handelt sich um Jean Baptiste Jacques Antoine Caussin de Perceval und seinen Sohn Armand Pierre Caussin de Perceval.

stützt wird die Kenntnis des Orients durch die Gründung der Société asiatique und deren Zeitschrift, das *Journal asiatique*, das bis nach 1870 eine sehr bedeutende Rolle spielen wird.

Durch die Abschaffung aller Privilegien schadet die französische Revolution dem Berufsstand der Dragomanen, doch die Jeunes de langue können letztendlich individuell am Collège Louis-le-Grand bleiben, obwohl eine neue, republikanische und ‚laizistische‘ Schule gegründet wird, die École des langues orientales vivantes. Sie lässt sich auf der anderen Seite der Seine nieder, in den Räumen der ehemaligen königlichen Bibliothek, der Bibliothèque nationale – und vor allem in der Nähe der orientalischen Manuskripte. Der neue Staat war allerdings weiter auf die Dienste der alten Dragomanen angewiesen: Sie waren regelrechte Familiendynastien mit raren und wichtigen Kenntnissen. Da nach dem Bürgerkrieg zudem ein friedliches Zusammenleben wiederhergestellt werden soll, lässt man diese Institution des Ancien Régime vorerst weiter bestehen. Doch obwohl der französische Staat bis nach dem ersten Weltkrieg die Ausbildung der Kinder aus Dragoman-Familien weiterfinanziert, verliert die Ausbildung der Jeunes de langue ihre besondere Qualität: nach der Julirevolution von 1830 haben die Absolventen kein Anrecht mehr auf eine Zusatzausbildung in Konstantinopel oder Aleppo. Das Praktikum im Orient wird ab 1873 durch ein Pflichtdiplom an der Hochschule für moderne orientalische Sprachen ersetzt. Außerdem verlieren sie die Repetitoren, die speziell für sie zuständig waren.

Zur gleichen Zeit blüht der Unterricht des Arabischen an der École des langues orientales vivantes unter der Leitung von Silvestre de Sacy auf, der den Lehrstuhl bis zu seinem Tod im Jahr 1838 innehat. Die neue Schule setzt sich ein praxisorientiertes Ziel: die Kurse am Collège de France, die weiterhin gegeben werden und sich dem klassischen Schriftarabisch widmen sollen, werden an der Schule durch das Erlernen der gesprochenen und geschriebenen Umgangssprache, die den Erfordernissen von Politik und Handel Genüge tut, komplettiert. Sacy erweitert diesen Anspruch in seiner Lehre allerdings noch um eine wissenschaftliche Dimension. Er ist der Ansicht, dass praktische Kenntnisse umso besser erlernt werden, wenn sie auf einer eindeutigen, wissenschaftlichen Basis aufbauen: davon zeugen die Grammatik, die er 1810 herausgibt und die arabischen Texte, die er veröffentlicht. Man ordnet ihm 1803 einen griechisch-katholischen Priester aus Kairo zu, der den Unterricht in der Umgangssprache wahrnehmen soll. Die Pariser Schule gewinnt Studenten über die Landesgrenzen hinweg und wird zum Modell für das 1818 in Sankt Petersburg gegründete Institut für orientalische Sprachen. Bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts liegt die Zahl der regelmäßigen Studenten bei etwa zwanzig pro Jahr. Von 1825 bis 1835, also in der Zeit des Algerienfeldzugs, dürfte die Zahl etwas höher gewesen sein, da das Arabische in der romantischen Generation von 1830 in Mode war; sie stagniert ab etwa 1860.

1832 wechselt die Zuständigkeit für die Schule; sie geht vom Innenministerium auf das Kultusministerium über. 1838 soll die Einrichtung der napoleonischen

Universität zugeschlagen werden, dieses Projekt wird aber, auch dank der Unterstützung der Académie des Inscriptions et des Belles Lettres, vereitelt. Für die Schüler hätte das bedeutet, sich immatrikulieren und Examen ablegen zu müssen und vor allem das Abitur zu haben. Die Lehrer hätten ein staatlich anerkanntes Lehrdiplom vorweisen müssen, entweder die *licence* oder eine noch zu schaffende *agrégation* in orientalischen Sprachen. So aber konnte der Eigencharakter der Schule beibehalten werden, und die Schüler mussten sich nicht über Gebühr dem Lehrplan der klassischen Philologien anpassen. Abiturienten und Lizenziaten verbrachten einen Großteil ihrer Zeit mit dem Erlernen von dessen Anforderungen. Ebenso blieb die Schule weiter offen für Schüler aus einfachen Verhältnissen, die weder zuvor in einem königlichen Collège waren noch das Abitur hatten.

Zwei Ableger der *École des langues orientales vivantes*: Marseille und Algier

Durch die Gründung der *École des langues orientales vivantes* konzentriert sich die Lehre und Forschung des Arabischen fast vollständig auf Paris. Zwei Lehrstühle, die 1807 in Marseille und später 1835 in Algier geschaffen werden, bilden aus unterschiedlichen Gründen nur ein unzulängliches Gegengewicht.

Das Projekt, in Marseille einen ‚Zweiglehrstuhl der Hochschule‘ zu errichten, gab es schon vor der französischen Revolution. Sein erster Inhaber, wieder ein griechisch-katholischer Priester (aus St. Jean d’Acre/Haïfa), ist nach dem Geschmack der Händler Marseilles. Als er allerdings 1835 von einem Sacy-Schüler ersetzt wird, der wissenschaftliche Ambitionen hat und sich in der Umgangssprache der Levante nicht auskennt, protestieren die Händler. Sie erzwingen im Jahre 1846 die Finanzierung eines an der Praxis orientierten Zusatzunterrichts, der sogar die Abschaffung des Lehrstuhls überlebt, da die Handelsschule der Stadt die bisherige staatliche Finanzierung übernimmt. In Marseille besteht also seit damals eine ununterbrochene Tradition der Arabischstudien, allerdings nicht auf wissenschaftlich-universitärem Niveau.

Die Einrichtung eines Lehrstuhls in Algier war fruchtbarer. Dort trug man mit größerem Nachdruck Sorge, theoretisches und praktisches Wissen miteinander zu verbinden. Es ist die Zeit der militärischen Eroberung Algeriens. Sie und der nachfolgende Aufbau einer Verwaltung lassen die Zahl der Studenten recht stark anwachsen. Das Vorhaben, alle französischen Beamten Arabisch sprechen zu lehren, misslingt allerdings. Beamte, die das Arabische beherrschen, beziehen jedoch Prämien und haben immerhin die Möglichkeit, zum Militär- oder Gerichtsdolmetscher ausgebildet zu werden. Die Einrichtung in Algier ist auch der Auftakt zu einer Erweiterung des Lehrangebots: 1846 werden in Constantine und Oran zwei neue Lehrstühle geschaffen. Um die ab 1850 gegründeten arabisch-französischen Grundschulen zu leiten, werden Arabisten ausgewählt. Außerdem

eröffnen arabisch-französische Sekundarschulen 1863 in Algier und 1867 in Constantine den Betrieb.

Der Plan, in Paris ein ‚Collège Algérie‘ zu schaffen, wird verworfen. Er hätte allerdings den muslimischen Eliten Algeriens die Möglichkeit einer modernen Ausbildung ermöglicht – etwa nach dem Modell der ägyptischen Schulmissionen – und hätte den Austausch beiderseits des Mittelmeers vertieft. Durch das *Journal asiatique* und die Berichte, die sie an die Académie des Inscriptions et des Belles Lettres senden, stehen zumindest die französischen Arabisten in Algerien in enger Verbindung mit ihren Kollegen in Paris. Bei ihnen war der Wunsch weit verbreitet, ihre Karriere in Paris zu beschließen, wo ihre besonderen Kenntnisse gewürdigt wurden (1863 wird zum Beispiel an der Hochschule für orientalische Sprachen ein Studiengang für algerisches Arabisch geschaffen). Ein weiterer Vorteil ist der Verbreitungsgrad der wissenschaftlichen Zeitschriften und Gesellschaften, die in Algerien selbst gegründet worden waren.

Gegen 1870 nimmt der französische Staat eine Reform der geistes- und naturwissenschaftlichen Fakultäten, die bis dahin als reine Vorlesungsbetriebe liefen, vor. Er will, nach deutschem Modell, Lehre und Forschung in den Mittelpunkt rücken. Das verhilft den Arabischstudien zu einem Aufschwung, doch bleiben sie weiterhin außerhalb des Universitätsbetriebs und sind nicht in die geisteswissenschaftlichen Fakultäten integriert.

Eine unvollendete Reform: Paris bleibt Zentrum

Der bereits verbreitete Eindruck, dass die Forschung in Frankreich gegenüber den deutschen Universitäten im Rückstand ist, wird durch die Niederlage Frankreichs gegen Preußen 1870 noch verstärkt. Der Schock der Niederlage beschleunigt die Reformen an der École des langues orientales vivantes, die bereits für die Zeit vor dem Krieg geplant waren. Die Studenten müssen sich nun immatrikulieren und Prüfungen ablegen, um so nach drei Jahren ein Diplom zu erhalten, das nötig ist, um Dragoman zu werden. Der Unterrichtsbetrieb ist straffer organisiert, mit weniger Freiraum als zuvor, und verfestigt seinen berufsbildenden Charakter. Ungeachtet dessen wirft man der Schule noch bis 1910 vor, Absolventen hervorzubringen, die nicht in der Lage seien, ihre Sprachen zu sprechen, weil der klassischen Gelehrsamkeit ein zu großer Platz eingeräumt würde. Diejenigen Studenten, die sich mehr zu Wissenschaft und Forschung hingezogen fühlen, vervollständigen weiterhin ihr Studium am Collège de France und vor allem an der neuen École Pratique des Hautes Études, die 1868 nach deutschem Vorbild gegründet worden war. Hier wird Arabisch in der altphilologischen Abteilung unter der Leitung eines Gelehrten deutscher Abstammung, der in Göttingen promoviert hatte, stu-

diert.⁵ Später bietet auch die Abteilung für Religionswissenschaften, die gegründet worden war, als die theologische Fakultät der Sorbonne im Rahmen der Säkularisierung des öffentlichen Schul- und Hochschulwesens aufgelöst wurde, Lehrveranstaltungen zu islamischen Studien unter der Leitung Hartwig Derenbourgs an. Erst 1918 wird das Arabische im Lehrplan der reformierten Pariser Universität, der Nouvelle Sorbonne, aufgenommen.

Die Verfechter der Hochschulreform in Frankreich orientieren sich am Modell des dezentralen Hochschulwesens in Deutschland. Doch während die Arabischstudien sich an der damaligen deutschen Reichsuniversität Straßburg entwickeln, scheitert das zeitgleiche Vorhaben, orientalische Studien an der lothringischen Universität von Nancy zu gründen. Gleichmaßen scheitern ähnliche Vorhaben an den Fakultäten in Montpellier (Professur zwischen 1878 und 1888) und später in Lyon (Professur zwischen 1911 und 1926). Die Professoren bleiben isoliert, sie finden keinerlei Unterstützung in den anderen Fachbereichen und die Studentenzahl bleibt ausgesprochen niedrig (weniger als zehn pro Jahr). Dieser Misserfolg muss jedoch im Zusammenhang mit der nur unvollständig durchgeführten Hochschulreform in Frankreich gesehen werden, da es deren Initiatoren nicht gelungen war, die Organisation des Hochschulwesens um einige wenige, doch gut ausgestattete Zentren herum zu gestalten. Die zentrale Staatsmacht war unfähig, zwischen den jeweiligen lokalen Ansprüchen zu schlichten, so dass schließlich 1896 in jeder Stadt, in der mehrere Fakultäten existierten, diese zur Universität befördert wurden. Jede einzelne von ihnen war aber zu schwach, um ein Gegengewicht zu Paris darzustellen und einen soliden Studiengang Arabisch anbieten zu können.

Algier als zweiter Pol der Arabistik: eine Blüte der wissenschaftlichen Modernität

In Algier greift das Reformprogramm für das Arabische indes umfassend dank der Gründung der geisteswissenschaftlichen Hochschule École des Lettres im Jahre 1879 und ihrer Umwandlung in einen Fachbereich der neu gegründeten Universität 1909. Arabischlehrstühle werden dort eingerichtet und Diplome verschiedenen Rangs können vorbereitet werden, die auf Karrieren in der Staatsverwaltung vorbereiten, während gleichzeitig die Anforderungen in wissenschaftlicher Hinsicht größer werden. Besonders seit 1894, als die Leitung auf René Basset übergeht, einen Lothringer, dem das deutsche Hochschulwesen vertraut ist und der darauf achtet, dass die Arabischstudien immer die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse aus Europa in sich aufnehmen. Die Dynamik der Arabischstu-

⁵ Gemeint ist Hartwig Derenbourg, der Sohn Joseph Derenbourgs (ursprünglich: Derenburg), der 1867 in Göttingen promovierte.

dien in Algier profitiert von den zahlreichen französischen Lehrern für einheimische Schulen, die eine Zusatzausbildung für Arabischunterricht am Studienseminar (École Normale) in Algier bekommen haben. Gleichzeitig wird der Arabischunterricht an den *collèges* und *lycées*, also den Schulen der Sekundarstufe 1 und 2, ausgebaut, was 1906 schließlich zur Einführung einer *agrégation* für die arabische Sprache führt. In Marokko und Tunesien finden ähnliche Entwicklungen statt.

Doch das Bemühen um Modernität in der Wissenschaft hat in dem kolonialen Kontext auch seine Nachteile. Einerseits wird so die Marginalisierung der einheimischen Muslime voran getrieben, deren Kenntnisse nicht den neuen wissenschaftlichen Standards entsprechen: an den ebenfalls reformierten *médersas*⁶ sinken die Schülerzahlen, und an der Universität sind praktisch keine Einheimischen anzutreffen. Andererseits beschränken die hohen Ansprüche das Arabische auf den Status einer wissenschaftlichen Elitedisziplin. Die arabische Sprache wird wie eine alte Sprache als ein Objekt der Philologie oder der Sprachwissenschaft gesehen, als eine Sprache der Vergangenheit. Den Arabisten der Universität liegt wenig daran, die Grundkenntnisse der schriftlichen Sprache wie der Umgangssprache weit in den Schulen und in der Gesellschaft zu verbreiten. Sie fördern die Konsolidierung der arabischen Sprache als Kommunikationssprache und als Sprache mit Zukunft nicht. Sie sind zwar über die neuesten Entwicklungen der modernen arabischen Literatur im Orient auf dem Laufenden, besonders nach der Gründung eines französischen Instituts in Damaskus im Jahre 1922, mit dem sie in enger Verbindung stehen.⁷ Der Aufstieg der arabischen Literatur und Presse, der im Orient auch vom Aufkommen nationalistischer Bewegungen begleitet wird, wird jedoch in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen häufig als Bedrohung verstanden, der man sich nicht anpassen, sondern entgegenstellen muss. Die nach 1945 erfolgten Reformen, die aus dem Arabischen eine landesweite Sprache in Algerien machen sollten, haben nur geringen Einfluss.

Die Entkolonisierung als schwere Etappe

Die Professoren an der Universität Algier waren zu stark in den kolonialen Prozess eingebunden, als dass sie die algerische Unabhängigkeit hätten leicht akzeptieren oder sich auf sie hätten vorbereiten können. Bei der Entkolonisierung zahlen die Arabischstudien also den Preis für ihre Einbindung in den kolonialen Prozess. Die Vorrangstellung der *École des langues orientales vivantes* in Paris

⁶ An Anfang des Jahrhunderts sind die *médersas* elitäre Berufsschulen für muslimische Notare, Richter und Imame. Nach dem Zweiten Weltkrieg werden die *médersas* in Gymnasien umgewandelt.

⁷ Die moderne arabische Sprache wird auch am französischen Institut in Kairo studiert.

und die Schaffung einer modernen Universität in Algier werden so zu einem doppelten Handicap. Da die Fachbereiche in Algier aufgelöst worden waren, verstärkt sich das personelle Angebot in Paris, jedoch ohne dass die universitäre Struktur dadurch wirklich an Dynamik gewinnen würde. Die Entwicklung der Arabischstudien an der Sorbonne ist wegen des parallelen Angebots an der *École des langues orientales vivantes* gehemmt. Die Umstrukturierung der Sorbonne im Zuge des Mai 1968 schwächt ihre Situation abermals, und die *École des langues orientales* behauptet ihren Status als wichtigste Fachschule, auch wenn sie einen Großteil ihrer Funktion mit der Auflösung des Kolonialreiches verloren hat und ihre Einbindung ins Hochschulsystem immer noch unzulänglich ist.

Außerhalb des Pariser Raums hat sich an der Universität Aix-en-Provence ein neues Zentrum entwickelt. Einige französische Wissenschaftler der Universität von Algier fanden dort Unterschlupf. Allerdings konnte die Arabistik in Aix-en-Provence kaum ein neues Gegengewicht zu Paris bilden. Das Arabische setzte sich an den anderen Universitäten nur spät und im geringen Maße durch, obwohl es von der Expansion des Arabischunterrichts in den Schulen des Sekundarbereichs profitiert. Das gilt insbesondere in Großstädten und Ballungsräumen, wo der Bevölkerungsanteil von Personen maghrebinischer Abstammung am größten ist. Doch über diese institutionellen Aspekte hinaus leidet der Arabischunterricht auch darunter, von einer neuen Generation Sozialwissenschaftler angegriffen zu werden. Der Universität von Algier gelang es zwar, den Konflikt zwischen theoretischem und praktischem Wissen in oft fruchtbarer Weise zu lösen. Man warf ihr jedoch Verstrickung in die Kolonialpolitik vor und bezichtigte sie, als sie sich daraufhin auf die Studien alter Texte beschränkte, der Missachtung der gesellschaftlichen Realität. Die Generation der Wissenschaftler, die zur Kolonialzeit ausgebildet wurde, war daher oft versucht, sich auf sprach- oder literaturwissenschaftliche Arbeit zu beschränken und die zeitgenössische Landeskunde, insbesondere die des entkolonisierten Maghreb, zu vernachlässigen, um der gesellschaftlich heiklen Situation auszuweichen, in der Lehre und Unterricht der arabischen Sprache sich noch heute in Frankreich befinden.

ERLEBNISSE & VISIONEN

Exil im Orient – Die Briefe von Fritz Rudolf Kraus aus Istanbul, 1937–1949

Jan Schmidt

Einleitung

Verschiedene durch den Nationalsozialismus vertriebene Literaten haben mit ihrer Feder dem Aufnahmeland ein Denkmal gesetzt und der Nachwelt Einblicke in ihre Exilerfahrungen ermöglicht. Berichte von Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen über ihr Leben und Arbeiten in einem fremden Kontext erweiterten die Möglichkeit, sich die Situation zu vergegenwärtigen.

Zu den Ländern, die eine Reihe von Exilierten aufgenommen haben, gehörte die Türkei. Sie war neben Palästina das einzige Land des Vorderen Orients, in welchem eine Reihe deutscher Akademiker, meist jüdischer Herkunft, einen Wirkungsbereich fanden. Zu ihnen zählten auch einige Spezialisten für den Orient, insbesondere für den Alten Orient. Diese selbst in Deutschland als Luxusbeschäftigung angesehene Spezialisierung hatte in den Augen Atatürks große Bedeutung für die Identitätssuche des erst kürzlich gegründeten türkischen Staatswesens.

Die Einblicke, welche die Orientalisten in die dortige Lebens- und Alltagswirklichkeit während der dreißiger Jahre hatten, sind der Nachwelt in der Regel nicht überliefert. Möglicherweise liegt das daran, dass sowohl Istanbul als auch Ankara weniger als orientalische, denn als noch nicht vollends entwickelte moderne Städte galten. Für eine exotisch inspirierte Neugier bildeten sie keinen lohnenden Gegenstand.

Auf diesem Hintergrund erlangt die Sammlung von mehr als 2000 Briefen aus dem Nachlass des Assyriologen Fritz Rudolf Kraus (1910-1991), die in der Universitätsbibliothek Leiden aufbewahrt wird, besondere Bedeutung.¹ Insbesondere die 154 Episteln, die Kraus aus seinem erzwungenen Exil an seinen Bruder Werner, der weiterhin in Deutschland lebte, schrieb, klären uns auf über die Le-

¹ Diese Sammlung, schon von dem Besitzer selbst ordentlich archiviert, wurde kurz vor seinem Tod der Leidener Bibliothek geschenkt. Neben den Schriftstücken, die Kraus erhielt, bewahrte er Durchschriften der Briefe auf, die er absandte. Diese Gewohnheit behielt er nicht nur bei wissenschaftlichen sondern auch bei persönlichen Korrespondenzen, wie den Briefen an die in Deutschland zurückgebliebene Familie, bei. Briefe aus den Jahren vor 1937, dem Jahr seiner Emigration, wurden, wenigstens zum Teil, von ihm vernichtet.

benssituation eines Emigranten, der beständig um Arbeitsmöglichkeiten und Aufenthaltsrecht kämpfen muss.²

Die Lebenssituation von Werner Kraus unter der Herrschaft der Nationalsozialisten ist ebenfalls äußerst kompliziert und bisweilen lebensbedrohlich, wovon er dem Bruder wegen der Zensur allerdings nur unter größter Zurückhaltung berichtet.

Da die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland im August 1944 abgebrochen wurden, erlebte die Korrespondenz eine Unterbrechung bis zum Sommer 1946. Erst zu diesem Zeitpunkt erhielt Kraus die Nachricht vom Tod seiner Mutter. Der Leser der Briefe erfährt, dass die Lebensumstände von Werner Kraus in den letzten Monaten vor und nach Kriegsende um ein Vielfaches dramatischer waren als diejenigen seines Bruders. Dank des Wegfalls der Briefzensur konnte Werner Kraus jetzt ausführlich über seine Überlebensstrategien berichten. Die väterliche Fabrik wurde im Gefolge der Kristallnacht unter Zwang verkauft. Es gelang ihm zunächst nur mit Mühe, eine Arbeit als Lagerist zu finden. Ab 1943 beteiligte er sich finanziell an einer Firma in Schlottwitz, die nominell einen ‚arischen‘ Inhaber hatte. Kraus wurde zweimal verhaftet und in den letzten Kriegstagen zum Volkssturm eingezogen.

Von den Schwierigkeiten des Wiederaufbaus in der russischen Besatzungszone, mit denen Privatunternehmer zu kämpfen hatten, erzählt Werner Kraus in vielen Einzelheiten. Nach den dramatischen Tagen zu Kriegsende lag die Spremberger Fabrik in Trümmern, und das Haus der Familie diente der russischen Armee als Militärhospital. Dennoch gelang es dem Bruder bereits Ende 1945, eine Reparaturwerkstatt aufzubauen. Im Gefolge der Währungsreform wurde diese Firma zu ‚Volkseigentum‘. In der Hoffnung auf geregelten Handel nach Gründung der Deutschen Demokratischen Republik baute Werner Kraus 1949 eine Zylinderschleiferei auf. Deshalb sind diese Briefe nicht nur ein willkommener Beitrag zur Dokumentation des deutschen Exils in der Türkei während des Nationalsozialismus, sondern auch zum Wiederaufbau in dem Gebiet der späteren DDR.³

² Sie haben die Form von Durchschriften, meist auf beiden Seiten maschinengeschrieben, welche, insbesondere gegen Mitte der vierziger Jahre, von immer schlechterer Qualität wurden und deshalb sehr schwierig zu lesen sind.

³ Einen der bekanntesten Berichte schrieb der Jurist Hirsch, *Kaisers Zeiten*. Für eine Bibliographie vgl. Hillebrecht, *Haymatloz*, 232–233.

Biographie

F. R. Kraus wurde 1910 in Spremberg (Niederlausitz) geboren.⁴ Sein Vater, der Tuchfabrikant Siegfried Kraus, der 1937 starb, stammte aus Wien. Er war jüdischer Abstammung, ließ sich aber taufen und heiratete Ilse Karge, mit der er zwei Söhne hatte: Fritz Rudolf und Werner. Während der jüngere Bruder in die väterliche Textilfabrik eintrat, studierte Kraus nach dem Gymnasium semitische und orientalische Sprachen in München und Leipzig. Er lernte Akkadisch, Hebräisch, Ägyptisch und Koptisch, daneben auch moderne Sprachen wie Arabisch und Türkisch. Da er nach den Nürnberger Gesetzen als ‚Halbjude‘ eingestuft wurde, erwies sich eine berufliche Laufbahn nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten als aussichtslos. Im August 1935, kurz bevor Benno Landsberger von der Leipziger Universität vertrieben wurde, promovierte er Kraus noch mit einer Arbeit über *Die physiognomischen Omina der Babylonier*. Landsberger konnte im Herbst 1935 dank einer Berufung an die Universität Ankara in die Türkei emigrieren. Kraus fand jedoch in Deutschland keine Möglichkeit, mit seinen Fachkenntnissen seinen Lebensunterhalt zu verdienen und musste von seinen Eltern unterstützt werden. Am 27. Juni 1937 wanderte er in die Türkei aus, ohne eine ernsthafte berufliche Perspektive zu haben. Dank der Fürsprache Landsbergers wurde er zum Konservator der Tontafelabteilung (*tablet mütehasisi*) am Archäologischen Staatsmuseum in Istanbul ernannt. Hier befasste er sich mit der Beschreibung und Katalogisierung der umfangreichen, mehr als 70.000 Stück umfassenden Sammlung von Tontafeln des Museums, die ursprünglich in Mesopotamien und Anatolien – in Nippur und anderen Fundstätten – ausgegraben worden waren. Anfang 1942 wurde er außerdem mit dem Unterricht türkischer Studenten beauftragt und zum wissenschaftlichen Assistent für altmesopotamische Geschichte und Assyriologie an der Universität Istanbul ernannt.

1946 heiratete er seine langjährige Istanbul-Freundin Chariklia Anastasiadis, der er schon 1940 begegnet war, die er aber wegen bürokratischer Hindernisse seitens des deutschen Auswärtigen Amtes nicht hatte heiraten können.⁵ Im Oktober 1949 war Kraus im Stande, die Türkei zu verlassen und sein zunehmend beschwerlich werdendes Exil zu beenden. Er litt unter dem Mangel an Freundschaften, zumal Landsberger und Güterbock 1948 die Türkei verlassen hatten, unter Schwierigkeiten, Erlaubnis für die Publikation seiner Untersuchungen zu bekommen und schließlich unter dem Bangen um seine akademische Zukunft. Eine Rückkehr in das zerstörte Deutschland erwies sich vorläufig als unmöglich. Abermals dank der Anstrengung Landsbergers wurde er 1949 von dem Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Wien und Vorstand des Orientali-

⁴ Für eine Kurzbiographie und eine Publikationsliste vgl. Stol, „F.R. Kraus“.

⁵ Hoss, „Vogelfrei“, 141.

schen Instituts, Herbert Duda, von dem er ehemals die ersten Anfänge des Türkischen erlernt hatte, nach Wien eingeladen, um den Lehrstuhl des entlassenen Viktor Christian, eines überzeugten Nationalsozialisten und ehemaligen Abteilungsleiters im ‚Ahnenerbe‘, zu besetzen.⁶ Im Februar 1950, nach „wahnsinnige[n] Laufereien“ und Problemen mit der türkischen Bürokratie, kamen er und Chariklia, nach kurzem Aufenthalt in Rom, in Wien an. Er war dort außerordentlicher Professor für altsemitische Philologie und orientalische Archäologie. Vier Jahre später erhielt er einen Ruf an die Universität Leiden, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1980 als Professor wirkte. Seine Frau starb 1988, er selbst im Januar 1991.

Der verarmte Preuße am Bosphorus

Die Briefe an Werner dokumentieren in einem sehr lebendigen Stil voller Humor und Ironie das Leben eines soi-disant unbeugsamen Preußen in einem Land von in vielen Hinsichten lockerem Lebenswandel. Der Humor war es ohne Zweifel auch, der ihm half, diese schwierigen Jahre – schwierig in erster Stelle wegen der endlosen finanziellen und bürokratischen Probleme – zu überstehen. Arbeitsverträge, und somit das Recht auf eine Aufenthaltserlaubnis, waren immer befristet, deren Verlängerung unsicher und oft hinausgezögert. Kraus wurde darüber hinaus von Heimweh und vom Gefühl, von der „zivilisierten“ (europäischen) Welt, insbesondere auch der akademischen Welt, ausgeschlossen zu sein, gequält. Während des Krieges kam noch die unsichere Lage der Türkei hinzu. Der Krieg war zudem Anlass, wie Kraus regelmäßig und besorgt berichtete, für eine fortwährende Teuerung, die nicht im geringsten durch sein niedriges Gehalt kompensiert werden konnte – wenn er dieses überhaupt bekam – und die Kraus, wie er schrieb, zu einem „Kleinbürger mit proletarischem Lebensstandard“ reduzierte.⁷ Lebensmittelpreise verfünffachten sich zwischen 1938 und 1944. Schon 1943 wurde sein ganzes Einkommen für Ernährung, Zigaretten, Brennstoff, Gas, Elektrizität und Miete ausgegeben – Geld für Kleidung, Möbel und so weiter gab es niemals. Am 1. Mai 1943 schrieb er: „Für Gas und Elektrizität habe ich im April 38.24 RM bezahlt und dabei sitzen wir abends bei einer einzigen vierkerzigen Birne alle zusammen. ... Wäre ich ein Hiesiger, so würde ich sagen ‚Gott ist gross‘, Allah büyük. Damit können sich die Leutchen irgendwie trösten. Wohl ihnen.“⁸ Brot wurde ab Januar 1942 rationiert, und Sachen wie Rasiermesser, Streichhölzer, Kaffee und Kuchen konnte man normalerweise nicht mehr kaufen. Sich Geld aus Deutschland überweisen zu lassen, war von Anfang an unmöglich.

⁶ Zu Viktor Christian siehe auch den Artikel von Stefan Hauser in diesem Band.

⁷ Brief Nr. 109 an Werner Kraus vom 01.06.1946.

⁸ Brief Nr. 93 an Werner Kraus vom 01.05.1943.

Briefzensur machte alles noch schlimmer und eben diese zwang ihn, wie er später zugab, in seinen Briefen an seine Mutter und seinen Bruder einen heiteren, ungezwungenen Ton anzuschlagen, vor allem um sie nicht zu sehr zu beunruhigen. So gestand er Anfang 1944, dass er es müde war, immer wieder amüsante Skizzen produzieren zu müssen, und nicht imstande war, zu schreiben, was er eigentlich schreiben wollte: „Schon seit Jahren verfasse ich im Schweiß meines Angesichtes (dies allerdings in etwa der Hälfte der Fälle wegen der Sommerhitze) so eine Art Feuilletons und Ihr habt sogar die Güte, diese Art von Hervorbringungen amüsant zu finden... Aber richtige Briefe sind es doch nicht. Was ich gern wollte, mich einmal richtig auszusprechen über das, was einen wirklich angeht und bewegt, das kann man ja im Briefe schon längst nicht mehr... Na, und bei dem schrecklichen Ernst der Zeit hatte ich nun einfach von dieser Art Schriftstellerei die Nase voll...“⁹

Bisweilen enthielten seine Zeilen wichtige Nachrichten wie den Bericht über den Tod Atatürks im Jahre 1938. Ein Jahr später reflektierte er über den Ausbruch des Krieges und die prekäre Lage der Türkei, somit die sinnlose Destruktion infolge des sogenannten ‚Totalen Krieges‘ in Europa. In August 1943 schrieb er an Werner: „Manchmal werde ich ja traurig, wenn ich denke, daß der Mensch alle wilden Tiere und fast alle Naturgewalten zweckdienlich bezwungen und sich unterworfen hat, um sich dann höchstselbst mit größtem Raffinement auszurotten. Wozu dann erst die ganze schmerzliche Entwicklung vom Höhlenmenschen bis zum – Luftschutzkellergast 1943?“¹⁰ Anfang 1943 berichtet er in verschleiender Weise von der diskriminierenden Vermögensabgabe, das *varlık vergisi*, mit welcher die türkische Regierung, mitten im Krieg, Nichtmuslimen Steuersätze auferlegte, die das Zehnfache der Steuer für Muslime betrug. Kraus‘ Verlobte Chariklia wurde aufgefordert, eine Summe von ungefähr 1000 Mark zu bezahlen, die sie gar nicht besaß. Nach neun Monaten wurde sie glücklicherweise von dieser unmöglichen Verpflichtung – das Arbeitslager und Schlimmeres drohten – freigestellt.

Bedrohlich erschien die Lage von F. R. Kraus, nachdem am 2. August 1944 die diplomatischen Beziehungen der Türkei zu Deutschland abgebrochen wurden und alle deutschen Staatsangehörigen die Türkei verlassen sollten. Ende August erschien ein Polizist an der Tür und teilte ihm mit, dass er nach Anatolien umgesiedelt würde. Dank des Dekans der Philosophischen Fakultät wurde Kraus im letzten Moment vom Bahnhof Haydarpaşa zurückgeholt. „Die Abtransportierten, wahllos Nazis, Nichtnazis und Zufallsdeutsche fremder Zungen durcheinander, blieben 1½ Jahr im Landesinnern“ schrieb er nach dem Krieg an Theo Bauer.¹¹ Tatsächlich wurden etwa 600 in der Türkei lebende Deutsche, die nicht nach Deutschland zurückkehren wollten (ungefähr die Hälfte), in Kirşehir, Yozgat und

⁹ Brief Nr. 105 an Ilse Kraus vom 13.02.1944.

¹⁰ Brief Nr. 99 an Werner Kraus vom 24.08.1943.

¹¹ Brief Nr. 4 an Theo Bauer vom 27.06.1947.

Çorum interniert. Wurde Kraus ein weiteres Exil also erspart, kam indessen eine neue Sorge hinzu: ab August 1944 war es nicht länger möglich, Briefe mit Deutschland zu wechseln.

Alltagsverhalten und Gebräuche

Neben Einblicken in seine prekäre Existenz in einem vom Weltkrieg bedrohten Lande vermitteln die Briefe ein deutliches Bild von seinem Umgang mit Türken und den Reibungen, die aus einem Aufeinandertreffen verschiedener Kulturen resultieren können. In November 1937 schrieb er an Johannes Friedrich: „Die deutsche Zucht, welche bei mir als einem Zögling des ehemals Königlich preußischen Joachimsthalschen Gymnasiums eine speziell preußische Ausprägung hat, ist für die Deutschen wahrscheinlich das größte Hindernis, wenn sie im Ausland etwas leisten wollen... Dinge wie Pflichtgefühl, kategorischer Imperativ und dergleichen Hochbegriffe tut man gut, hier nur für den Privatgebrauch zu reservieren und nicht hervorzukehren, wie ich es leider getan habe. Zur Erläuterung darf ich ein aktuelles Beispiel anführen: wir haben heute den 14. Tag des Ramazan, der in dem altmodischen Istanbul noch weitgehend als Fastenmonat eingehalten wird. Die Leute essen also von früh um 6 bis nachmittags um 5 etwa nichts und müssen morgens schon vor 5 aufstehen, um ihr nächtliches Frühstück zu nehmen. Da der Islam nicht mehr Staatsreligion ist und auf die Fastenden offiziell keine Rücksicht mehr genommen wird, sie also arbeiten müssen, sind sie nicht nur verhungert, sondern auch müde. Der Anblick der Essenden, welche es auch unter den Muslimen zahlreich gibt heutzutage, macht sie noch nervöser: sie werden von Tag zu Tag ungenießbarer. Der regelrechte Streik eines Dieners im Museum veranlaßte mich zu einer Nachforschung, welche ergab, daß das gesamte Museum sich in heller Entrüstung gegen mich befindet. Mein alter Diener (der mich nebenbei überwachen soll) wohnt mindestens eine halbe Stunde zu Fuß vom Museum und muß laufen, da er kein Geld für die Trambahn hat. Da die offizielle Arbeitszeit bis 5 ist, kommt er fast eine Stunde nach Ende der Fastenzeit nach Hause und muß auf diese Weise eine Stunde länger fasten, was dem älteren Manne beschwerlich fällt. Man erwartet nun von mir, daß ich das Museum so zeitlich verlasse, daß er beim Kanonenschuss, welcher das Ende des Tagfastens bezeichnet, mit speisen beginnen [kann]... Ich fragte nun einen der deutschsprechenden türkischen Herren: wie kann ich denn um 4 Uhr weggehen, wo mir der Direktor doch gesagt hat am Anfang, mein Dienst dauerte bis 5 Uhr? Antwort: das macht nichts, da findet niemand was dabei. Nun gut, sagte ich, warum hat mir kein Mensch gesagt, ich solle vorher weggehen? Antwort: so etwas verbietet die türkische Höflichkeit (welche aber nicht verbietet, den ahnungslosen Ausländer unschuldig Fehler begehen zu lassen und ihn dann dafür zu hassen). Ich: dann werde ich also sofort den Direktor um Erlaubnis bitten, früher gehen zu dürfen. Antwort: wenn Sie

das tun, muß er Ihnen laut Gesetz sagen, daß Sie bis 5 Uhr zu bleiben haben. Dann ist eben außer der Dienerschaft und den unteren Beamten, auch der Dir. wütend, daß Sie ihnen so verfängliche Fragen stellen. Also ist es hier wieder die Frage der Verantwortlichkeit, welche keiner hier haben will: ich soll sie auf mich nehmen, indem ich nach dem Wunsch der Diener gegen die amtliche Verfügung früher schließe.“¹²

Als Kraus mit dem Unterricht begann, kam noch das Problem der Sprache hinzu. In der ersten Zeit machte er Gebrauch von einem Dolmetscher, wie er Werner im März 1942 berichtete: „Ich hatte etwa dreißig Hörer, wenn ich recht gezählt habe, eine ganz stattliche Anzahl, die Mehrzahl weiblich. Ich sage einen Satz, der Übersetzer, ein junger Türke, der in Leipzig in Geschichte doktoriert hat, den ich aber dort nicht kennen gelernt habe, übersetzt und alle Federn rascheln über das Papier. Die Jüngeren schreiben Lateinschrift, die älteren arabisch, aber sie schreiben jedes Wort des Übersetzers. Das ist alte Sitte hier, die Studenten haben ja keine Bücher... Die arabische Schrift ist übrigens fast wie Stenographie, man kann sie erstaunlich schnell schreiben...“¹³

Einmal wurde Kraus von Studenten zum Tee der Studentenschaft der Fakultät eingeladen: „Da ich noch nie so etwas mitgemacht hatte“, so berichtete er seiner Mutter, „nahm ich die Einladung an. Ich kam gerade zu den Deklamationen zu recht. Diese außerordentliche Übung wird man wohl kaum so leicht in anderen Ländern antreffen. Ein Student nach dem anderen trat auf und sagte ein Gedicht, mehr oder weniger bekannt, eines älteren Dichters auf. Das Interesse an älterer und besonders an neuester Gedichtung ist hier, wenigstens in gebildeten Kreisen, erstaunlich groß... Dann kam viel nationaler Klimbim, der hier bei allen Veranstaltungen solcher Art unvermeidlich ist. Ich argwöhne im stillen, daß sich die jungen Türken, und auch die alten, dabei im Grunde ebenso langweilen wie ich... Zu den schauderhaft durchdringenden, barbarischen Tönen einer Pfeife und einer Pauke führten manchmal zwei, manchmal drei junge Leute in gehobener ‚Volks-tracht‘ Volkstänze auf... Hübsch war ein allerdings höchst urtümlicher Messer-tanz... Dann folgte eine Art Sketch von Studenten recht naiv aber mit mancher Begabung gespielt, der allerdings in dem Gespräche der zahlreichen Zuschauer ziemlich unterging. Jetzt wurde nämlich der Tee serviert. ... Die Leutchen hier sind rührend anspruchslos. Von 2 bis 5 sitzen sie trocken, dann verschlucken sie ihre Tasse warmes Wasser und ihr Stückchen Kuchen und dann sitzt alles wieder bis 8 Uhr völlig trocken. Nach Tee und Sketch begann der Tanz wie man ihn in jedem drittrangigen Tanzlokal Europas vor dem Kriege sehen konnte. Seit meiner Ankunft hier hat die Tanzkunst des Publikums sichtbare Fortschritte gemacht, man bemerkt Jünglinge und Mägdlein, welche die im Kino erlauschten Posen der Modetänze exotischer Herkunft nachzuahmen sich bemühen. Da schwenkte ich

¹² Brief Nr. 2 an Johannes Friedrich vom 20.11.1937.

¹³ Brief Nr. 74 an Werner Kraus vom 11.03.1942.

also, ein längst in den Stall gezogenes, einst erprobtes Streitroß, meine zum Teil sehr hübschen Schülerinnen, deren Papa ich schon halb und halb sein könnte. Es war ein seltsames Unternehmen, denn jeder kleinste Flirt ist hier natürlich ausgeschlossen, wo ich der Weisheits- und gütvolle Lehrer bin, und meine ‚Damen‘ mich mit einem Rest orientalischen Respekts für den Lehrer behandeln...“¹⁴

Neben der Arbeit im Museum, an der Universität oder zu Hause pflegte Kraus ein beschränktes soziales Leben. Chariklia spielte eine hervorragende Rolle ab 1940 und verschaffte ihm ein gemütliches Zuhause. Darüberhinaus pflegte er kaum Freundschaften, auch nicht im Kreise der deutschen Exilierten. Von Kollegen wie Clemens Bosch, Hellmut Bossert oder Hellmut Ritter hielt er sich meist fern. Robert Anhegger und Andreas Tietze kannte er zwar namentlich, lernte sie aber niemals persönlich kennen. Selten wurde er von türkischen Kollegen nach Hause eingeladen. Es war und blieb Landsberger, und in geringerem Maße Hans Gustav Güterbock, beide in der Universität Ankara angestellt, mit denen er die besten aber seltenen Abende verbrachte. Einige Male war er im Stande, Ankara zu besuchen, zum letzten Mal im November 1943, als er, eingeladen von Landsberger, dem dritten Kongress des Türk Tarih Kurumu beiwohnte und einen Vortrag auf Türkisch hielt. Nur einmal konnte er eine längere Anatolienreise machen. Das war 1938. An Johann Jakob Stamm schrieb er: „Mitte September war ich dann 13 Tage in Anatolien... Ich kam bis nach Malatya, in Sicht des Eufrat - überschreiten darf ihn ein Ausländer nicht, nur mit spezieller Genehmigung, die einzuholen ich nicht erst versucht hatte. Ich bin geneigt, diese kurze Reise auf einigen der Haupt-eisenbahnlinien des Landes für die schönste meines Lebens zu halten. Landschaft, Antiken, Berührung mit dem Orient waren die drei aufregenden Elemente einer teilweise märchenhaften Fahrt. Da sehen sie die Patriarchen auf ihren Eselhengsten reiten, da hocken die Kurdenfrauen vor dem Balkenzaun des Gefängnishofes und schreien zu ihren eingesperrten Männern hinüber, da schlafen die Menschen in Teppiche gewickelt auf den flachen Dächern der Häuser aus Lehm und Häcksel... Würde dieses Land einmal touristisch ausgeschlachtet, etwa von Cook nach Muster Ägypten – und die Regierung will mit Gewalt den Tourismus –, dann muß ich stark für die Schweiz fürchten: was für grandiose Gebirge gibt es hier!“¹⁵

An dieser Stelle soll nicht erörtert werden, welche Aspekte Ägyptens touristisch ausgeschlachtet wurden. Den Aufenthalt in Istanbul begriff Kraus subjektiv nicht als Kontakt mit dem Orient. Die Bearbeitung der Keilschrifttafeln, also die Rückschau auf die Geschichte des Alten Orients, gehörte offensichtlich ebenso wenig dazu. Für ihn erfolgte die Berührung erst durch die Einblicke in das einfache Leben. An dieser Gleichsetzung änderte der jahrelange Aufenthalt in der Türkei nichts. Bereits in einem Brief an seinen Kollegen Johannes Friedrich hatte er von dieser Reise berichtet: „...die Berührung mit den ersten Vorposten des immer

¹⁴ Brief Nr. 106 an die Mutter vom 21.03.1944.

¹⁵ Brief Nr. 5 an Johann J. Stamm vom 17.11.1938.

noch leidlich erhaltenen Orients ist für einen Orientalisten schlechterdings ein grosses Erlebnis.“¹⁶

Diese Bemerkung deutet zugleich den Wert der Briefe für den Leser an: Er nimmt teil an den Beobachtungen in der Türkei aus den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, deren Autor sowohl über historische Kenntnisse als auch über sprachliche Kompetenz verfügt.

Bibliographie

Hillebrecht, Sabine (Hrsg.): *Haymatloz – Exil in der Türkei 1933–1945*. Schriftenreihe des Vereins Aktives Museum 8. Berlin 2000.

Hirsch, Ernst: *Aus des Kaisers Zeiten durch die Weimarer Republik in das Land Atatürks*. München 1982.

Hoss, Christiane: „Vogelfrei. Die Verfolgung der Emigrantinnen und Emigranten in der Türkei durch das Deutsche Reich“, in: Sabine Hillebrecht (Hrsg.): *Haymatloz – Exil in der Türkei*, 130–155.

Stol, Marten: „In Memoriam F.R. Kraus“, in: *Bibliotheca Orientalis* XLVIII (1991), 331–336.

¹⁶ Brief Nr. 3 an Johannes Friedrich vom 30.12.1938.

Ein Werkstattbericht: Die Sammlung der Briefe Georg Jacobs (1862–1937)

Norbert Diekmann¹

Im Zusammenhang mit genealogischen Forschungen über die Königsberger Familie Jacob stieß ich auf Briefe, die der Turkologe Georg Jacob seinen Kollegen geschrieben hat. Neben einigen Werkmanuskripten in der Universitätsbibliothek Kiel existieren von diesem Orientalisten, den Johann Fück „eine der markantesten Gestalten“² zu Beginn des 20. Jahrhunderts nannte, lediglich Nachlasssplitter in Privatbesitz.

In Königsberg 1862 als Kaufmannssohn geboren, wuchs Jacob nach dem frühen Tod des Vaters mit zwei älteren Schwestern auf. Mutter und Schwestern blieben Zeit seines Lebens die einzigen Gefährten, die ihn in Halle, Erlangen und Kiel begleiteten. 1887 wurde er in Leipzig mit einer Arbeit über den „nordisch-baltischen Handel der Araber im Mittelalter“ promoviert. Die Thematik zeigt, dass er Orientalistik nicht als bloße Sprach- oder Literaturwissenschaft verstand. Er sah die Interessen seines Fachs durch Zumutungen der Theologen oder der Altphilologen bedroht und plädierte dafür, statt Latein und Griechisch Chinesisch und Türkisch in den Kanon der klassischen Bildung aufzunehmen. Zu seinen Interessengebieten gehörten die Beduinen, die islamische Mystik, die Ḥāfiz-Dichtung und die Wanderung des Schattentheaters nach Westen. Jacobs letzte Veröffentlichung beschäftigte sich mit *Shakespeares Naturverbundenheit*.³ Nach einigen Schwierigkeiten wird er 1901 als a.o. Prof. nach Erlangen berufen. Auch die Umwandlung seiner Stelle in ein Ordinariat 1910 kann ihn nicht davon abhalten, 1911 den Lehrstuhl in Kiel anzunehmen, wo er bis 1929 lehrt. Die Zusammenstellung der Jacob-Briefe aus Nachlässen anderer Wissenschaftler bildet neben der Auswertung der „durchschossenen“ Handexemplare einiger Werke sowie seiner Veröffentlichungen eine unersetzbare Möglichkeit, sich der Gedankenwelt Jacobs anzunähern.

¹ Norbert Diekmann, Schumannweg 7, 48599 Gronau, diekmann-gronau@web.de.

² Fück, *Studien*, 319–321. Hingewiesen sei auf die Darstellungen von Becker, „Georg Jacob als Orientalist“, 1932; Littmann, „Georg Jacob“, 1937 (Nachdruck: 1986).

³ Glückstadt 1937, 35 S.

Drei Briefe Georg Jacobs an Theodor Nöldeke/Straßburg⁴

Erlangen 9/3 1904

Hochverehrter Herr Professor,

Herzlichen Dank für Ihre Karte. Über arabische Geographen zu arbeiten ist hier unmöglich, es fehlt die ganze Litteratur. Sonst ist unsere Universitäts-Bibliothek nicht schlecht, unvergleichlich besser als die Greifswalder und wol auch als die Hallenser, man kommt mir auch nach Kräften entgegen, wird jetzt z. B. das unter Edhem Pascha's Protektorat herausgegebene Werk über die Osmanische Baukunst (200 Mark) anschaffen, aber ich musste mich beschränken, von der arabischen Litteratur werden nur Dichter angeschafft, für die schon Abel⁵ gut gesorgt hatte, Syrisch habe ich für ausschliesslich die Theologen angehend erklärt; für das Türkische haben wir dagegen bereits eine recht hübsche Handbibliothek, auch einzelne persische Lücken sind ausgefüllt.*

Als meine Lebensaufgabe betrachte ich die Förderung der islâmischen Kulturgeschichte. Ich wollte so wie das Beduinenleben zunächst die Omaiadenzeit behandeln, hierbei naturgemäss den Organismus des Staats, nicht das Privatleben, in den Mittelpunkt rückend. Ich hatte bereits ein grosses Stück Ṭabarī, etliche Dichter etc. verarbeitet, als die Gemeinheiten, welche ich erfahren musste, mich an der Durchführung meines Planes verzweifeln liessen. In Berlin erzählte man am Bierisch, dass mein Beduinenleben entsetzlich unvollständig wäre, nach einiger Zeit sprach Praetorius das nach. Wenn ich jedem Kapitel einen Band à la Schwarzlose's Waffen⁶ hätte widmen wollen, so wären dadurch die 20–30 Bände Beduinenleben natürlich sehr viel unbrauchbarer geworden. Die Fälle, mit denen Fischer die Unvollständigkeit belegte, bestanden in Schwindelwörtern aus dem 'Iqd,⁷ welche in keinem altarabischen Gedicht zu belegen waren, also das Bild verfälscht hätten und in solchen Worten, über die bei den Commentaren selbst die grösste Meinungsverschiedenheit herrschte, die man also nicht in einer Darstellung des Beduinenlebens verwerten kann, da der Sinn nur geraten ist. In letztere Klasse fiel auch das mir von Praetorius angebotene Material, das ich dankend ablehnen musste. Es gehörte ins Lexikon, nicht in eine Darstellung.

⁴ Die Originale befinden sich in der Universitätsbibliothek Tübingen, Handschriften-Abteilung, Md782: Nachlass Nöldeke. A 4. Für die Erlaubnis, die Briefe in diesem Rahmen abzudrucken, sei Frau Anna-Elisabeth Bruckhaus/Universitätsbibliothek Tübingen herzlich gedankt.

⁵ Ludwig Abel war Vorgänger Jacobs auf dem Erlanger Lehrstuhl.

⁶ Schwarzlose (1830–1900), *Kitāb as-Silāb*.

⁷ Fischer, „Pfeile aus Nab'-Holz“. Mit 'Iqd ist die Gedichtsammlung *al-'Iqd al-farīd* von Ibn 'Abdrabbihī aus dem 9./10. Jahrhundert n. Chr. gemeint.

Als ich einmal Sachau fragte – es handelte sich damals um die ungelöste schwedische Preisaufgabe** – ob ich, wenn ich das Material der in brauchbaren Ausgaben vorliegenden vorislâmischen Dichter verarbeite, Hoffnung hätte, ein Reisestipendium zu erhalten, um mir etwas Anschauung vom modernen Beduinenleben wenn auch nur in seinen Grenzen zu verschaffen, die meiner Darstellung sehr zu Gute kommen würde, erhielt ich den Bescheid, dass ich nicht sein, sondern Ihr Schüler sei und mich an Sie wenden möchte, da ich mich ausserhalb des allein seligmachenden Berlins herumgetrieben hatte. Ich bemerkte sofort, als ich mich mit der Omajjadenzeit zu beschäftigen angefangen hatte, dass eine Kenntnis Syriens sehr wünschenswert wäre. Hätte man mir damals einige 100 Mark verschafft,*** so wäre ich statt nach Konstantinopel nach Damaskus gegangen. Das wäre vielleicht für das Objekt meiner weiteren Studien bestimmend geworden.

Jetzt glaube ich mich auf türkischem Gebiet weit nützlicher machen zu können. Seit Jahren sammle ich Erzählertexte und habe nach vielen Mühen jetzt so viel beisammen, dass ich von einer Phase morgenländischer Erzählungskunst ein klares Bild zu geben vermag. Das wird ein Baustein zur Entwicklung des Ganzen, die zu begreifen mir des Schweißes der Edlen wert scheint. Ich lese im Sommer wieder meine Culturgeschichte des Islam, diesmal einstündig, weil ich mehrere Hefte ganz umarbeiten muss. Die Türken sind allmählich in den Vordergrund getreten und mich beschäftigt jetzt lebhaft der Plan, eine türkische Culturgeschichte zu schreiben. Meine Gedanken und Reisepläne sind auf Isnik, Eskischehir und Bursa gerichtet und zwar so intensiv, dass ich für Syrien augenblicklich nichts übrig habe. Übrigens ist ja der ganze Muqaddasî ins Englische übersetzt.⁸

Ich habe mich jetzt entschlossen die Baupläne, welche ich für mein Colleg gebrauche, selbst zu zeichnen, weil ich für die Sache dabei lerne. Einige Ferienwochen wird das kosten, aber der Zeichner hätte wahrscheinlich viel Geld verlangt und nicht Alles nach Wunsch gemacht. Ich brauche etwa ein Dutzend Grundrisse von Brussaer Bauten und Werken Sinan's zu Demonstrationszwecken, vielleicht auch noch von einigen Großmogulbauten, um die direkte Abhängigkeit von Sinan zu veranschaulichen.⁹ Seitdem ich weiß, dass die islâmische Baukunst nicht griechisch ist, übt sie auf mich einen erhöhten Reiz aus. Hoffentlich bekommen wir die technische Hochschule nach Erlangen. Die Zettelarbeit an der Encyclopädie¹⁰ habe ich in diesem Winter wesentlich gefördert.

Mehmed II Divan¹¹ ist vollständig gedruckt, Aushängebogen habe ich aber noch nicht. Das Glossar giebt sämtliche Belegstellen, alle Zahlen habe ich während der

⁸ Die Übersetzung des arabischen Geographen aus dem 10. Jahrhundert ist: Ranking und Azoo (eds.), *Ahsan at-taqāsīm*.

⁹ Sinān ist der bedeutendste osmanische Architekt (1489–1578).

¹⁰ Gemeint ist die 1. Auflage der *Enzyklopaedie des Islām*, zu der Jacob Beiträge lieferte.

¹¹ Jacob, *Der Divan Sultan Mehmeds*.

Correctur noch einmal verglichen. Drugulin¹² gab sich Mühe, aber die Typenzusammenstellungen waren so geschmacklos, dass ich Einiges neu setzen lassen musste, auch jetzt ist nicht alles nach Wunsch; bei dem für den Text gewählten Alphabet fehlten, wie sich zu spät herausstellte, alle Ligaturen.

Sehr dankbar wäre ich Ihnen für die türkische Publikation des Lazarewschen Instituts.¹³ Ein anderes Mal schreibe ich Ihnen näheres über das Hohe Lied, da habe ich auch unglaubliche Erfahrungen gemacht, so dass ich mich nie wieder um das Alte Testament zu bekümmern gedenke.¹⁴ Ich muss das einmal genau belegen, was sich auf theologischem Gebiet Wissenschaft nennt und wie es um die Kritik unserer theologischen Größen steht.

Mit bestem Gruß

Ihr erg.

Georg Jacob

*) Ḥāfiẓ besitzen wir allerdings noch nicht trotz Spiegel's langjähriger Wirksamkeit!

**) Von der Lösung durch mein Beduinenleben hat niemand Notiz genommen.

***) Wie viel Geld hat man nutzlos an Moritz verschwendet!

Köln, Domplatz 25/3 1905

Hochverehrter Herr Professor,

Entschuldigen Sie zunächst den Briefbogen,¹⁵ es regnet in Strömen und man hat hier im Hotel kein anderes Papier.

Besten Dank für Ihr Schreiben. Strzygowski's Aachen¹⁶ hat mich veranlasst, dorthin aufzubrechen, um mehr Anschauung von den Objekten zu gewinnen, in denen jetzt der orientalische Einfluss so überraschend zu Tage tritt. Nicht gesehen hat übrigens Strzygowski, dass der wasserspeiende Pinienzapfen zu Aachen nichts als die Frucht des babylonischen Lebensbaums ist, obwohl er der Sache sehr nahe war. In Strzygowski's Mschatta werden Sie häufig zitiert und Ihr Standpunkt bisweilen angefochten. Auf die Wanderung des Spitzbogens fällt nun

¹² Verlagshaus.

¹³ Das Lazarewsche Institut für orientalische Sprachen wurde 1872 in Moskau primär als Vorbereitungsstätte für den Dienst im Orient gegründet.

¹³ Jacob, *Das Hohelied*.

¹⁵ Briefkopf: Dom-Hôtel / Theodor Metz Erben.

¹⁶ Strzygowski, *Der Dom zu Aachen*.

auch helleres Licht; er ist in Mesopotamien heimisch, Strzygowski hat nicht meinen ältesten Beleg aus Hilprecht. Nach dem Vorbilde der Moschee von Samarra ist Ibn Ṭulun¹⁷ erbaut. Im Abendlande taucht der Spitzbogen nicht zuerst bei Paris, sondern in Südfrankreich auf; das ist also der gewöhnliche Weg der Entlehnung Alexandria – Marseille mit Umgehung von Rom. So muss auch die Aachener Kanzel gewandert sein. Dass die Baukunst ein sicherer Culturmesser ist, glaube ich doch. Ein deutscher Baumeister, den ich in Konstantinopel kennen lernte und der viel vom Orient gesehen hatte, äusserte mir gegenüber einmal sein Erstaunen, wie wenig die Araber der ersten Jahrhunderte von Mathematik verstanden haben müssten, da Träger und Getragenes im grössten Missverhältnis stehe; bei Sinan findet sich derartige nicht, er beherrscht seinen Stoff vollkommen wie ich glaube auch seine älteren selgukischen Vorbilder.

Bezüglich der Blutrache ist Ihnen wol die Leipziger Dissertation von Proksch¹⁸ nicht entgangen, über Seelenglauben, Seelenvogel etc. hat mein Neffe Julius von Negelein wüstes Material gesammelt; er liest sogar immer ein Colleg über Seelenglauben.¹⁹ Kommt nicht Raḥmân auf südarabischen Inschriften vor Muhammad vor? Sie schreiben, es wäre ein Kriterium der Unechtheit.

Rhodokanakis arbeitet jetzt auch in den von Strzygowski aufgedeckten Beziehungen, desgleichen A. Wiedemann, bei dem ich den gestrigen Tag in Bonn verlebte. Der Begriff „romanisch“ wird schliesslich ganz in „orientalisch“ aufgehen. Von Rom haben wir kaum irgendetwas Gutes.*) Auch die Unterhaltungslitteratur des Mittelalters ist der Hauptsache nach orientalisch. Das Mittelalter erhält seinen Charakter wesentlich durch das starke Einfluten orientalischer Ideen.

Die Arbeit von Paulus²⁰ halte ich für recht tüchtig, er hat manche wirkliche Schwierigkeit gut gelöst, freilich nicht alle, was man aber auch keineswegs verlangen konnte. Das Interessante war, dass wir hier einmal vergleichen können, wie ein Meddâh einen Stoff aus 1001 Nacht behandelt. Das Sachliche ist schwächer als das Philologische, so ist am Schluss eine törichte Anmerkung über die Jungfrauenschaft der Dschemile²¹ stehen geblieben, die eine völlige Verkennung dessen darstellt, was ein Erzähler seinen Zuhörern zu glauben zumutet.

Bei Ihrem Kampf um die Pfeile aus بعب-Holz haben Sie meine völlig gesicherte Bestimmung als *Grewia* bei Seite geschoben. Der Streit wäre durch Betrachtung

¹⁷ Die Moschee in Samarra wurde von al-Mutawakkil zwischen 846 und 852 gebaut. Die Tuluniden-Moschee in Kairo wurde unter der Regierung Aḥmad Ibn Ṭulūn nach 868 gebaut.

¹⁸ Proksch, *Über die Blutrache*

¹⁹ Von Negelein, *Das Pferd*.

²⁰ Paulus, *Hadschi Vesvese*.

²¹ Das fragliche Zitat steht auf Seite 67 und lautet: „Frau Dschemile, die durch korrekte Haltung rein und unberührt geblieben war, heiratet mit dem ihr verbliebenen Vermögen einen jungen Mann, den sie sich ausgesucht hatte.“

eines *Grewia*-Zweiges von vornherein erledigt gewesen, da das gelbe, steinharte Holz für Pfeile viel zu schwer ist. Dass in echte Gedichte Verse eingeschoben sein mögen, die Konfusion machen, benutzt Fischer häufig zu verfehlten Schlüssen. Man muss zunächst von den Tatsachen ausgehen. Meine Bestimmung نبع = *Grewia* haben mir nachträglich Landberg und Hein bestätigt.²² Fischer²³ vermutet ferner mit Unrecht, dass ich die Angabe „Holzpfeile seien persisch“ aus Freytag's²⁴ jammervoller Einleitung bezogen hätte; ich habe die Berliner Handschriften über Pfeile angesehen und mir auf Grund dieses Materials mein Urteil gebildet.

In den Litteraturberichten sehe ich eine schwere Gefahr für die ZDMG. Unglaublich ist doch die Begründung von Harrassowitz, dass man eine einmal gemachte Dummheit unmöglich nach einem Jahr schon abstellen könne, sondern um des eigenen Ansehens willen noch etliche Zeit fortsetzen müsste. Sollen die Litteraturberichte auch nur annähernd vollständig sein, so müssten sie – nach der OB²⁵ zu schliessen – zum mindesten den ganzen Band der Zeitschrift füllen. Es wird also eine willkürliche Auswahl getroffen, als Ägyptologie werden ein paar Arbeiten von Schülern Ermans gelobhudelt, Türkisch und Russisch sind überhaupt überflüssig, dagegen sind für Ablagerung theologischer Seichtbeuteleien, für die es doch genügend Organe giebt, der reichlichste Raum zur Verfügung gestellt auf Kosten der wissenschaftlichen Arbeiten, die bisher oft lange genug lagern mussten (ich persönlich kann mich freilich nach dieser Hinsicht nicht beklagen). Das haben wir wieder dem Hamburger Congress²⁶ zu verdanken! So erzeugt ein Unfug den anderen! Wahrscheinlich hat irgendein Nichtorientalist, der auf anderer Leute Unkosten eine Vergnügungsreise machen wollte, um zu tun, als ob er auch mitzureden fähig sei, den Wahnwitz aufs Tapet gebracht!

Mit bestem Gruss

Ihr ergebenster

Georg Jacob

*) aber fast alles Schlechte.

²² Jacob hatte in seinem Werk *Das Leben der vorislamischen Beduinen*, S. 131, das *nab*^c-Holz als Holz der *Grewia populifolia* genannt. Carlo Landberg ist Spezialist für arabische Dialekte. Bei Hein handelt es sich vermutlich um Wilhelm Hein (1861–1903), ein Schüler des Wiener Ordinarius David H. Müller. S. a.: Fück, *Studien*, 256.

²³ Fischer, „Pfeile aus Nab^c-Holz“.

²⁴ Freytag, *Studium der arabischen Sprache*.

²⁵ Müller [et al.] (Hrsg.), *Orientalische Bibliographie*.

²⁶ 13. Internationaler Orientalistenkongress in Hamburg, 1902.

6/10 1905

Hochverehrter Herr Professor,

Unsere Briefe haben sich wieder gekreuzt.

Anmerkung 1 ist allerdings polemisch zu verstehen.²⁷ Ich glaube mich aber zu dieser Polemik durchaus berechtigt, nachdem das Persische und Türkische an preussischen Universitäten doch so gut wie vollständig „erwürgt“ ist; Andreas der einzige Vertreter ist ja auch kein Kenner der neupersischen Litteratur. Um eine „Erwürgung“ handelt es sich trotz Praetorius Einspruch. Ich besinne mich, dass als Pischel von einer Anfrage wegen ~~für~~ einer Druckunterstützung für ein persisches Wörterbuch sprach, er sogleich unbesehen abschreiben wollte; nur der Form wegen liess man dann das Manuskript kommen. Als ich Praetorius Jensen's Buch *Hittiter und Armenier* zeigte,²⁸ legte er es unaufgeschlagen mit den Worten zurück: „Geht uns Gott sei Dank nichts an. Die Armenier sind keine Semiten, die Hittiter auch nicht.“ Unter solchen Verhältnissen hat sich nur wissenschaftlicher Antisemitismus entwickelt. Da die semitischen Litteraturen in ganz verschiedenen Kulturkreisen liegen (Assyrisch, Arabisch, Syrisch) ist es natürlich, dass der reine Semitist auf die Sprachvergleiche hingewiesen wird, denn sachlich kann er bei so fanatischer Beschränkung wie Praetorius wenig machen, da die natürlichen Kulturzusammenhänge durchbrochen sind. Ein zweiter grosser Übelstand ist aber die Beschränkung der Islamistik auf die älteste Zeit, während die folgenden Jahrhunderte viel wichtiger sind. Eine Kulturmacht wird doch der Islam erst, als die eigentlichen Araber lange abgetreten sind.

Selbstverständlich – in diesem Punkte muss mich Horn ganz falsch verstanden haben – meine ich nicht, dass man Persisch und Türkisch ohne Arabisch treiben soll. Die arabische Prosalitteratur*) bleibt natürlich ungleich wichtiger als die persische und türkische, wenn ich auch aus letzterer jetzt wirklich wertvolle Sachen ausgegraben zu haben glaube; eine Ramasān-Schilderung²⁹ wie die augenblicklich in Druck befindliche, die so viel volkskundliches Material enthält, wird bei den Arabern nicht zu finden sein; die Scholastik steckt da zu tief im Blut. Ebenso wenig bestreite ich, dass es sehr bedeutende Araber gegeben hat wie Ibn al-Haiṭam.³⁰ Das ist doch aber genau so zu beurteilen wie die Bedeutung hervorragender Juden im heutigen Deutschland; die Kultur wird dadurch noch nicht

²⁷ Es lag nahe, an Jacobs Text *Zum Arabischen Unterricht* zu denken. Dank der Universitätsbibliothek Kiel, deren Hilfe wir hier ausdrücklich dankend erwähnen möchten, konnten wir feststellen, dass die Anmerkung aus einem anderen Text stammen muss.

²⁸ Jensen, *Hittiter und Armenier*.

²⁹ Es wird sich um die Dissertation von Jacobs Schüler Menzel handeln: *Mehmed Tevfik, ein Jahr in Konstantinopel*.

³⁰ Ibn al-Haiṭam (965–1039 n. Chr.), arabischer Mathematiker.

semitisch. Ibn Xaldûn³¹ hat ganz richtig gefühlt, dass von der Wüste immer das Kulturfeindliche kam. Kulturgeschichtlich hat man noch immer nicht das richtige Bewusstsein von der Kontinuität der Kultur. Ich leugne nicht, dass die arabische Religion als Bindemittel indirekt kulturfördernd gewirkt hat. Das Verdienst beurteile ich dabei aber ähnlich wie das jenes Hundes, von dem ich neulich in der Zeitung las, dass er einen Mann, der sich einer Operation unterziehen wollte, überfallen und in einer Weise zerrissen hätte, dass die Operation unnötig wurde.

Mit dem System der arabischen Grammatik werde ich mich in diesem Wintersemester eingehend zu beschäftigen haben, da ich eine anhangsweise Darstellung für die mit Littmann zusammen geplante arabische Grammatik übernommen habe. Ich habe wiederholt Versuche gemacht die arabische Terminologie statt der lateinischen gleich dem Anfänger zu geben, bin aber auch immer wieder davon zurückgekommen, weil sich Begriff und Sache noch viel weniger decken. Wie häufig bezeichnet ein arabischer Terminus 2 ganz verschiedene Dinge z.B. نصب^{**}) und wie oft hat man für eine Erscheinung wieder keinen Gesamtnamen.

Ihre Abneigung gegen die Mongolen/Tataren kann ich nicht teilen. Ich habe jetzt das wunderbare Prachtwerk der Russisch-archäol. Gesellschaft über das Timur-Grab verarbeitet und kann der Ansicht der Vorrede nur beistimmen, dass hier das Vollendetste vorliegt, was islâmische Kunst überhaupt geschaffen hat und auch noch die Selğuken-Bauten übertroffen seien. Ich habe das Fayencen-Mosaik nach den Tafeln von Sarre genau verglichen. Samarqand ist jetzt das Ziel meiner Wünsche!

Wiedemann brachte mir gestern Photographien aus einer arabischen Handschrift (Leiden), wo vom Verbrennen des Feindes durch Brennspiegel die Rede ist. Es scheinen wirklich praktische Versuche vorzuliegen. 4 Stunden nach Sonnenaufgang soll die Sache wirksam werden. Anfang dieser Woche war Sitzung in München bezüglich des Deutschen Museums. Wiedemann hat über die arabische Kunstuhr berichtet, die grosses Interesse erregt haben soll; auch einen Raum für Geschichte des Schattentheaters hat er beantragt.

Mit bestem Gruss

Ihr ergebenster

Georg Jacob

*) Aber nur weil das Arabische eine bevorzugte Gelehrtensprache war.

***) Ich weiss wol, dass logische Beziehungen zwischen Accusativ und Conjunctiv bestehen, aber die Verständigung wird doch sehr schwer, wenn man nur einen Namen hat.

³¹ Ibn Ḥaldūn (1332–1406 n. Chr.), Historiker aus Nordafrika.

Zwei Briefe Georg Jacobs an Rudolf Tschudi/Basel³²

Hahnenklee, den 6.8.1933

Lieber Freund,

Seit einigen Tagen genieße ich hier Höhen- und Tannenduft in einem Hotel, dessen ausgedehnte Gärten eine märchenhafte Blütenpracht entfalten. Von allen Seiten kommen Drucksachen, so dass mir die Zeit nicht lang wird. Zur Zeit lese ich Schaeders eingehende Besprechung über die erste Publikation aus dem ägyptischen Mani-Fund.³³ Das Manichäertum interessiert mich hauptsächlich, weil es noch zur älteren Abbassidenzeit die wichtigste Ketzerei darstellt. Sonst ist mir dieses *mixtum compositum* aus unverdaulichem, meist hellenistischem Kohl, wie Schaefer nachweist, wenig erfreulich. Übermorgen will ich nach Harzburg übersiedeln; in spätestens 8 Tagen gedenke ich wieder in Kiel zu sein. Wann kann ich [Dich] dort erwarten? Für das Völkermuseum in Hamburg hat D^r Samson eine Schattenspielfiguresammlung von ungefähr 1000 Figuren erworben, der ich auf der Rückreise noch einen Tag widmen möchte; auf der Hinfahrt konnte ich nur einen flüchtigen Eindruck mitnehmen.

Mit herzlichem Gruß

Dein

Georg Jacob

Kiel 4/1 1937

Lieber Freund,

Wenn Littmann bei Dir eintrifft, bitte ich ihm für das Buch, das vorgestern und für den Brief, der heute eintraf, zu danken und ihm gute Reise zu wünschen.

Von den orientalischen Stimmen zum Erlösungsgedanken habe ich Schaeders Beitrag mit großem Nutzen gelesen; es ist eine klassische kritische Zusammenstellung der Ergebnisse der auf manichäischen Gebiet so überraschend reichen Funde von einem der besten Kenner.³⁴ Täschners Beitrag finde ich ganz ausgezeichnet.

³² Die Originale der Briefe Jacobs befinden sich im Nachlass Rudolf Tschudi, Universitätsbibliothek Basel: NL Tschudi NL 0287 / A 070. Herrn Dr. Ueli Dill möchten wir für die Erlaubnis danken, die Briefe abzdrukken.

³³ Schmidt & Polotsky. „Ein Mani-Fund“.

³⁴ Schaefer, „Der Manichäismus nach neuen Funden und Forschungen“.

net, das Beste, was ich bisher von ihm gesehen habe; du wirst ihn auch für deine Türkische Geschichte verwerten müssen.

Das persische Schulbuch brachte mir Rypka mit; ich habe es z. T. mit Jensen ziemlich durchgelesen;³⁵ da es mir viel Freude machte, möchte ich es Dir stiften in der Hoffnung, dass es auch dir Vergnügen bereitet, zum zweiten Mal würde ich es doch nicht lesen.

Die Gicht plagt mich noch sehr, doch konnte ich heute bereits einige notwendige Besorgungen machen.

Mit herzlichem Gruß an Dich und die Deinen,

sowie an Littmann

Dein

Georg Jacob

Bibliographie

Becker, Carl Heinrich: „Georg Jacob als Orientalist“, in: *Festschrift Georg Jacob zum siebzigsten Geburtstag 26. Mai 1932 gewidmet von Freunden und Schülern*, herausgegeben von Theodor Menzel. Leipzig 1932, 1–8.

Fischer, August: „Pfeile aus Nab^c-Holz“, in: *ZDMG* 58 (1904), 877f.

Freytag, Gustav: *Einleitung in das Studium der arabischen Sprache bis Mohammed und zum Teil später*. Bonn 1861.

Fück, Johann: *Die arabischen Studien in Europa vom 12. bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts*. Leipzig 1955.

Jacob, Georg: *Das Leben der vorislamischen Beduinen*. Berlin 1895.

– Id.: *Das Hohelied, auf Grund arabischer und anderer Parallelen von neuem untersucht*. Berlin 1902.

– Id.: *Der Divan Sultan Mehmeds des Zweiten des Eroberers von Konstantinopel*. Zum ersten Mal nach der Uppsalaer Handschrift herausgegeben. Berlin 1904.

– Id.: *Zum Arabischen Unterricht*. Erlangen 1905.

Jensen, Peter: *Hittiter und Armenier*. Strassburg 1898.

³⁵ Es handelt sich um Jan Rypka und den vergleichenden Sprachwissenschaftler Hans Jensen.

Littmann, Enno: „Georg Jacob (1862–1937)“, in: *ZDMG* 91 (1937), 486–500.

Mehmed Tevfiq, ein Jahr in Konstantinopel - Zweiter Monat: Helva-sohbeti (Die Helva-Abendgesellschaft); aus dem Türkischen zum ersten Mal ins Deutsche übertragen und durch Fussnoten erläutert von Theodor Menzel. Erlangen 1905.

Müller, August [et al.] (Hrsg.): *Orientalische Bibliographie*. Berlin 1887ff.

Negelein, Julius von: *Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult*. Berlin 1901.

Paulus, Hermann: *Hadschi Vesvese, ein Vortrag des türkischen Meddah's in armenischen Lettern lateinisch umschrieben, zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen herausgegeben*. Dissertation, Erlangen 1905.

Ranking, G. S. A. und Azoo, R. F. (eds.): *Aḥsan at-taqāsīm fī ma'rifat al-aqālīm*. Bibliotheca Indica, vol. I–IV. Kalkutta 1897–1910.

Proksch, Otto: *Über die Blutrache bei den vorislamischen Arabern und Mohameds Stellung zu ihr*. Dissertation, Leipzig 1899.

Schmidt, C. und Polotsky, H. J.: „Ein Mani-Fund aus Ägypten“, in: *Gnomon* 9 (1934), 337–362.

Schaeder, H. H.: „Der Manichäismus nach neuen Funden und Forschungen“, in: Franz Taeschner (Hrsg.): *Orientalische Stimmen zum Erlösungsgedanken, Morgenland* 28 (1936), 80–109.

Schwarzlose, Friedrich Wilhelm: *Kitāb as-Silāḥ: die Waffen der alten Araber aus ihren Dichtern dargestellt. Ein Beitrag zur arabischen Alterthumskunde, Synonymik und Lexicographie nebst Registern*. Leipzig 1886.

Strzygowski, Josef: *Der Dom zu Aachen und seine Entstellung. Ein kunstwissenschaftlicher Protest*. Leipzig 1904.

Briefe Hans Heinrich Schaeders (1896–1957)

Ludmila Hanisch

Brief Hans Heinrich Schaeders an Enno Littmann¹

Königsberg Pr. 18. Februar 1930

Hammerweg 7

Sehr verehrter und lieber Herr Geheimrat,

Ihr freundlicher Brief vom 15. d. M., der mich soeben erreicht, bedeutet für mich eine solche Erleichterung und Freude, dass ich sogleich mit einigen Worten dafür danken möchte. Aus Ihren Worten glaube ich entnehmen zu dürfen, dass Ihrerseits kein Missempfinden mir gegenüber wegen der Nichtnennung Paret's zurückgeblieben ist. Mit Ihrer Vermutung betreffs der Herkunft des ungünstigen Gutachtens über Paret haben Sie ganz recht.² Ich wusste offen gestanden von dieser Haltung Fischers, wie Sie sie kennzeichnen bisher nichts, da ich ausser drei bis vier Gesprächen mit ihm bisher keine persönlichen Berührungen gehabt habe: hätte ich davon gewusst; so hätte ich es allerdings bei der Bewertung seines Urteils in Anschlag bringen müssen.

Mit besonderem Dank habe ich Ihre gütigen Worte über meinen Manichäismus-Artikel in der RGG³ aufgenommen – und mich dabei daran erinnert, dass ich Ihnen seinerzeit vor drei Jahren gar nicht richtig für den Brief gedankt habe, den Sie mir nach der Uebersendung meiner Abhandlung „Urform und Fortbildungen des manichäischen Systems“⁴ zukommen liessen. Ihr Schreiben gehört zu den weitaus wertvollsten Aeusserungen, die mir damals zuzugingen; es liegt in meinem Handexemplar und Sie werden die Wirkung davon wahrnehmen, wenn ich wie-

¹ Das Original des Briefs stammt aus dem Nachlass Enno Littmann, Staatsbibliothek Berlin. Die Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek erlaubte den Abdruck des Schreibens. Frau Franziska Schneider/München, der Enkelin Enno Littmanns, sei für die Genehmigung zur Veröffentlichung gedankt.

² Gemeint ist August Fischer. Hintergrund der Bemerkung ist die Neubesetzung der Königsberger semitistischen Professur, nachdem Schaeder den Ruf nach Leipzig angenommen hatte. Littmann setzte sich für seinen Schüler Rudi Paret ein. Den Königsberger Ruf erhielt dann Erich Bräunlich aus Leipzig.

³ Schaeder, „Manichäismus – Muhammed – Perser“.

⁴ Id., „Urform“.

der mit philologischen Beiträgen zur Erforschung des Manichäismus hervortrete: so haben Sie mir erst den einzig richtigen Weg zur Erklärung von Manis Namen gewiesen, den ich damals noch, verführt durch Epiphanius, ganz falsch gedeutet hatte. Hierzu darf ich Ihnen noch mitteilen, dass jene Arbeit die Grundlegung zu einer neuen Gesamtdarstellung der Geschichte des Manichäismus sowohl im Osten wie im Westen bedeuten sollte – so wie jetzt der Artikel eine freilich sehr dürftige Skizze des Gesamtplans ist. Ich habe gefunden, dass der Manichäismus der ideale Gegenstand für meine verschiedenen wissenschaftlichen Interessen ist: stellt er doch eines der interessantesten geistigen Phänomene der hellenistisch-orientalischen Spätantike dar, mit Beziehungen, die über ganz Iran und Turan und den Islam reichen und die im Westen eines der beachtenswertesten Kapitale der alten Kirchengeschichte bilden. Freilich habe ich es jetzt als meine unausweichliche Aufgabe erkannt, mir von den chinesischen Texten, die angesichts ihres Umfangs und ihrer Vollständigkeit jetzt, neben dem Chuastuanift, als die wichtigsten Dokumente des östlichen Manichäismus zu gelten haben, eine einigermaßen selbstständige Anschauung zu verschaffen.⁵ Ich werde mich daher in Leipzig, wohin ich in vier bis fünf Wochen zu übersiedeln gedenke, sogleich in Haenischs Anfängerkolleg setzen und hoffe bei fleissiger Arbeit in zwei bis drei Jahren so weit zu sein, dass ich von den vorhandenen Uebersetzungen der chinesischen Manichaica kritischen Gebrauch machen, bzw. bei zweifelhaften Stellen Sinologen vom Fach sachverständige Fragen stellen kann. Dann würde ich imstande sein, mit der vielsprachigen Ueberlieferung selbstständig operieren zu können.

Eine schmerzliche Zugabe bei dieser Arbeit ist mir der Gegensatz, in den ich durch meine Studien allmählich zu R. Reitzenstein geraten bin, und die jetzt, nach seinem Pamphlet im ARW,⁶ auch persönlich unüberbrückbar geworden ist. Ich hätte ein Persönlichwerden des Gegensatzes gern vermieden und bin der Ueberzeugung, dass kein rechtlich Denkender mir den Vorwurf machen kann, ich hätte es bei der Kennzeichnung meiner sachlichen Abweichungen von Reitzensteins Ansichten jemals nur im geringsten an dem Respekt, ja an der Verehrung, die ich Reitzenstein nach wie vor entgegenbringe, fehlen lassen: die Zeugnisse dafür, meine vorhin genannte Abhandlung und meine Anzeige seines letzten Buches im

⁵ Mit dem persischen Titel Chuastuanift (Hörer) wurde ein Beichtkatechismus für manichäische Laien bezeichnet. Eine persische Fassung lag nicht vor, aber die türkische Version war bekannt. Bang, „Beichtspiegel“.

⁶ Reitzenstein, „Zwei Arten religionsgeschichtlicher Forschung“. Dort befasste sich Reitzenstein kritisch mit dem Verständnis Schaeders vom Manichäismus. Die Tatsache, dass Schaeder Littmann so eingehend darüber berichtet, hängt eventuell damit zusammen, dass Littmann Mitherausgeber der Zeitschrift *Archiv für Religionswissenschaft* ist. Ein Interessengebiet Littmanns war das Thema nicht.

Juliheft des *Gnomon*, sind in Ihren Händen.⁷ Freilich hat Reitzenstein es in vierzigjähriger polemischer Praxis nicht verstanden, das Sachliche vom Persönlichen zu trennen, und so darf ich es jetzt nicht allzu schwer empfinden, dass er auch in meinem Falle sich nicht dazu disziplinieren kann. Es war eine durchaus notwendige Entwicklung, die mich zum sachlichen Abweichen von Reitzenstein geführt hat, und ich glaube, dass jeder philologische Fachgenosse sie richtig wird würdigen können. Immer wieder hat Reitzenstein die Orientalisten aufgefordert, seine Anregungen aufzunehmen und immer wieder hat er dabei versichert, er warte nur darauf, dass seine Arbeit verbessert und überholt würde. Aber offenbar sagt sich so etwas theoretische leichter, als es sich nachher in der Praxis verwirklichen lässt. Ich bin meines Wissens der einzige Orientalist, der wirklich Reitzensteins Problemstellungen an einem philologischen Einzelproblem aufgenommen hat; die übrigen Forscher haben in der Mehrzahl seine Arbeit kurzerhand verworfen, in der Minderheit ohne spezielle Nachprüfung angenommen. Ich habe mich nun bemüht, ein Hauptstück aus Reitzensteins Entwurf der orientalischen Religionsgeschichte, nämlich das Bild, das er seit 1917 und 1921 vom Manichäismus entworfen hat, genau nachzuprüfen. Zunächst bin ich so vorgegangen, dass ich, anfänglich von der Richtigkeit seiner Anschauung durchaus überzeugt, seine Thesen bei der Durcharbeitung der Ueberlieferung so lange aufrechtzuerhalten suchte, wie es ging – bis es eben eines Tages nicht mehr ging, bis ich das ganze Gebäude, das ich mir in seiner Nachfolge aufgerichtet hatte, umwerfen musste, um neue Fundamente zu legen. Das habe ich in jener Abhandlung getan. Sie besteht aus nichts weiter als einer grossen zusammenhängenden Textinterpretation, der mehrere kleine Interpretationen angehängt sind. Ich habe deutlichst zum Ausdruck gebracht, dass mir mein Ergebnis selber durchaus überraschend gekommen ist – nichts lag mir bei der Inangriffnahme der Arbeit am Manichäismus ferner als die Annahme, dass ich auf hellenistische Wurzeln in Manis Denken stossen würde. Aber der Sachverhalt drängte mir diese Erkenntnis auf. Ich habe ihn einfach für sich sprechen lassen und nur zweimal in Anmerkungen in der vorsichtigsten Weise auf meine nun erfolgte Abweichung von Reitzenstein hingewiesen. Die Folge davon war eine meiner Abhandlung gänzlich verständnislos gegenüberstehende, auf das eigentliche philologische Thema überhaupt nicht eingehende, dafür an einigen Nebenbemerkungen haftende und persönlich bereits entschieden gehässige Polemik in seinem Buch über die Vorgeschichte der christlichen Taufe. Vor allem hat es mich erbittert, dass Reitzenstein seitdem hartnäckig behauptet, jene Arbeit sei aus vorgefassten religionsgeschichtlichen oder philosophischen Ueberzeugungen erwachsen, ohne mit einem Wort darauf einzugehen, dass sie tatsächlich nichts weiter als Interpretation enthält. Diesen Vorwurf hält er jetzt in seinem Pamphlet aufrecht. Ich hatte nach dem Erscheinen seines Buches auf seine Polemik nicht gleich geantwortet, sondern mich zunächst von dem Alpdruck

⁷ Rezension Schaeders von Reitzenstein, *Die Vorgeschichte der christlichen Taufe*, in: *Gnomon* 5/1929, 353–370.

dieses Buches im ganzen befreien wollen und schrieb darum meine Rezension. Die vollkommen einhellige Zustimmung, die ich von allen denen erfahren habe, die mir überhaupt geschrieben oder mit mir über die Anzeige gesprochen haben, zeigt mir, dass Reitzenstein diesmal wirklich mit seiner Ansicht allein steht. Die wenigen Gelehrten, die mit den mandäischen Schriften umzugehen verstehen, müssen meines Erachtens zugeben, dass sein Bild von der mandäischen Religion wesentlich ein Phantasieprodukt ist, und alle die klassischen Philologen, mit denen ich über seine groteske Philo-Interpretation sprach, hatten dafür nur ein enttäuschtes Lachen. Trotzdem hält er unbelehrt und ungewarnt, das alles in seinem neuen Pamphlet aufrecht und tut so, als wäre ich ein voreingenommener, in philologischen Dingen eigentlich nicht kompetenter Einzelgänger. Er wird sich hoffentlich klargemacht haben, dass ich auf diesen Angriff nicht schweigen kann und darf. Allerdings, von dem persönlichen Ton, auf den er nun einmal nicht verzichten kann, werde ich mich freizuhalten wissen. Wenn ich ihm antworte, so werde ich jetzt nicht bei einer Diskussion über Einzelheiten stehen bleiben, sondern werde einmal sein ganzes religionsgeschichtliches Werk, soweit es den Orientalisten angeht, vom Poimandres bis zur Vorgeschichte der christlichen Taufe auf seine philologische Haltbarkeit hin ins Auge fassen – ich brauche nur die Notizen zusammenzuschreiben, mit denen sich in den letzten Jahren die Ränder meiner Handexemplare von seinen Büchern und Aufsätzen gefüllt haben.⁸ Was mir die Dauerhaftigkeit seiner Arbeiten immer zweifelhafter macht, das ist die Tatsache, dass er es eigentlich nie gelernt hat, wirklich gegenständlich zu denken, rein die Tatsachen und die Ueberlieferung zu Gebote zu kommen zu lassen, sondern dass er immer von einer bestimmten Tendenz geleitet ist, dass er von anderen bestrittene Positionen verteidigen und stützen will. Das wird am deutlichsten seit seiner Interpretation von Apuleius' Amor und Psyche, an die meines Wissens kein verständiger Philologe glaubt.⁹ Seither ist er auf der Suche danach gewesen, die damals postulierte und niemals und nirgendwo vorhanden gewesene Göttin Psyche doch noch irgendwo aufzutun. Das war der Entstehungsgrund seiner Arbeit über „Die Göttin Psyche“, wo er jenen manichäischen Text von der Grossen Manôhmêd auszuwerten suchte – seit drei Jahren wissen wir, dass das Wort gar nicht ‚Seele‘ heisst, wie Andreas damals noch glaubte, sondern γῠῶσις (syr. 𐩪𐩣𐩬).¹⁰ Und von da an sind seine unseligen, Missgriff auf Missgriff häufenden Bemühungen um die manichäische und mandäische Religion weitergegangen. Wenn es richtig ist, dass ein wissenschaftliches Werk so viel wert ist, als

⁸ Da *Poimandres* bereits 1904 von Reitzenstein publiziert worden war, bezieht Schaefer sich letztlich auf das Gesamtwerk Reitzensteins.

⁹ Madaurensis, *Amor und Psyche*.

¹⁰ Der Iranist Friedrich Carl Andreas war Kollege Reitzensteins in Göttingen. In der Rezension von *Hermetica* et. Schott II in: *Gnomon* 3/1927, 266f., führt Reitzenstein den persischen Begriff *monubmêd* = Verstandesseele an. Schaefer gibt in dem gemeinsam mit R. Reitzenstein herausgegebenen Werk *Studien zum antiken Synkretismus*, 209, Fn 5, als Übersetzung für *manôhmêd*: ‚Gesinnung‘. Der Begriff soll nach seiner Auffassung später zu einem Synonym für ‚Seele‘ verblasst sein.

Wenn es richtig ist, dass ein wissenschaftliches Werk so viel wert ist, als es Anregungen enthält, sei es positiv, sei es negativ, so steht allerdings der eminente Wert aller dieser Arbeiten nach wie vor fest. Aber um sie wirklich produktiv zu machen, ist jetzt eine gründliche und durch keine persönlichen Rücksichten abgeschwächte Nachprüfung seiner ganzen Arbeit erfordert. Ich hatte sie mir seit Jahren vorgenommen – wollte aber bei Reitzensteins Lebzeiten damit nicht hervortreten. Vorn dieser Rücksicht hat er mich durch seinen neuerlichen Angriff entbunden.

Verzeihen Sie bitte, dass ich über diese Dinge so ausführlich geschrieben habe – diese Gedanken wurden dadurch in mir erweckt, dass Sie meinen neuen Aufsatz so freundlich beurteilten. – Eben bin ich dabei, voll tiefer Trauer einen Nekrolog für meinen unglücklichen Lehrer Josef Markwart¹¹ zu schreiben. Er hat ein schweres Leben hinter sich gehabt und es sich selber noch schwerer gemacht, und man muss dem Geschick dankbar sein, das ihn sanft und ohne Qual abberufen hat. Er hat selber alles dazu getan, um die Rezeption seiner imposanten Lebensarbeit zu erschweren. Aber das ändert nichts daran, dass in ihr eine Fülle grosser und wichtiger Einsichten stecken und dass sie ein wissenschaftliches Testament enthält, über das die Forschung nicht wird hinweggehen dürfen. Ich schreibe jetzt zunächst einen kurzen Nachruf, will aber demselben später eine ausführliche Würdigung von Markwarts Lebenswerk folgen lassen.

Mit den besten Empfehlungen und Wünschen zum Semesterschluss bleibe ich stets Ihr aufrichtig ergebener

Hans Heinrich Schaefer

¹¹ Schaefer, „Josef Markwart“.

Drei Briefe Hans Heinrich Schaeders an Rudolf Tschudi¹²

1. Brief

Breslau 18.I.27

Hohenzollernstr. 71

Lieber und verehrter Herr Tschudi,

bitte empfangen Sie verspätet, mit meinen besten wünschens zum jahreswechsel, den herzlichen dank für Ihren brief vom 19. XII., dessen nachrichten mich wirklich beglückten: die aussicht, möglicherweise schon in diesem frühsommer aus einem so ehrenvollen anlass Basel und Zürich besuchen zu dürfen, ist die schönste, die mir eröffnet werden konnte. Natürlich würden mir die pfingstferien, die ich, bei dem voraussichtlich sehr geringen lehrbetrieb der mich in Königsberg erwartet, leicht auf vierzehn tage abrunden kann, am besten liegen. Der vertreter Ihrer studentenschaft hat mir noch nicht geschrieben, aber es ist ja auch noch reichlich zeit.

Was den vortrag anlangt, so würde ich, offen gestanden, am liebsten über ein großes geistesgeschichtliches thema sprechen, das prinzipiell auch den nichtorientalisten angeht, und zwar mit besondrer bemühung um klares und gutes deutsch – also wohl einen akademischen oder wenn ich das wort gebrauchen darf: humanistischen, aber nicht einen esoterisch-fachwissenschaftlichen vortrag. Würden Sie glauben, dass ein thema wie „Der Humanismus im Orient, seine Ursprünge und sein Untergang“ geeignet sein könnte? Es würde sich handeln um einen überblick über die geschichte der rezeption des griechischen denkens im orient, von Poseidonios über den jüdischen und frühchristlichen Hellenismus, über die östliche gnosis (Bardesanes, Mani) bis zu blütezeit und verfall des islamischen humanismus im 10./11. jahrh., – dazu eine kurze angabe der gründe, die im abendlande die erneuerung des humanistischen gedankens bedingt haben, bzw. eine antwort auf die frage: warum hat der orient keine renaissancen hervorgebracht? Halten Sie dies für möglich? Es ist dies ein thema, für das ich mich begeistern kann und das mir auch gestatten würde, dem Baseler genius loci¹³ meine huldigung darzubringen – während die Mandäer, so interessant sie sein mögen, zu dem unerquicklichsten gehören, was sich denken lässt.

¹² NL Tschudi 0287/ A 142. Der Abdruck erfolgte hier mit freundlicher Genehmigung der Universitätsbibliothek Basel.

¹³ Gemeint ist der schweizerische Historiker Jacob Burckhardt (1818–1897), Autor der *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*, die 1905 posthum in Basel erschienen.

Verzeihen Sie, wenn ich hier schon schließe, – ich hoffe sehr, in absehbarer zeit mit Ihnen über so viele dinge reden zu dürfen und danke Ihnen herzlich für das gütige angebot Ihrer gastfreundschaft. In bälde hoffe ich Ihnen eine neue arbeit übersenden zu können und bin bis dahin mit herzlichen grüßen Ihr aufrichtig ergebener

Hans Heinrich Schaefer

2. Brief

Königsberg Pr., den 24. April 1928

Hammerweg 7

Lieber Herr Tschudi!

Mein letzter Brief hat sich mit dem Ihren vom 20. ds. Mts. gekreuzt. Ich möchte darauf gleich noch mit einem kurzen Wort erwidern. Im Namen von Herrn Fischer sage ich Ihnen herzlichsten Dank für die Bereitwilligkeit zur Aufnahme der Dissertation, deren Manuskript an die freundlichst angegebene Adresse geschickt werden wird.¹⁴ Was die Zahl der Pflichtexemplare angeht, so kann nach dem hiesigen Usus die TB¹⁵ mit einigem guten Willen als Zeitschrift angesehen werden, so dass die Fakultät nur 4 Exemplare fordert. Daraus entstehen keine Mehrkosten.

Haben Sie besten Dank, dass Sie Jacob auch wegen des Beduinenlebens gefragt haben. Leider habe ich bei einer Sondierung inzwischen gemerkt, dass es gegenwärtig auch bei Hinrichs ausserordentlich schwer ist, grössere, rein fachwissenschaftliche Werke unterzubringen. Ich habe aber schon an einen andern Weg gedacht, der sich vielleicht als gangbar erweisen wird. Sobald ich bestimmte Ausichten sehe, werde ich Ihnen Mitteilung machen.

Vor allem muss ich Ihnen aber allerherzlichst danken, für die Art, in der Sie meine – übrigens immer noch nicht erschienene – Besprechung von Hallauer¹⁶ aufgenommen haben. Ich bin auch Jacob dafür dankbar, dass er Ihnen, wie es mein unausgesprochener Wunsch war, den Korrekturabzug mitgeteilt hat. Ich weiss nicht, ob ich mich darin täusche, dass die persischen Studien, in Deutschland und anderswo, einer schweren Krise entgegengehen, bezw. sich schon mitten in ihr befinden. Ein neues Zeugnis dafür ist mir der unglaublich Aufsatz von Behrens–

¹⁴ Fischer, H.-A., *Schah Ismajil und Gülüzar*.

¹⁵ Gemeint ist die *Türkische Bibliothek*, eine Reihe, die von Georg Jacob herausgegeben wurde.

¹⁶ Hallauer, *Die Vita des Ibrahim b. Edhem*. Die Rezension Schaeders erschien in *Islamica* 3/1927.

Leningrad¹⁷ im letzten Heft der *Islamica*, der mir zeigt, dass die grosse persische Tradition in Petersburg einfach abgerissen ist. Auf dem mittelpersischen Gebiet steht es dort viel besser. In Frankreich hat seit Quatremère kein Mensch mehr richtig neupersisch gekonnt, wie bei uns im 19. Jahrhundert Fleischer, Graf, Teuffel, Ethé, Nöldeke und Horn. Da will ich das meine tun, damit bei uns nicht, wie viele Semitisten denken, das neupersische Studium für eine nebenher mit zu erledigende Bagatelle gehalten wird, damit der Irrtum, das Neupersische sei „leicht“, aus den Gemütern verschwindet. Nur so wollen Sie sich meine Besprechung erklären, die im übrigen, wie ich glaube, den Autor nicht persönlich verletzen kann.

Um so peinlicher ist es mir jetzt, dass ich auch im Falle der Dissertation von Gross¹⁸ – ich habe die sehr umfangreiche Besprechung vorgestern abgesandt – zu einer radikalen Ablehnung kommen musste, die ausserdem in diesem Falle bewusstermassen viel schärfer zum Ausdruck gebracht worden ist, als bei Hallauer. Ich habe dem Verfasser vorgeworfen – und ich muss diesen Vorwurf aufrecht erhalten – dass es ihm durchaus an Selbstkritik gefehlt hat, dass er sich von Einfällen und Vorurteilen für die einfachsten Tatsachen hat blind machen lassen. Anstatt dem von Jacob und Ihnen beschrittenen Weg in der Beurteilung der Bektaschijje, der, wie jeder einigermaßen kritische Mitforscher sehen muss, allein die Bahnen gesunder Kritik einhält und zum Ziel führen kann, zunächst zu folgen und erst einmal lernen zu wollen, hat er es darauf angelegt, Sensation zu machen, eine Umwertung der geltenden Ansicht gleich mit seinem ersten wissenschaftlichen Hervortreten zu verbinden. Das habe ich, bei aller Anerkennung, die ich seinem Fleiss und seinen philologischen Fähigkeiten zolle, rückhaltlos zu verstehen gegeben; mir steht dabei das warnende Beispiel Babingers vor Augen, der aus ähnlichen Gründen zu seinen verhängnisvollen Fehltritten über den altosmanischen Islam gelangt ist. Auch er hätte zunächst einmal sich wirklich in Jacobs Gedankengänge und Untersuchungen vertiefen sollen, die in ihrer anspruchslosen Form zu den [!] allerediegendsten gehören, was ich überhaupt auf dem Gebiet der islamischen Religionsgeschichte kenne.

Vielleicht darf ich hier noch eine Frage anschliessen, auf die Gross keine Antwort gibt, deren Lösung aber wahrscheinlich für das Bektaschiproblem nicht ohne Wichtigkeit wäre, ohne dass ich bisher trotz allem Suchen eine Antwort gefunden hätte. Wer ist der Molla Sa‘deddin (oder Sa‘ideddin) von Akserai, von dem so eingehend im *Vilajetname* die Rede ist und der auch – was Gross gar nicht zum Ausdruck gebracht hat – der unbezweifelbare Urherber der beiden im Anhang mitgeteilten Gedichte ist? (Deren Metrum hat Gross übrigens falsch bestimmt; er hat nicht gesehen, dass die angeblich erste Zeile des ersten Gedichtes gar nicht zu diesem selber gehört, sondern die, wohl vom Verfasser des *Vilajetname*, hinzuge-

¹⁷ Gemeint ist: Bertels, „Studien in Russland“.

¹⁸ Gross, *Das Vilājet-nāme des Hāğğī Bektaşch*.

fügte, inhaltlich sehr wenig passende Einführung darstellt. Diese Zeile ist allerdings Remel, aber die beiden Gedichte selber sind in einwandfreien siebensilbigen Vierzeilern abgefasst, von einem Mischmetrum, wie G. es annimmt, und wie es ja in der ganzen türkischen Literatur unerhört wäre, kann nicht die Rede sein). Von demselben Mann werden, wiederum mit schwankender Namensangabe, in den Maqālā an drei Stellen Strophen derselben Art zitiert. Ich habe aber nirgendwo sonst seinen Namen oder irgend welche Angaben über ihn sonst gefunden. Unter den etwas 80 Verfassern von Bektaschi-Liedern, die ich kenne, findet sich sein Name – er gebrauchte, nach dem zweiten von G. mitgeteilten Gedicht zu schließen, das machlaş „Sa‘īd“ – nirgendwo. Dabei muss er doch in der älteren Geschichte der Bektaschijje eine nicht geringe Rolle gespielt haben. Ist er Ihnen sonst begegnet?

Mit den herzlichsten Grüßen bin ich allezeit

Ihr treu ergebener

Hans Heinrich Schaefer

3. Brief

Berlin-Grunewald 5.1.36

Wangenheimstr. 36

Lieber Herr Tschudi,

Ihr Brief vom 30. Dezember bedeutete mir eine große und besondere Freude. Je mehr ich zu Jahren komme, desto mehr liegt mir daran, meine Überzeugung bestätigt zu wissen, dass es Sache des Orientalisten ist, seine Forschung in den Zusammenhang einer allgemeinen geschichtliche Besinnung zu stellen und seine Arbeit so auszuweiten, dass sie über den Spezialismus zur Humanität hinführt. Und je weniger Fachgenossen ich finde, die diese Überzeugung teilen, desto mehr stärkt mich der Gedanke an Sie und die in Ihrer Stadt am Leben gebliebene Tradition Ihres größten Mitbürgers, der sich in diesen Jahren bei uns eine stetig wachsende Gemeinde schafft. Die Weltgeschichtlichen Betrachtungen werden allmählich das Brevier derer, die dabei bleiben, dass es die geistige Welt in ihrer Geschichtlichkeit zu erfassen gilt.

Ihr Brief ermutigt mich dazu, Ihnen gleichzeitig in den Fahnen einer Arbeit zu schicken, die wohl erst in einigen Monaten erscheinen wird. (Howalds Beitrag im

gleichen Handbuch kennen Sie wohl bereits.)¹⁹ Vielleicht finden Sie doch, trotz der Beanspruchung durch die Semesterarbeit – von der auch ich ein Lied zu singen weiß –, ein paar Stunden, um die Blätter durchzusehen, die Ihnen ja nichts Neues bringen können. Und dann wäre ich Ihnen für ein Wort darüber, ob Sie diesen Versuch so für möglich halten, herzlich dankbar. Ich will zusehen, ob es mir im nächsten Lebensjahrzehnt gelingt, diese Skizze durch eine ausführliche Darstellung – etwa in zwei starken Bänden – zu ersetzen, vorausgesetzt dass ich weiter arbeiten kann. Das Thema wäre eine Bildungsgeschichte des vorderen Orients, wobei jedoch ‚Bildung‘ im allerweitesten Sinne verstanden wird. Da ich in diesem Semester mit einer zweistündigen Vorlesung über Geschichte der Oströmer, Araber und Türken seit 518 auf ein ganz unerwartet großes Interesse gestoßen bin, gedenke ich vom nächsten Winter an jenen Gegenstand entsprechend den vier Kapiteln meiner Skizze viersemestrig zweistündig zu traktieren.

Mit dieser Arbeit wäre ich sicher nicht im Herbst fertig geworden, wenn ich nicht seit Mitte August durch Ausscheiden aus dem Sem. F. Orient. Spr.²⁰ ein großes Stück Bewegungsfreiheit zurückgewonnen hätte. Ich habe es unbeschreiblich genossen, viele Wochen hindurch arbeiten zu können ohne meinen Platz auf der Loggia außer für einen Weg durch den Garten aufgeben zu müssen. Jetzt im Semester bin ich froh, wenn ich mit dem Laufenden einigermaßen zu Rande komme und in einer Pause wie der weihnachtlichen einige Reste erledige.

Mit dem Ende meiner Verpflichtung für das Seminar habe ich wieder in ein ganz privates Dasein zurücktauchen können – und empfinde erst jetzt ganz, was das wert ist. Die Episode mit Kahle, die sich zunächst in mancher Hinsicht verheißungsvoll anließ, hat einen schlechthin grotesken Abschluss gefunden – ich habe mancherlei dabei gelernt. Nun haben wir überhaupt keinen Arabisten, hoffen aber, zum Sommer R. Hartmann zu erhalten.²¹

Lassen Sie mich hier für heute schließen. Meinerseits hoffe ich auch zuversichtlich, Sie in diesem Jahr einmal sehen und sprechen zu können – freilich, auf Orientalistentagungen gehe ich nicht mehr.

Mit herzlichem Dank und Gruß Ihr

Hans Heinrich Schaeder

¹⁹ Howald „Kultur der Antike“, in: Kindermann, *Handbuch*. Schaeder steuerte zu dem Handbuch den Artikel „Der Vordere Orient“ bei.

²⁰ Schaeder wurde 1933 nach der Entlassung Eugen Mittwochs Direktor des Seminars für Orientalische Sprachen in Berlin.

²¹ Paul Kahle sollte Direktor eines großen Orient-Instituts in Berlin werden. Diese Berufung scheiterte in letzter Minute, und das Institut wurde nicht gegründet. Richard Hartmann wurde 1936 auf den Berliner Lehrstuhl berufen.

Bibliographie

- Bang, Wilhelm: „Manichäische Laien-Beichtspiegel“, in: *Muséon* 36 (1923), 137–242.
- Bertels, Evgenii: „Bericht über die iranistischen und turkologischen Studien in Russland während der Jahre 1914–1920“, in: *Islamica* 3 (1927), 305–318.
- Burckhardt, Jacob: *Weltgeschichtliche Betrachtungen*. Basel 1905.
- Fischer, Hans-August: *Schah Ismajil und Gülüzar. Ein türkischer Volksroman*. Leipzig 1929.
- Gross, Erich: *Das Vilājet-nāme des Hāğğī Bektasch. Ein türkisches Derwisch-evangelium*. Basel 1927.
- Hallauer, Jacob: *Die Vita des Ibrahim b. Edhem in der Tedhkiret el-Ewlija des Ferid ed-din Attar*. Türkische Bibliothek 24. Zürich 1925.
- Howald, Ernst: „Kultur der Antike“, in: Kindermann, *Handbuch*.
- Kindermann, Hans (Hrsg.): *Handbuch der Kulturgeschichte*. Potsdam 1935.
- Madaurensis, Lucius Apuleius: *Amor und Psyche*. Paderborn 1926.
- Reitzenstein, Richard: „Zwei Arten religionsgeschichtlicher Forschung“, in: *Archiv für Religionswissenschaft* 27 (1929), 241–277.
- Id. & Schaeder, Hans Heinrich: *Studien zum antiken Synkretismus*. Leipzig und Berlin 1926.
- Schaeder, H. H.: „Urform und Fortbildung des manichäischen Systems“. *Vorträge der Bibliothek Warburg* 4 (1924–1925), Leipzig 1927, 65–157.
- Id.: „Josef Markwart“, in: *Ungarische Jahrbücher* 10 (1930), 113–119.
- Id.: „Manichäismus – Muhammed – Perser. III Parsismus und Judentum“, in: *Religion in Geschichte und Gegenwart*. Tübingen ²1930.
- Id.: „Der Vordere Orient“, in: Kindermann, *Handbuch*, 161–250.

Index

A

Abel, Ludwig (1863–1900) 156
Abel-Rémusat, Jean Pierre (1788–1832) 89, 93
Althoff, Friedrich (1839–1907) 97, 99
Andrae, Walter (1875–1956) 65, 66–72, 75, 76
Andreas, Friedrich Carl (1846–1930) 170
Anhegger, Robert (1911–2001) 152

B

Babinger, Franz (1891–1967) 10, 174
Baer, Karl Ernst von (1792–1876) 15
Bell, Gertrud (1868–1926) 73
Bendemann, Eduard (1811–1889) 57
Bertels, Evgenii Eduardovich (1890–1957) 174
Bezold, Carl (1859–1922) 43, 47, 49, 52, 53, 58
Biallas, Franz Xaver (1878–1936) 108
Blumentrost, Laurentius (1692–1755) 15
Bohlen, Peter von (1796–1841) 33, 34
Bork, Ferdinand (1871–1962) 39, 40
Bosch, Clemens (1899–1955) 152
Bossert, Hellmut (1889–1961) 152
Böhtlingk, Otto von (1815–1904) 15
Botta, Paul (1802–1870) 44, 45, 47, 48, 57
Breasted, James Henry (1865–1935) 73, 74
Brockhaus, Friedrich Arnold (1772–1823) 91
Brockhaus, Hermann (1806–1877) 89, 91, 92, 93, 94, 95
Brugmann, Karl (1849–1919) 96
Bruno, Giordano (1548–1600) 32
Buber, Martin (1878–1965) 32
Bunsen, Christian (1791–1860) 34
Burckhardt, Jacob (1818–1897) 45, 172
Burton, Richard (1821–1890) 22

C

Cai Yuanpei (1868–1940) 106
Caussin de Perceval, Jean Baptiste Jacques Antoine (*1759) 135

Caussin de Perceval, Armand Pierre (1795–1871) 135
Christian, Viktor (1885–1963) 77, 79, 81
Conrady, August (1864–1925) 89, 90, 93, 95, 97, 100–109, 112–115
Cox, Percy Zachariah (1864–1937) 73
Creuzer, Friedrich (1771–1858) 32

D

Dahl, Johann (1771–1810) 11
De Groot, J. J. M. (1854–1921) 98, 99, 108
Deissmann, Adolf (1866–1937) 32
Delitzsch, Friedrich (1850–1922) 34–36, 40, 53, 54, 55, 67–71, 79
Derenbourg, Hartwig (1844–1908) 139
Deussen, Paul (1845–1919) 33
Dieterich, Albrecht (1866–1908) 35
Dorn, Bernhard (1800–1881) 9, 15, 16
Duda, Herbert (1900–1975) 148
Dümichen, Johannes (1833–1894) 123

E

Eichhorn, Johann Gottfried (1752–1827) 12
Erkes, Eduard (1891–1958) 96, 99, 102, 105, 107–109, 113–115
Ethé, Carl Hermann (1844–1917) 174
Euting, Julius (1839–1913) 123
Ewald, Georg Heinrich August (1803–1875) 52

F

Falkenstein, Adam (1906–1966) 53
Fischer, August (1865–1949) 156, 160
Flandin, Eugène (1809–1876) 47
Flaubert, Gustave (1821–1880) 22
Fleischer, Heinrich Leberecht (1801–1888) 91, 94, 124, 127, 174
Florenz, Karl (1865–1939) 98, 110
Forster, Georg (1754–1794) 15

Forster, Johann Reinhold (1729–1798) 15
 Fraehn, Christian (1782–1851) 9–16
 Franke, Herbert (*1914) 102
 Franke, Otto (1863–1946) 15, 95, 99, 108
 Friedrich, Johannes (1893–1972) 150, 152

G

Gabelentz, Hans Conon von der (1807–1874) 93
 Gabelentz, Hans Georg C. von der (1840–1893) 89, 91–99
 Georgi, Johann Gottlieb (1729–1802) 15
 Goethe, Johann Wolfgang (1749–1832) 12, 43–45
 Goldridge Pinches, Theodorus (1856–1934) 48
 Goldschmidt, Lazarus (1871–1950) 123
 Goldziher, Ignaz (1850–1921) 35
 Graf, Karl Heinrich (1815–1869) 174
 Grotefend, Georg Friedrich (1775–1853) 43, 46, 49, 61
 Grube, Wilhelm (1855–1908) 98, 99, 111
 Gunkel, Hermann (1862–1932) 32
 Güterbock, Hans Gustav (1908–2000) 147, 152
 Gutschmidt, Alfred von (1831–1887) 40

H

Haenisch, Erich (1880–1966) 95, 99, 113, 115
 Haloun, Gustav (1898–1951) 105, 108
 Hammer Purgstall, Joseph von (1774–1856) 33
 Hartmann, Martin (1851–1918) 25
 Hartmann, Richard (1881–1965) 176
 Haupt, Paul (1858–1926) 54, 55
 Hecker, Johann Peter (1747–1835) 11
 Heeren, Arnold H. L. (1760–1842) 44
 Herder, Johann Gottfried (1744–1803) 32, 45, 69
 Herodot (484–425 v. Chr.) 45
 Hertel, Johannes (1872–1955) 101, 108, 114
 Herzfeld, Ernst (1879–1948) 32, 64, 66, 67, 70–75, 77–81
 Heyne, Christian Gottlob (1729–1812) 11, 12, 68, 69
 Hilprecht, Hermann (1859–1925) 159

Hincks, Edward (1792–1860) 45, 47, 49
 Hirth, Friedrich (1845–1927) 95
 Hitzig, Ferdinand (1807–1875) 49, 50
 Hoefer, Ferdinand (1811–1878) 44
 Hommel, Fritz (1854–1936) 53–55
 Horn, Paul (1863–1908) 161, 174
 Howald, Ernst (*1887) 176
 Hübotter, Franz (1881–1967) 106
 Humboldt, Wilhelm von (1767–1835) 90

I

Ith, Johann Sebastian (1747–1813) 13

J

Jacob, Georg (1862–1937) 155, 156, 158, 173
 Jensen, Hans (1884–1973) 164
 Jensen, Peter (1861–1936) 36, 38, 39, 41, 43, 58, 161
 Jeremias, Alfred (1864–1935) 32, 39, 40
 Johansen, Baber (*1936) 20
 Jolly, Julius (1849–1932) 100
 Jordan, Julius (1877–1945) 66, 75, 76
 Jung, Carl Gustav (1875–1961) 32
 Junjiro Takakusu, (1866–1945) 106

K

Kahle, Paul (1875–1964) 176
 Kaiser Wilhelm II. (1848–1921) 64
 Karlgren, Bernhard (1889–1978) 105, 108
 Kaulbach, Wilhelm (1805–1874) 45
 Klaproth, Heinrich Julius (1783–1835) 90
 Koldewey, Robert (1855–1925) 65, 66, 75
 Krafft, Georg (1701–1754) 15
 Kraus, Fritz Rudolf (1910–1992) 4, 145, 147–151
 Kraus, Werner (Bruder von Fritz Rudolf) 4, 145–147, 149
 Krehl, Ludolf (1825–1901) 128
 Ktesias (fl. 400 v. Chr.) 44, 45
 Kühner, N. W. 15

L

Lamprecht, Karl (1856–1915) 69, 89, 98, 105, 106, 109–112

Landberg, Carlo von (1848–1924) 160
 Landsberger, Benno (1890–1938) 147, 152
 Landseers, John (1763–1852) 44
 Lane, Edward William (1801–1876) 22
 Laufer, Bertold (1874–1934) 106, 108
 Layard, Henry (1817–1883) 44, 45, 47, 48, 57
 Le Coq, Albert (1860–1930) 109
 Lenormant, Francois (1837–1883) 54
 Lenz, P. Ch. 15
 Lepsius, Richard (1810–1884) 48, 60,
 Lin Yutang (1895–1976) 105
 Littmann, Enno (1875–1958) 163, 164, 167

M

Maenchen-Helfen, Otto Johann (1894–1969)
 105
 Mann, Thomas (1875–1955) 40
 Markwart, Josef (1864–1930) 171
 Ménant, Joachim (1820–1899) 47, 49, 50, 60
 Merz, Franz Moritz C., 99
 Meyer, Eduard (1855–1930) 34, 37, 40, 46, 53,
 66, 69, 70, 73, 74, 75, 78
 Moortgart, Anton (1897–1977) 78, 80, 81
 Moritz, Bernhard (1859–1939) 158
 Müller, Friedrich Max (1823–1900) 92
 Müller, Friedrich Wilhelm Karl (1863–1930)
 66, 109, 162, 163, 168
 Müller, Gerhard Friedrich (eventuell: 1705–
 1783) 15

N

Napoléon Bonaparte (1769–1821) 14
 Negelein, Julius von (1872–1932) 159
 Nerval, Gérard de (1808–1855) 22
 Neumann, Karl Friedrich (1793–1870) 78, 90
 Niebuhr, Carsten (1733–1815) 43
 Nöldeke, Theodor (1836–1930) 36, 52, 53,
 123, 126, 127, 156, 158, 174
 Norris, Edwin (1795–1872) 47, 48, 52
 Nottrott, Carl Gustav (*1835) 99

O

Olshausen, Justus (1800–1882) 49, 60, 91
 Oppenheim, Max von (1860–1946) 64

Oppert, Jules (1825–1905) 45, 47, 49, 50, 60

P

Pallas, Peter Simon (1741–1811) 15
 Panofsky, Erwin (1892–1968) 78
 Paret, Rudi (1901–1983) 167
 Passalacqua, Joseph Guisepe (1797–1865) 49
 Peiser, Felix (1862–1921) 36, 39
 Pelliot, Paul (1878–1945) 102, 108
 Pestalozzi, Johann Heinrich (1746–1827) 13
 Pischel, Karl Richard (1849–1908) 161
 Plagemann, Georg (1748–1825) 11
 Porter, Robert K. (1777–1842) 44
 Pott, August Friedrich (1802–1887) 92
 Praetorius, Franz (1847–1927) 156, 161
 Prokesch-Osten, Anton von (1795–1876) 33

Q

Quatremère, Étienne Marc (1782–1852) 174

R

Radloff, Friedrich Wilhelm (1837–1918) 15, 25
 Rawlinson, George (1880–1957) 45, 57
 Rawlinson, Henry (1810–1895) 45, 47–49, 52, 57
 Reinaud, Joseph (1795–1867) 135
 Reitzenstein, Richard (1861–1931) 35, 168–171
 Renan, Ernest (1823–1892) 34
 Reuss, Eduard (1804–1891) 124
 Reuther, Oscar (1880–1954) 70, 74
 Rhodokanakis, Nikolaus (1876–1945) 159
 Richter, Bogdan (eventuell: 1891–1980) 107
 Ritter, Carl (1779–1859) 71
 Ritter, Helmut (1892–1971) 152
 Rockefeller, John D. (1839–1937) 73
 Rödiger, Emil (1801–1874) 92
 Roggenbach, Franz Freiherr von (1825–1907)
 124
 Rollin, Charles (1661–1741) 44
 Roosevelt, Theodore (1858–1918) 78
 Rosen, Viktor Romanovich (1849–1908) 15
 Rypka, Jan (1886–1968) 164

S

Sachau, Eduard (1845–1930) 157

Said, Edward (1935–2003) 19, 20, 22
Salemann, Carl (1849–1916) 15
Sarre, Friedrich (1865–1945) 64, 66, 71
Saussure, Ferdinand (1857–1913) 98
Schaefer, Hans-Heinrich (1896–1957) 163, 167, 171
Schapiro, Meyer (1905–1996) 78
Schindler, Bruno (1882–1964) 100, 105–107, 109, 116, 118, 120
Schlegel, Friedrich von (1772–1829) 32, 33
Schlözer, August Ludwig von (1735–1809) 12
Schmidt, Isaak Jacob (1791–1847) 15
Schnurrer, Christian Friedrich von (1784–1833) 12
Scholem, Gershom (1897–1982) 32
Schott, Wilhelm (1802–1889) 90
Schrader, Eberhard (1836–1908) 49, 50–53, 55, 57, 61
Schröder, Leopold von 32
Schubert, Johannes (1896–1954) 75, 107
Schweitzer, Albrecht (1875–1965) 32
Seler, Eduard (1849–1922) 99
Sievers, Eduard (1850–1932) 59, 96
Silvestre de Sacy (1758–1838) 9, 127, 134, 135, 136
Simon, James (1851–1932) 64
Sinān (1490–1588 n. Chr.) 157, 159
Smith, Georg (*1840) 35, 47, 48, 55
Spengler, Oswald (1880–1936) 32
Spiegel, Friedrich (1820–1905) 158
Spiegelberg, Wilhelm (1870–1930) 131
Stählin, Jakob (1809–1885) 15
Stamm, Johann Jakob (1910–1993) 152
Strzygowski, Josef (1862–1941) 32, 35, 158, 159
Stucken, Eduard (1865–1936) 36, 37

T

Talbot, William Henry Fox (1800–1877) 45, 47
Tietze, Andreas (1914–2003) 152
Tomitsu Okasaki 113
Troeltsch, Ernst (1865–1923) 32
Tschudi, Rudolf (1884–1960) 163, 174, 175, 177
Tychemsen, Oluf Gerhard (1734–1815) 11, 13, 14

U

Uhle, Max (1856–1944) 98
Unger, Eckhard (1885–1966) 72, 77, 79, 81

V

Vámbery, Hermann (1831–1913) 22, 23, 25, 26

W

Wachtsmuth, Friedrich (1883–1975) 72, 76, 79, 81
Wagner, Otilie (1811–1883) 91
Warburg, Aby (1866–1929) 32
Warburg, Felix (1871–1937) 78
Weber, Max (1864–1920) 32
Wedemeyer, André (1875–1958) 107, 110, 112, 115
Weller, Friedrich (1889–1980) 104, 107, 113
Wellhausen, Julius (1844–1918) 34, 40, 56
Wenzel, Heinrich (1855–1893) 99
Wiedemann, Eilhard (1852–1928) 159, 162
Winckler, Hugo (1863–1913) 32, 36, 37, 39, 40
Witte, Karl (1767–1809) 11
Wolf, Friedrich August (1759–1824) 68
Wostokow, Alexander (1781–1861) 15
Wundt, Wilhelm (1832–1920) 106

X

Xiao Youmei Hsiao Yiu-mei Chopin (1884–1940) 105

Z

Zach, Ritter von, Erwin (1872–1942) 109
Zheng Shoulin (*1899) 105
Ziegler, Werner (1763–1809) 11, 14
Zimmern, Heinrich (1862–1931) 32, 55, 56, 62

Autoren

Norbert Diekmann

Norbert Diekmann ist in Gronau (Westfalen) Gymnasiallehrer für Sozialwissenschaften und Religionslehre. Ursprünglich angeregt durch genealogisches Interesse hat er im Laufe der Jahre eine umfangreiche Sammlung der Briefe von Georg Jacob an seine Kollegen erstellt. Darüber hinaus sammelt er weitere Materialien des Kieler Orientalisten.

Ludmila Hanisch

Ludmila Hanisch studierte Sozialwissenschaften und Islamwissenschaft in Berlin und Frankfurt. Hauptgegenstand ihrer Arbeiten nach ihrer Promotion ist die Geschichte der orientalistischen Studien in Deutschland. Neben den Überlieferungen aus Ministerien und Universitäten konzentrierte sie sich dabei vor allem auf die Sichtweise der beteiligten Semitisten, Arabisten und Islamwissenschaftler sowie deren eigene Beschreibung ihrer Tätigkeit.

Stefan R. Hauser

Stefan R. Hauser promovierte 1994 in vorderasiatischer Archäologie an der Freien Universität Berlin. Er ist derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Orientarchäologie der Universität Halle. Seine Publikationen umfassen byzantinische und vorderasiatische Archäologie, Geschichte und Geschichtsschreibung. In seiner Habilitationsschrift thematisiert er Begräbnisse und die Sozialstruktur im Neu-Assyrischen Aschur.

Christina Leibfried

Christina Leibfried studierte Mittlere und Neuere Geschichte, Sinologie und Germanistik in Leipzig. Sie war 1997 bis 1998 DAAD-Stipendiatin an der Volksuniversität Peking. Im Jahre 2002 schloss sie ihr Studium mit einer Magisterarbeit über die Geschichte der Sinologie an der Leipziger Universität ab.

Sabine Mangold

Sabine Mangold studierte Geschichte, Politikwissenschaft und Orientalistik an der Universität des Saarlandes. Von 1994 bis 1995 hielt sie sich zu Studien in Damaskus auf. Nach ihrer Magisterprüfung erhielt sie 1998–2000 ein Stipendium der

Landesgraduiertenförderung des Saarlandes. 2001–2003 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Neuere Geschichte an der Universität des Saarlandes. Seit ihrer Promotion im Jahre 2003 ist sie wissenschaftliche Assistentin am Historischen Seminar der Universität Wuppertal.

Suzanne L. Marchand

Suzanne L. Marchand studierte Geschichte in Berkeley und Chicago. 1992 erfolgte die Promotion in Chicago. 2000–2001 verbrachte sie als Fellow am Wissenschaftskolleg in Berlin. Zur Zeit lehrt sie als Professorin an der Louisiana State University. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die neuzeitliche deutsche Geistesgeschichte. Sie publizierte insbesondere zur Geschichte der klassischen und archäologischen Studien in Deutschland.

Alain Messaoudi

Alain Messaoudi erhielt nach einem geschichtswissenschaftlichen Studium in Paris 1991 die Agrégation für Geschichte an der Universität Paris I. Anschließend lehrte er Neuere Geschichte an der Universität Paris III. Es folgte eine zweijährige Dozentur in Tunis und im Anschluss daran eine Dozentur an der Universität Valenciennes. Seit 2003 wirkt er als Professeur agrégé an der École des Hautes Études en Sciences Sociales. Sein gegenwärtiges Hauptarbeitsgebiet ist die Bedeutung der arabistischen Studien in Frankreich während der Kolonialzeit.

Johannes Renger

Johannes Renger promovierte 1965 im Fach Assyriologie in Heidelberg. Von 1966 bis 1976 lehrte und forschte er in Chicago. Er erhielt 1976 einen Ruf an die Freie Universität Berlin, wo er bis zu seiner Emeritierung wirkte. Seine zahlreichen Publikationen behandeln die Wirtschaftsgeschichte des Alten Orients und die Geschichte der assyriologischen Studien.

Jan Schmidt

Jan Schmidt ist Dozent für Osmanische Studien an der Universität Leiden. Er erstellt einen Katalog der türkischen Handschriften in niederländischen Bibliotheken und Museen, von dem zwei Teile bereits erschienen sind. Zusammen mit Barbara Flemming publizierte er eine biographische Arbeit über den Orientalisten Karl Süssheim, deren Grundlage Süssheims arabisch geschriebenes Tagebuch bildet. Er bereitet gegenwärtig eine Arbeit über die osmanische Schriftkultur zwi-

schen 1500 und 1900 auf der Grundlage von persönlichen Notizbüchern aus europäischen und türkischen Bibliotheken vor.

Bahodir Sidikov

Bahodir Sidikov wurde in Taschkent geboren. Er studierte Orientalistik in St. Petersburg. Im Anschluss an seine Magisterprüfung erfolgten verschiedene Forschungsaufenthalte in Jerusalem und Kairo. Den regionalen Schwerpunkt seiner Studien bildet Zentralasien, über dessen Erforschung er 2003 in Halle promovierte. Seither ist er Mitarbeiter an einem Projekt über Übergangsgesellschaften an der Freien Universität Berlin.

Gabriele Ziethen

Gabriele Ziethen studierte Alte Geschichte, Vor- und Frühgeschichte sowie Klassische Archäologie an den Universitäten Mainz und Freiburg im Breisgau. Das Studium schloss sie 1990 mit dem Magister ab. 1991 wurde sie mit einer Dissertation zur römischen Diplomatiegeschichte an der Universität Mainz promoviert. Nach zehnjähriger Tätigkeit bei der Archäologischen Denkmalpflege in Mainz ist sie seit 2001 im Rahmen ihres Programms „AKSUM–Akademische Kurse, Seminare und Mitarbeiterberatung“ und seit 2002 als freiberuflich wirkende Professorin (CN) sowie als Autorin für verschiedene wissenschaftliche Institutionen im In- und Ausland tätig. Ihre Publikationen erfolgten zu Themen der Alten Geschichte, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte.